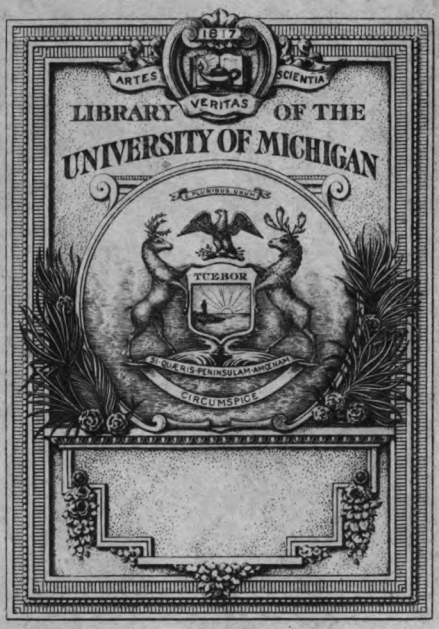
A 927,547

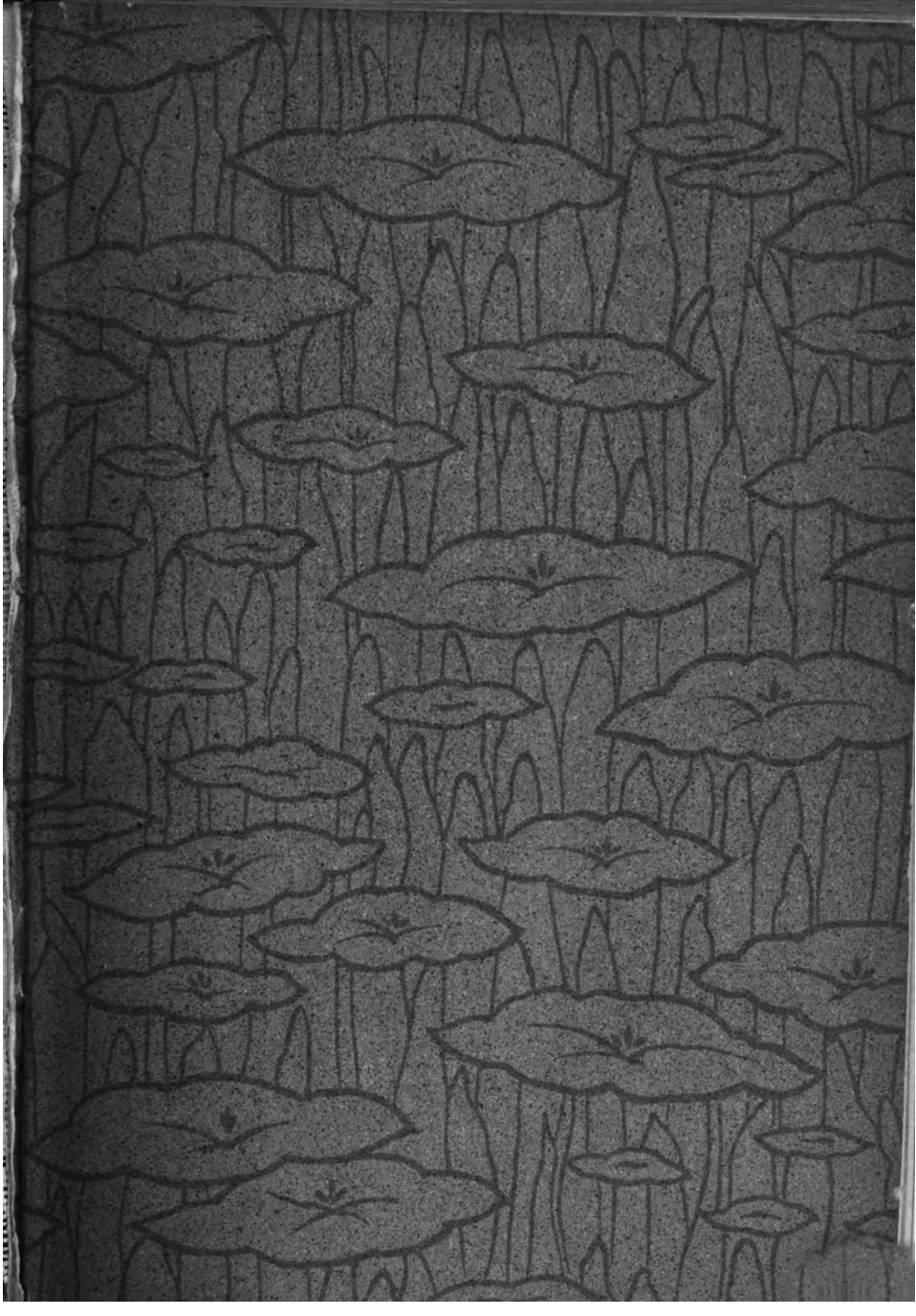
Meister Timpe

Roman von

Max Kretzer



THE GIFT OF
Prof. Fred Newton Scott



838
K92t
1901

Meister Timpe

Von **Max Kretzer** sind erschienen:

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart. Vierte Aufl. M. 4,—, eleg. geb. M. 5,—.

Die Betrogenen. Berliner Roman. Fünfte Aufl. M. 4,—, eleg. geb. M. 5,—.

Die Blinde. Maler Ulrich. Novellen. Dritte Aufl. M. 2,—, eleg. geb. M. 3,—.

Die Buchhalterin. Roman. Zweite Aufl. M. 5,—, eleg. geb. M. 6,—.

Gefärbtes Haar. Berliner Sittenbild. M. 1,—.

Die beiden Genossen. Sozialer Roman. Vierte Aufl. M. 3,—, eleg. geb. M. 4,—.

Das Gesicht Christi. Roman. Vierte Aufl. M. 4,—, eleg. geb. M. 5,—.

Im Riesennest. Berl. Geschichten. Zweite Aufl. M. 2,—, eleg. geb. M. 3,—.

Meister Timpe. Sozialer Roman. Dritte Aufl. M. 4,—, eleg. geb. M. 5,—.

Ein verschlossener Mensch. Roman. Zweite Aufl. M. 3,—, eleg. geb. M. 4,—.

Das Rätsel des Todes und andere Novellen. M. 3,—, eleg. geb. M. 4,—.

Die gute Tochter. Roman. Zweite Aufl. M. 5,—, geb. M. 6,—.

Ein Unberühmter und andere Novellen. M. 2,—, eleg. geb. M. 3,—.

Warum? Roman. M. 5,—, eleg. geb. M. 6,—.

Bürgerlicher Tod. Drama. M. 1,—.

Der Sohn der Frau. Schauspiel. M. 2,—, geb. M. 3,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Meiſter Timpe

Sozialer Roman

von

Max Kretzer

Dritte Auflage

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul Liſt

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von Walter Möschke in Leipzig.

Gift
Rev. F. W. Conrth
12-16-30

I.

Früh morgens, wenn die Hähne kräh'n —

Berlin schlief noch, aber es lag in jenem leisen Schlummer, der dem Erwachen vorhergeht. Eingelullt in süße Träume, ahnte es nichts von den Sorgen und Kämpfen des kommenden Tages, von dem unerwarteten Glück, den zermalmenden Schlägen des Schicksals. Nur an einzelnen Stellen stieß der tausendköpfige Koloß seinen Atem aus. Dunkler, zu gewaltigen Ringen geballter Qualm entstieg, von Feuergarben begleitet, den geschwärzten Schloten; wie der Gigantenlunge eines unsichtbaren Ungeheuers entstoßen, strömte er dem graublauen Äther zu, verwob er sich allmählich mit der Dunstwolke, die den Horizont noch verschleierte.

Es war zwischen drei und vier Uhr an einem der letzten Tage der Monats April — in jener Stunde, wo die Straßen plötzlich menschenleer erscheinen, als

hätte selbst der letzte Kneipenschwärmer das Bedürfnis gefühlt, noch vor dem jähen Wechsel von Nacht und Tag im Schutze des Dunkels sein Heim zu erreichen. Hinter dem äußersten Häuserring tauchte der erste fahle Schein der Morgendämmerung auf, der wie das geisterhaft bleiche Antlitz eines Riesen aus dem Dunkel sich erhob und immer höher und höher stieg. Die Häuser erschienen wie bleigetränkt, die Perspektive der Straßen verkürzte sich: Berlin glich einer toten Stadt, in der jeder Tritt, jedes leise Geräusch ein Echo abgiebt, das weit vernehmbar die Luft durchzittert.

In diesem Zwielicht taumelte Franz Timpe durch die Straßen, dem Hause seines Vaters zu, um Ruhe für seinen schweren Kopf zu suchen. Die Augen fielen ihm fast zu, sein Gang war unsicher, so daß er sich mit Gewalt beherrschen mußte, um auf den Beinen zu bleiben. Auf dem jugendlichen, nicht unschönen Antlitz zeigten sich die Spuren einer durchzechten Nacht: jene Merkmale der Überanstrengung, welche ein schwacher Körper noch nicht zu überwinden vermag. In der eigentümlichen Beleuchtung des heranbrechenden Morgens, hervorgerufen durch den Kampf der letzten Schatten der Nacht mit dem grün-gelben Luftschein am Horizont, erschien sein Gesicht fahl und grau, hatte es harte, ausdruckslose Linien angenommen. Den Paletot lose um die Schultern gehängt, den Hut in den Nacken gerückt, das Pincenez schief auf die Nase geklemmt, fuchtelte er mit dem dünnen Spazierstöckchen in der Luft herum, versuchte er jedem Laternenpfahl seine Fechterkünste zu beweisen.

In seiner Phantasie standen die Häuser schief, machten sie einen fremdartigen Eindruck auf ihn, trotzdem ihm jedes einzelne durch die Firmenschilder, die an ihm klebten, die Eigentümlichkeiten, die ihm anhafteten, genau bekannt war. In diesem Stadtviertel war er geboren, hatte er die Tage seiner Kindheit verlebt, war er zum Knaben und zum Jüngling gereift. Selbst jetzt, wo das Fehlen der flutenden Menge und rasselnden Wagen, die herabgelassenen Rouleaux und geschlossenen Jalousien den Gebäuden eine veränderte Physiognomie gaben, waren ihre Absonderlichkeiten seinem Gedächtnisse eingeprägt, denn es war nicht das erste Mal, daß er spät nach Mitternacht an ihnen vorüberschritt. Seit beinahe einem halben Jahre, seitdem ihn der Weg von der Schule direkt ins Kontor der Firma Ferdinand Friedrich Urban geführt hatte, war fast keine Nacht vergangen, während welcher er nicht das nächtliche Leben Berlins durchkostet hatte.

Die frische Morgenluft wirkte endlich wohlthuend auf ihn ein. Seine Haltung wurde sicherer, sein Gedankengang klarer, nur die Müdigkeit wollte nicht von ihm weichen. Um sich munter zu erhalten, begann er halblaut ein Lied zu summen, das er aber wieder abbrach, weil die Kehle ihren Dienst versagte.

Er befand sich in jenem Gewirr enger Straßen des Ostens von Berlin, die sich wie ein Überbleibsel aus alter Zeit bis heute noch erhalten haben. Altehrwürdige Giebeldächer mit Mansardenfenstern blickten auf ihn herab. Unregelmäßig standen die Gebäude am schmalen Trottoir, hier eines von schiefer Haltung, wie

von der Last der Jahre vornübergebeugt, dort eines weit hinter die Front gerückt, geziert mit einem kleinen Vorgarten, dessen Epheu die schmalen Fenster umrankte und bis zum Dache hinauflief. Nur vereinzelt überragte ein vierstöckiger Steinkasten, wie ein schlank gewachsener Jüngling zusammengeschrumpfte Greise, die vorväterlichen Wohnstätten, um einem stummen Wahrzeichen gleich den Segen der neuen Zeit zu verkünden. In der Stille dieses patriarchalischen Viertels vernahm man weiter nichts, als die schallenden Schritte des jungen Mannes und das schrille Pfeifen eines Bäckerjungen, das wie die ersten Mißtöne des erwachenden Tages aus der Entfernung herüberklang.

Als Franz Timpe um die nächste Ecke bog, erblickte er endlich das Haus seines Vaters. Wie von Angst und Reue erfüllt, bannte er seine Schritte und drückte sich an die Häuser. Er befürchtete gesehen zu werden und schämte sich seines Nachhausekommens um diese Stunde. Beim Weiterschreiten richtete er den zaghaften Blick auf die gegenüberliegenden Fenster, hinter welchen noch friedliche Ruhe herrschte; dann rechts und links die Straße entlang. Er versuchte den Nachtwächter zu erspähen, der ihm wie gewöhnlich das Haus öffnen sollte.

Krusemeyer, ein bereits alter Beamter, dessen kugelrundes Gesicht von einer silbergrauen Bartfraise umrahmt wurde, hatte auf ihn gewartet. Er stand mit einem Schutzmann plaudernd unter dem Thorbogen eines neuen Gebäudes auf der anderen Seite der Straße und beobachtete das Näherkommen des jungen Mannes.

Seit fünfzehn Jahren verſchloß er die Häuſer in dieſem Revier, konnte ſich aber nicht entſinnen, jemals einen beſſeren Kunden gehabt zu haben, als Franz Timpe es war. Er hielt ſich daher mit Vorliebe in dieſem Teile der Straße auf, um ſich das übliche Zehnpfennigſtück nicht entgehen zu laſſen. Der Länge der Zeit, während welcher er hier ſeinem nächtlichen Berufe obgelegen, hatte er es zu verdanken, daß er mit den Geheimniſſen der Hausbewohner vertraut war, ihre Tugenden und Sünden, Freuden und Leiden kannte. Wenn er hätte ſprechen dürfen, was würde man da vernommen haben! Vormittags holte er den verlorenen Schlaf der Nacht nach. Nachmittags betrieb er ſein Geſchäft als Flickſchuſter, bis die Zeit zum Abendappell ihn rief. Auf den einſamen Gängen durch die dunklen Straßen hatte ſich mit der Zeit ein Philoſoph aus ihm gebildet, der, in des Wortes beſter Bedeutung, ſein Licht nur im Dunkeln leuchten ließ. Und da ein Philoſoph mindeſtens einen vertrauten Abnehmer ſeiner Ideen haben muß, ſo hatte ſich denn auch im Laufe der Jahre ein ſolcher in einem gleichaltrigen, bereits mit einer ſtattlichen Zahl Dienſtjahre befrachteten Schutzmann des Reviers gefunden, welcher den ſeltenen und merkwürdigen Namen Liebegott führte.

Herr Alexander Liebegott erfreute ſich eines behäbigen Körperumfanges, der den Neid ſeiner ſämtlichen Kollegen und die Freude aller derjenigen zweifelhaften Individuen bildete, welche in nächtlicher Stunde auf der Flucht vor ihm begriffen waren, und denen er niemals auf den Ferſen zu bleiben vermochte. Auf

den Schultern ruhte ein Riesenkopf, in dessen kürbisfarbenem Gesichte eine etwas großgeratene Nase in sanftestem Violett erstrahlte und ein mächtiger Schnurrbart traurig seine ungedrehten Spitzen hängen ließ, so daß das würdige Antlitz dem eines Seelöwen glich.

Krusemeyer und Liebegott waren, soweit die Gesellschaft sich darbot, auf ihren nächtlichen Gängen ein unzertrennliches Paar, dessen Hang zu philosophischen, höchst sonderbaren Gesprächen eben so groß war, wie die uneigennützige Freundschaft zu einander und die Liebe zu gewissen alkoholduftenden „Erheiterungstropfen", die in kalten Winternächten dazu dienen mußten, das Gespräch über die großen Vorgänge dieser Welt zu gleicher Zeit mit der Wachsamkeit anzufeuern. Im übrigen waren sie zwei pflichtgetreue Beamte, welche die Achtung ihrer Vorgesetzten genossen und beim Publikum allgemein beliebt waren. Die Autorität, die sie in den Augen ihrer Kollegen besaßen, war bereits eine derartige, daß ein Streit unter ihnen mit den vielbedeutenden Schlußworten: „So sagt Krusemeyer", oder: „So sagt Liebegott", zu gunsten des diese Behauptung Aufstellenden als beendet betrachtet werden durfte.

Wenn die Ansichten der Beiden zeitweilig auseinandergingen, so geschah es über die Frage nach dem höchsten Ziele ihrer Wünsche. Liebegott hegte nur den einen Wunsch: während seines nächtlichen Dienstes von niemandem belästigt zu werden, um seine teure Haut nicht zu Markte tragen zu brauchen; Krusemeyers höchster Wunsch ging dahin: durch eine seltene Helden-

that ſich diejenigen Lorbeeren zu erwerben, die unbedingt nötig waren, um ſeine ſoziale Stellung nach Kräften aufzubeſſern. Er hatte es beſonders auf nächtliche Einbrüche abgeſehen, lebte daher in der Einbildung, eines Nachts irgend einen Juwelier oder einen reichen Fabrikanten durch ſeine Aufmerkſamkeit vor einem Verluſt bewahren zu können, wodurch ihm dann eine reichliche Belohnung zu teil werden würde; ganz abgeſehen von der amtlichen Belobung und Auszeichnung, die zu erwarten waren. Seine Phantaſie hatte ſich während der Jahre ſo ſehr mit dieſer dereinſtigen Heldenthat beſchäftigt, daß ſein Spürſinn in jedem, einigermaßen verdächtig ausſehenden Paſſanten jene gefährliche Perſon witterte, deren verbrecheriſches Treiben ihn endlich zum Helden ſeiner Umgebung machen ſollte. Da er obendrein ein arger Bücherwurm war, der die geringe freie Zeit, die ihm am Tage während der Pauſen beim Eſſen zur Verfügung ſtand, redlich dazu benutzte, abenteuerliche Romane zu leſen, in denen das Verbrechertum eine Hauptrolle ſpielte, ſo war ſein Kopf mit den Erinnerungen an allerlei grauſige Dinge erfüllt, die in einſamen Nachtſtunden erſt recht ihre Wirkung thaten.

„Ich erreiche es doch noch“, ſagte er mit Bezug auf die größte Zukunftsthat ſeines Lebens.

Liebegott ſchüttelte das ſchwere Haupt und erwiderte:

„Ich glaube es nicht. Hier in dieſer Gegend, wo jeder darauf wartet, daß man ihm etwas ins Haus trage! Laß den Gedanken daran fallen. Und bedenke

nur: Wenn der Kerl ausrückt und du laufen müßteſt, verſtehſt du? Ich ſage laufen — —“

Alexander Liebegott beendete den Satz nicht. Es war ihm ſchon entſetzlich genug, nur an die Möglichkeit einer ſchnellen Fortbewegung zu denken. Er ſtarrte vielmehr vor ſich hin, lächelte dann im Gefühle ſeiner Sicherheit und klopfte leiſe mit der flachen Hand auf den wohlgenährten Bauch, während Kruſemeyer liſtig die Augen zuſammenkniff und ſagte: „He, he, dann rufe ich dich, du fängſt ihn gewiß.“

„Keine Anſpielung“, brummte Liebegott mit komiſchem Ernſt.

Die Annäherung Franz Timpes gab dem Geſpräch eine andre Wendung. Das laute Krähen eines Hahnes ließ ſich in der Nachbarſchaft vernehmen. Aus der Ferne klang ſchwach die Antwort eines zweiten und dritten herüber.

„Recht ſo, melde dich, alter Junge“, begann Kruſemeyer wieder. „Die Stunde muß angezeigt werden, in welcher der hoffnungsvolle Sohn nach Hauſe kommt . . . Sage mal, Liebegott, haſt du es auch ſo in deiner Jugend getrieben, he?“

„Wäre ſo etwas geweſen, Kruſemeyer! Birke und Weide hätten einen Walzer auf meinem Buckel aufgeführt, und mein Alter wäre der Tanzmeiſter geweſen, der die Hände dabei bewegt hätte“, erwiderte der Angeredete mit unterdrücktem Lachen.

„Meiſter Timpe muß einen Narren an ſeinem Jungen gefreſſen haben, daß er ſo etwas duldet; aber das machen die Kneipmädels, die den Bengels die

Köpfe verdrehen und das Geld aus der Taſche ziehen", philoſophierte Kruſemeyer, als er ſich anſchickte, dem Rufe des jungen Mannes Folge zu leiſten. Bevor er über den Damm ging, wandte er ſich noch einmal an den Genoſſen.

„Hörſt du nichts, Liebegott? Mir wars, als knarrte hier hinter uns eine Thür. Sollte vielleicht ein Dieb —"

„Beruhige dich nur, es iſt nichts. Du wirſt es nicht erreichen, verlaß dich darauf," erwiderte Liebegott und ſchritt dann bedächtig die Straße nach der anderen Seite hinunter, um ſeinen Genoſſen an der nächſten Ecke zu erwarten.

Das Schlüſſelbund des Wächters knarrte, die ſchwere Thür drehte ſich in ihren Angeln und ſchloß ſich dann leiſe hinter Franz Timpe, der horchend ſtehen blieb. Im Hauſe war noch alles ruhig. Durch die geöffnete Hofthür fiel ein fahler Schein auf die roten Steinflieſen des Flurs, der ſich ſchmal und lang, gleich einer Kegelbahn, durch das altertümliche Haus zog. Links befand ſich die Werkſtatt des Vaters, rechts die Wohnung der Eltern. Auf dieſer Seite führte eine ſchmale, gebrechliche Stiege zum einzigen Stockwerk des Hauſes empor, in dem zwei kleine bewohnbare Stuben ſich befanden. In der einen ſchlief Franz, in der anderen Gottfried Timpe, der Großvater.

Der Großvater! Bei dem Gedanken an ihn erzitterte der junge Mann, denn der Greis pflegte mit den Hühnern aufzuſtehen, war begabt mit einem

wunderbar feinen Gehör und der einzige Feind, den er im Hauſe beſaß.

Franz Timpe lauſchte noch eine Weile, dann zog er behutſam die Stiefel von den Füßen und ſchlich mit angehaltenem Atem die leiſe ächzende Treppe empor. Oben angelangt, tappte er die Wand entlang, denn hier herrſchte noch völliges Dunkel. Er mußte bei der Thür des Großvaters vorüber, um zu der ſeinigen zu gelangen. Lautloſe Stille umgab ihn. Er atmete auf. Als er aber in ſeinem Zimmer angelangt war, vernahm er durch die dünne Wand deutlich das laute Huſten des Großvaters: die ihm längſt bekannte Begrüßung, die in aller Frühe zu ertönen pflegte, als ein Zeichen, daß der ſteinalte Mann das Nachhauſekommen ſeines Enkels gehört habe.

Franz Timpe preßte vor Ärger die Lippen feſt aufeinander; dann ſuchte er totmüde ſein Lager auf, um ſich während einiger Stunden für den kommenden Tag zu ſtärken. Durch das dünne Rouleaux drang das Licht des immer mehr heraufziehenden Morgens gedämpft herein und ließ in dem Halbdunkel nur das bleiche Geſicht des Schläfers leuchten.

II.

Drei Generationen.

Na, ja, das waren noch andere Zeiten . . . . . damals! Das Handwerk hatte einen goldenen Boden und wurde geehrt. Voll Stolz band man sich frühmorgens die Schürze vor und schämte sich nicht der Arbeit der Eltern. Aber das scheint sich geändert zu haben, seitdem ich nicht mehr sehen kann. Heute will so ein Grünschnabel von Junge den großen Herrn spielen, mit gefüllter Tasche und weißen Händen umherlaufen und klüger als wir Alten sein . . . Aber die Zuchtrute fehlt, die Zuchtrute — das ist meine Rede!"

Auf diese wohlgemeinten Worte Gottfried Timpes, die sich seit einem Jahrzehnt täglich zu wiederholen pflegten, blieb Johannes Timpe gewöhnlich die Antwort schuldig, sobald es sich um die Anklage gegen sein

einziges Kind, seinen Sohn, handelte. Aber sein Blick voll Liebe richtete sich mit dem Ausdrucke tiefsten Mitleids nach dem Fenster auf die hinfällige Gestalt des dreiundachtzigjährigen Greises, der seit einem Jahrzehnt ein Dasein in ewiger Nacht führte und in der Welt des vergangenen Jahrhunderts lebte, die seine Erinnerung ihm vor das geistige Auge zauberte.

Ja, der Großpapa, sein Zorn über die Neuerungen! Es war schwer, sich beiden zu widersetzen, denn man ehrt die Ruine, der man seine Existenz zu verdanken hat, und betrachtet ihre Absonderlichkeiten wie etwas Heiliges, Überliefertes. Und Johannes Timpe hatte seinem Vater alles zu verdanken: seine Kunstfertigkeit als Drechsler, die Zähigkeit und Ausdauer, die man ihm nachrühmte, und auch dieses kleine, unscheinbare Haus, in dem er geboren und erzogen worden war. Schon sein Äußeres verriet die längst vergangene Epoche, in der es entstanden war. Über den vier Fenstern des Parterregeschosses zeigten sich, in Stein gehauen, geflügelte Engelsköpfe, von denen nur zwei noch völlig erhalten waren, während von je einem der anderen Nase und Flügel fehlten.

Die drei ausgetretenen Steinstufen führten zu der bohlenartigen, mit großen Nägelköpfen gezierten Thür, über welcher reliefartig das Sinnbild des Drechsler- und Kunstdrechslergewerbes prangte: ein Taster, auf dem über Kreuz Meißel und Röhre lagen; darunter eine Kugel, flankiert von zwei Schachfiguren.

Was dem Hause als ein besonders Merkmal anhaftete, war seine außergewöhnliche Lage. Es stand

mit der Front schräg hinter der Straße, so daß vor seinen Fenstern zwischen der Flucht des Trottoirs und der Seitenwand des Nachbarhauses ein spitzwinkliger Vorderhof entstanden war, der von der Straße durch ein Holzgitter getrennt wurde. Dieser absonderliche Umstand hatte auch an der Schmalseite des Gebäudes, an deren äußerster Ecke das andere Nachbarhaus hervorragte, einen zweiten, kleineren Winkel geschaffen, der durch eine Bretterwand bis zur Höhe des Giebelfensters den Blicken verdeckt wurde. Man hätte das ganze Häuschen wie einen steinernen, nach Fertigstellung der Straße in dieselbe hinein getriebenen Keil betrachten können, wenn nicht sein Alter dem widersprochen haben würde. In Wahrheit war es bereits vorhanden gewesen, als vor einem halben Jahrhundert die Notwendigkeit zur Anlage einer Straße an dieser Stelle sich geltend gemacht hatte nnd man das Häuschen rechts und links zu umbauen begann, weil sein bisheriger Besitzer, Ulrich Gottfried Timpe, nicht die geringste Neigung zeigte, seine Rechte zu veräußern.

Wenn der Großvater seine ewigen Rückblicke mit den Worten einleitete: „Ja, ja, das waren noch andere Zeiten . . . damals!“ — so sprach er das in der Erinnerung an jene Jahre, wo das Häuschen hier noch wie ein einsamer Vorposten an der Peripherie der Stadt lag und den Blicken seiner Bewohner die weitmöglichste Aussicht über freie Felder und über das Bett der Spree gestattete.

Als Ulrich Gottfried Timpe im Jahre 1820 vermöge eines kleinen Kapitals, das sein Vater, der Kunst-

drechsler Franz David Timpe, ihm hinterlassen, sich hier angebaut hatte, war von dem großen Stadtteile, der sich heute von der Frankfurter Straße bis zur Spree hinzieht, noch wenig zu sehen. Vereinzelt standen die Häuser zwischen Gärten, Baustellen und Getreidefeldern. Selbst innerhalb der Stadtmauern zeigten sich lange Strecken öder Felder, unterbrochen bis zu den Thoren durch königliche Magazine, durch ein riesiges Familienhaus, das dazu bestimmt war, armen Handwerkerfamilien ein billiges Obdach zu gewähren, und hin und wieder durch eine der vielen Gärtnereien, deren blühende Obst- und Blumenanlagen das damalige Köpenicker Feld, auf dem heute ein Meer von Häusern sich erhebt, zu einem eigentlichen Fruchtfeld gestaltet hatte. Die Straßen glichen ländlichen Fahrwegen, auf denen man hin und wieder tief im Sande versank; und die ein- und zweistöckigen Häuser, die sich mit der Zeit zu Straßenzügen an einander gekettet hatten, waren zum größten Teil von armen Handwerkern bevölkert, die notdürftig ihr Dasein fristeten. Untergeordnete Gasthöfe und unansehnliche Wirtschaften tauchten überall auf und die mangelhafte Verbindung mit dem Zentrum der Stadt, die vereinzelt stehenden Häuser auf freiem Felde, hatten ein höchst zweifelhaftes Gesindel geschaffen, das in Spelunken aller Art seine Zufluchtsstätte fand, die Sicherheit bedrohte und die Gegend in einen argen Ruf brachte.

Und trotzdem lobte Ulrich Gottfried Timpe die alte Zeit, denn inmitten von Armut und Elend, die damals eben so vorhanden waren wie heute und die

ganze ungeheure Hälfte Berlins, die sich von dem Schlesischen- bis zum Rosenthaler-Thor hinzog, bevölkerten, hatte sein Handwerk geblüht, wurde es in Ehren gehalten, galt die Schlichtheit des Mannes noch etwas, bestrebte sich nicht der Sohn des Meisters, das Arbeitsgewand des Vaters zu verachten, um über seine Verhältnisse hinaus zu wollen. Allerdings wußte man auch damals noch nichts (nach der Ansicht Ulrich Gottfried Timpes!) von einer gewissen Affenliebe, mit denen die Eltern ihre Kinder beglücken, um dieselben eines Tages über ihre eigenen Köpfe wachsen zu sehen.

Gewiß, die Affenliebe! Johannes Timpe hätte über den Gebrauch dieses Wortes von Seiten des erblindeten Greises ein Liedchen singen können; denn der, dem die übertriebenen elterlichen Zärtlichkeiten galten, war Franz, sein und seines Weibes einziger Stolz.

Der heutige Besitzer des kleinen Hauses hatte erst spät geheiratet. Nachdem seine zwei Brüder, die ebenfalls in der Werkstatt des Vaters thätig gewesen waren, das Zeitliche gesegnet hatten, und seine Stellung im Hause eine völlig andere geworden, war der Entschluß in ihm gereift, seine langjährige Braut heimzuführen. Als das geschah, zählte er bereits sechsunddreißig Jahre. Sein erstes Kind war ein Mädchen gewesen, das aber gleich nach der Geburt gestorben war. Dann war sein Sohn gekommen und nach diesem abermals ein Mädchen, welches das zehnte Jahr erreicht hatte und dann ebenfalls den Eltern entrissen wurde. Der Schmerz Johannes Timpes und seiner

getreuen Gattin war ein unaussprechlicher gewesen. Als sie aber sahen, wie ihr Sohn zu einem hübschen Knaben heranwuchs und vortrefflich gedieh, faßten sie sich allmählich und übertrugen die Liebe, die sie für die blühende Tochter an den Tag gelegt hatten, auf ihn allein. Sie übersahen seine Schwächen, die sich im Hange zu allerlei Unarten, zum Verleugnen der Wahrheitsliebe, zur Ränkesüchtelei und zur Trägheit ausprägten; tröfteten sich mit der Selbstlüge, daß dieser böse Keim sich dereinst beim Emporschießen in die Frucht verlieren werde. War Franz doch ihr Stolz, der Träger des Namens seines Vaters, die Verwirklichung ihrer ganzen Zukunftspläne!

„Handwerker darf der Junge nicht werden, er soll sich sein Brod leichter verdienen," pflegte Johannes Timpe in den Stunden nach Feierabend zu Frau Karolinen zu sagen. Und die getreue Ehehälfte ließ die klappernden Stricknadeln auf ein paar Augenblicke ruhen, blickte im Zwielicht sinnend auf den kleinen Winkel vor dem Fenster hinaus und erwiderte stolzbeseelt: „In dem Jungen steckt etwas, der muß 'was Großes werden."

Diese elterlichen Träume hatten bereits begonnen, als Franz anfing, die Schule zu besuchen, der Großvater nach dem Heimgange seiner Frau über mangelndes Sehlicht klagte und Haus und Geschäft ganz in die Hände seines Sohnes legte. Und als eines Tages dem Alten durch eine Entzündung seiner Augen das Sehvermögen gänzlich entschwunden, er ganz und gar auf die liebende Pflege Johannes und Karolinens an-

gewiesen war, ein Leben aus sich heraus führte und nur noch mit seiner Erinnerung an die alte Zeit und mit seinen Ratschlägen nützen konnte; als Johannes Timpe der Werkstätte ganz allein vorstand, er das Schicksal seines Vaters tagtäglich vor Augen hatte — wurde umsomehr der Wunsch in ihm rege, seinem einzigen Kinde Erziehung und Bildung zu Teil werden zu lassen, die ihm die Fähigkeiten zu geben vermöchten, eine bessere soziale Stellung einzunehmen und sich mit weniger saurem Schweiß durchs Leben zu schlagen.

„Er soll Kaufmann werden," hatte er dann eines Tages mit einer Bestimmtheit gesagt, an welcher nichts mehr zu ändern war. Und mit diesem Ausspruch verbanden sich merkwürdige Ideen, die in innigstem Zusammenhange mit seinem Gewerbe standen. Er hatte acht Gesellen in seiner Werkstatt, die Drehbänke standen selten still, um Aufträge war er niemals verlegen, sein Wohlstand schien nach und nach zu reifen, seitdem der industrielle Aufschwung im Viertel immer größer wurde; ein kleines Kapital war zur Reserve angelegt worden — weshalb sollte er also nicht darauf sinnen, aus einem Handwerker zum Handeltreibenden zu werden, seine Beziehungen zu erweitern und auf eigene Faust zu spekulieren? Dazu bedurfte er eines gewiegten Beraters, den er dereinst in seinem Sohn zu erblicken gedachte.

Als Johannes Timpe in der Dämmerung eines Wintertages, wie gewöhnlich mit Frau Karoline am Fenster des Wohnzimmers sitzend, die Zukunft seines Sohnes festgestellt hatte, war auch sofort der Widerspruch bemerkbar geworden.

„Kaufmann iſt Laufmann," hatte die Stimme des Großvaters ſich vernehmen laſſen. „Mach den Jungen zu einem ordentlichen Handwerker, erziehe ihn zu harter Arbeit, dann wird er auch ſtets ſein Brot finden und euch nicht über die Köpfe wachſen. Ich will euch nicht wehe thun, aber der Junge hat ſchlechte Seiten. Und was ein Häkchen werden will, das krümmt ſich bei Zeiten."

Damals bereits war das harte Wort von der Zuchtrute gefallen, das ſich wie eine ewige Mahnung aus dem Munde des Alten Jahre hindurch fortſetzen ſollte.

Hätte Johannes Timpe ſeinen Vater nicht ſo lieb gehabt, nicht das Bewußtſein ſeiner ewigen Dankbarkeit gegen ihn mit ſich herumgetragen, ſo würde er über die Hartnäckigkeit, mit welcher der Greis die wohlmeinenden Pläne des Ehepaars bekämpfte, ernſtlich böſe geworden ſein; aber eingedenk des Sprichwortes, welches alten Leuten eine gewiſſe Wunderlichkeit zuſpricht, verlor er niemals ſeine Ruhe, verſuchte er ſo viel als möglich Ulrich Gottfried Timpe milder zu ſtimmen und ihn dem Knaben geneigter zu machen. Zum Schluß brachte er dann immer etwas hervor, was ſeiner Meinung nach das Recht auf ſeine Seite bringen mußte.

„Franz hat eine ſchwache Bruſt, er wird ſchwere Arbeit nicht ertragen können; für die Drehbank iſt er ganz und gar nicht geſchaffen."

Das war ein Punkt, der allerdings zu denken gab und welcher auch Karolinens Redſeligkeit ent-

feſſelte. Was hätte Gottfried Timpe wohl gegen die Mutterliebe einzuwenden vermocht! In einer derartigen Situation lauteten ſeine letzten Worte: „Ihr werdet's ja ſehen.“ Dann ſank das Haupt wieder auf die Bruſt, hüllte der Greis ſich in tiefes Schweigen.

So waren denn die Jahre vergangen. Franz hatte die obere Sekunda-Klaſſe der Realſchule erreicht und wurde dann bei Ferdinand Friedrich Urban in die Lehre gebracht. Das war bereits im Oktober des vergangenen Jahres geſchehen. Während dieſer Zeit hatte er vielfach Gelegenheit gefunden, ſeine Anlagen zum Leichtſinn auf's Gründlichſte zu beweiſen, die Freiheit des Willens, die man ihm ſeit ſeiner früheſten Jugend gelaſſen hatte, nach Kräften auszunützen. An Bildung und Wiſſen ſeinen Eltern weit überlegen, inmitten der Weltſtadt groß geworden, gewöhnt mit gleichaltrigen Genoſſen in Berührung zu kommen, deren Eltern eine andere Lebensſtellung einnahmen, als die ſeines Vaters war, von dem brennenden Ehrgeize beſeelt, in eine andere Sphäre der Geſellſchaft hineinzukommen — hatte er ſich mit der Zeit Neigungen zugewendet, die ihm unzertrennbar von den Paſſionen eines jungen Mannes ſeiner Bildung und ſeiner Zukunft ſchienen.

Meiſter Timpe verweigerte ſeinem Sohne nichts. Er kleidete ihn nach der neueſten Mode, er gab ihm zu dem kleinen Monatsgehalt ein reichliches Taſchengeld und empfand einen gewiſſen Stolz darin, von wohlmeinenden Nachbarsleuten die elegante Erſcheinung ſeines Sohnes, der wie ein „junger Graf“ dahinſchreite,

gelobt zu wiſſen. Dabei überſah er denn auch gern die „kleinen Seitenſprünge“ Franzens, wie er die abenteuerlichen Kneipereien des jungen Mannes zu nennen pflegte. Das kam ſelten vor; legte ſich doch der „gute Junge“ faſt regelmäßig um 9 Uhr ſchlafen, um des Morgens rechtzeitig munter zu ſein. Als der Großvater eines Vormittags ſeinem Sohne berichtete, daß Franz einige Mal nach Mitternacht nach Hauſe gekommen ſei, lachte Johannes Timpe ihm laut ins Geſicht. Sein Sohn, der um 9 Uhr bereits nach ſeiner Stube hinaufgegangen war, ſollte am frühen Morgen nach Hauſe gekommen ſein! Er fand das äußerſt ſchnurrig und ſprach von „wunderlichen Träumen“ und „Geſpenſterſehen trotz der Blindheit.“ Der Greis aber hatte ſich nicht getäuſcht. Eines Abends vernahm er, wie ſein Enkel kurz vor zehn Uhr leiſe die Thür verſchloß und die Treppe hinunterſchlich. An den geſchloſſenen Fenſterläden vorüber konnte Franz unbemerkt die Straße erreichen. Das wiederholte ſich mehrmals in der Woche. Er täuſchte und belog ſeine Eltern zu gleicher Zeit.

Der Alte war ſtarr bei dieſer Entdeckung, behielt ſie zuerſt für ſich, nahm aber ſeinen Enkel bei Gelegenheit in's Gebet, um ihn zu beſchämen. Timpe junior leugnete; und als er inne ward, daß das nichts helfe, wurde er von einem unbezwingbaren Haß gegen den Alten erfaßt — einem Haß, der eigentlich nur das helle Aufflackern einer von ſeiner Kindheit an in ihm ſchlummernden Abneigung gegen den Großvater war.

Ulrich Gottfried Timpe aber mußte nach seiner Mitteilung erleben, daß Johannes zuerst ein sehr ernstes, überraschtes Gesicht zeigte, dann zu lachen anfing und sagte: „Ein toller Junge! Der hat richtigen Mutterwitz. Ich weiß, Vater, daß du dich nicht gut mit ihm stehst; überlaß mir nur die Geschichte. Das ist mehr Leichtsinn als Schlechtigkeit. Du darfst nicht vergessen, daß die jungen Leute von heute anders über die Moral denken, und daß die Welt mit der Zeit eine andere geworden ist. Das verstehen wir Beide nicht mehr. Du noch weniger als ich."

Als Franz Timpe von dieser Unterredung erfahren hatte, versuchte er seinen Großvater auf das Gründlichste anzuschwärzen: Der Alte gönnte ihm nicht das liebe Leben. Wenn er wirklich einmal des Nachts spät nach Hause gekommen, so sei das nicht so schlimm und nicht dazu angethan, eine große Klatscherei darüber zu machen. Das ganze Bestreben des Großpapas ginge nur darauf hinaus, ihn mit den Gesellen auf eine Stufe zu stellen, wie es früher vielleicht Mode gewesen sein mochte. Könne er wohl etwas dafür, wenn der Geschäftsführer ihm die Ehre erweise, mit ihm länger zu kneipen, als es sonst der Fall zu sein pflegt? Er sei eben sehr angesehen im Geschäft und seine Kollegen hielten große Stücke auf ihn.

Damit hatte Franz sein Ziel erreicht; denn Johannes Timpe, erfreut über das Ansehen, das sein Sohn, der Stolz seiner alten Tage, genoß, wischte die Hände an der blauen Schürze ab, zog seinen Stammhalter an sich und sagte leise, indem er sich verlegen

umſah, als befürchte er, von dem Großpapa gehört zu werden:

„Ich weiß, wie das iſt, mein Junge . . . Alſo der Geſchäftsführer verkehrt mit dir? Hm — das läßt ſich hören . . . Verſprich mir nur, nicht länger als bis Mitternacht wegzubleiben, dann bin ich ſchon zufrieden. Du mußt doch ſchlafen. Wenn das nicht wäre . . .“

Franz Timpe wendete ſein hübſches Geſicht ab, denn er wollte dem Vater ſeine Verlegenheit nicht zeigen. Und während Daumen und Zeigefinger der rechten Hand ſich mit dem Flaum der Oberlippe beſchäftigten, erwiderte er: „Ich verſpreche es dir!“

„Ich wußte, daß du es thun würdeſt, mein Sohn.“

Meiſter Timpe hatte ſeinem Jungen vergnügt auf die Schulter geklopft und ihn dann (es war in der Mittagsſtunde beim hellen Sonnenſchein eines trocknen Wintertags) durch den langen Flur nach dem Garten hinaus genötigt, der ſich hinter dem Häuschen ausdehnte.

Mit dieſem Fleckchen Erde hatte Johannes Timpe ſeine beſonderen Pläne, über welche er nur zu gern mit ſeinem Sohne ſprach. Da ſchwirrten die Worte: „Anbauen . . . Kleine Fabrik errichten . . . Das Geſchäft kaufmänniſch betreiben . . . Seinen Sohn zum Kompagnon machen . . . Neues Vorderhaus errichten . . .“ durch die Luft, ſo daß Franz ſeinem Vater mit dem größten Intereſſe zuhörte; denn man ſchilderte ihm das Element, in dem er ſich einſt zu bewegen gedachte.

Befehlen, herrſchen, Fabrikbeſitzer ſpielen — gewiß, das war das Ziel, dem er zuſtrebte.

Während aber Johannes Timpe das ſeinem Sohne entwickelte, vergaß er niemals, den Kopf nach dem Großpapa zu wenden, der in der Mittagsſtunde in dem Rahmen der Hofthür zu ſtehen pflegte, um die Tauben zu füttern, die girrend auf ſeinen Pfiff heran geflogen kamen. Der Drechslermeiſter fürchtete ſeinen Vater, wie Franz ihn haßte.

Was würde er wohl ſagen, wenn er Kenntnis von dieſen tollen Plänen bekäme? Er, der ſich einen Handwerker nicht anders vorſtellen konnte, als mit zwei oder drei Gehülfen in der Werkſtatt, arbeitend gegen bare Bezahlung, im Beſitze eines einzigen Geſchäftsbuches, in dem die Ausgaben und Einnahmen gewiſſenhaft verzeichnet wurden; beſcheiden und anſpruchslos lebend, nur darauf bedacht, ohne jede Spekulation zu einem ſoliden Wohlſtande zu gelangen.

Großvater, Vater und Sohn bildeten in ihren Anſchauungen den Typus dreier Generationen. Der dreiundachtzigjährige Greis vertrat eine längſt vergangene Epoche: jene Zeit nach den Befreiungskriegen, wo nach langer Schmach das Handwerk wieder zu Ehren gekommen war und die deutſche Sitte aufs neue zu herrſchen begann. Er lebte ewig in der Erinnerung an jene glorreiche Zeit, die nach Jahren voller Schrecken und Demütigung den deutſchen Bürger zu einem beſcheidenen Menſchen gemacht hatte.

Johannes Timpe hatte in den Märztagen Barrikaden bauen helfen. Er war gleichſam das revoltierende

Element, das den Bürger als vornehmſte Stütze des Staates direkt hinter den Thron ſtellte und die Privilegien des Handwerks gewahrt wiſſen wollte.

Und ſein Sohn vertrat die neue Generation der beginnenden Gründerjahre, welche nur darnach trachtete, auf leichte Art Geld zu erwerben und die Gewohnheiten des ſchlichten Bürgertums dem Moloch des Genuſſes zu opfern.

Der Greis ſtellte die Vergangenheit vor, der Mann die Gegenwart und der Jüngling die Zukunft. Der Erſte verkörperte die Naivität, der Zweite die biderbe Geradheit des Handwerksmannes, der ſich ſeiner Unwiſſenheit nicht ſchämt, ſich ſeines Wertes bewußt iſt; und der Dritte die große Lüge unſerer Zeit, welche die Geiſtesbildung über die Herzensbildung und den Schein über das Sein ſtellt.

III.

Die Nachbarschaft.

So winklig wie Timpes Haus nahm sich auch das Gärtchen aus. Eine in doppelter Manneshöhe emporragende Mauer umschloß es von drei Seiten und trennte es vom Nachbargrundstück. Diese Mauer hatte ihre besondere Geschichte.

Vor zehn Jahren stand an ihrer Stelle ein niedriger Staketenzaun. Die Handwerkerfamilie konnte an schönen Sommertagen, war sie hinten in einer kleinen Laube versammelt, einen herrlichen Anblick genießen, wenn die Augen sich nach den uralten Bäumen, grünenden Rasenflächen und künstlichen Blumenanlagen des Nachbargrundstückes richteten. Dasselbe gehörte einer reichen Kaufmanns-Witwe, die mit ihren Töchtern in der nächsten Querstraße ein villenartiges Haus bewohnte. Die drei Kinder im Alter von 7 bis 12 Jahren hatten

ein beſonders Vergnügen daran gefunden, vom niederen Zaune aus dem Treiben in der Werkſtatt, deren große Fenſter nach dem Gärtchen hinausgingen, zuzuſchauen. Das Schnurren der Drehbänke und das Sprühen der Schnitzel übten einen großen Reiz auf ſie aus.

Mit der Zeit waren ſie mit Franz ſo vertraut geworden, daß er ſich nicht ſcheute, den Zaun zu überklettern, um ſich nach Herzensluſt mit den Mädchen in dem großen Garten zu tummeln. Dabei blieb es jedoch nicht. Sein Hang zu allerlei üblen Streichen trieb ihn öfters dazu, in der Dämmerung auf eigene Fauſt dem Nachbargrundſtücke Beſuche abzuſtatten, um die Obſtbäume zu plündern.

Als er eines Abends dabei geſehen worden war, hatte es eine Auseinanderſetzung zwiſchen der Witwe und Johannes Timpe gegeben. Der Drechslermeiſter war ſehr betrübt über die Diebereien ſeines einzigen Kindes und verſprach der Witwe, den Knaben zu züchtigen und Sorge dafür zu tragen, daß man ihr zu weiteren Klagen keine Veranlaſſung geben würde. Johannes Timpe hätte vielleicht die verſprochene Züchtigung, zum erſtenmal in ſeinem Leben, energiſch vorgenommen, wenn er nicht bemerkt haben würde, wie ſein Vater bereits auf den Augenblick wartete, wo das Geheul des Jungen ihm endlich den Beweis für die Umſetzung ſeiner Lehre von der Zuchtrute ins Praktiſche geben werde. Er unterließ alſo die Züchtigung und beſchränkte ſich auf einen Verweis, der beſchämend auf ſeinen Sprößling wirken ſollte. Seine übergroße Gutmütigkeit aber that nicht die geringſte Wirkung; denn

nach acht Tagen hatte Franz die gute Lehre vergeſſen. Er ließ ſich abermals auf friſcher That im Nachbargarten ertappen. Diesmal ſchlug die Witwe einen anderen Weg ein.

Eines Tages wurden Fuhren neuer Steine hinter dem kleinen Zaune abgeladen; Arbeiter mit ihren Gerätſchaften erſchienen und errichteten in wenigen Tagen die mit Glasſcherben gekrönte Mauer.

Johannes Timpe und Frau Karoline waren natürlich ſehr aufgebracht darüber. Der Meiſter ſetzte eine Beſchwerde auf, des Inhalts, daß die Mauer der Werkſtatt das Licht nehme. Es kam auch eine Kommiſſion, um ſich an Ort und Stelle davon zu überzeugen, gelangte aber zu dem Reſultat, daß der Abſtand der Mauer vom Hauſe ein zu großer ſei, um die Beſchwerde zu rechtfertigen. Sie mußten ſich alſo in das Unvermeidliche fügen. Nur der Großvater fühlte ein geheimes Behagen an der Rache der Nachbarin. Er konnte ohnehin nicht ſehen, der Garten war ihm alſo völlig gleichgültig.

„Das habt ihr eurem Söhnlein zu verdanken“, ſagte er mehrmals. Johannes Timpe und ſein Weib mußten darauf ſchweigen, denn ſie konnten ihm nicht Unrecht geben.

Es wurde dem Drechslermeiſter und ſeiner Ehehälfte ſchwer, ſich daran zu gewöhnen, den Vorgängen jenſeits der Mauer keine Aufmerkſamkeit mehr ſchenken zu dürfen, wie es vorauszuſehen war, daß Franz ſich am wenigſten in das Unvermeidliche fügen würde. Eines Tages konnte er es ohne einen Einblick in den Nachbar-

garten nicht mehr aushalten. Er kam auf eine glückliche Idee. In der Ecke, wo die Mauer an das Häuschen ſtieß, ſtand ein mächtiger Lindenbaum, der ſeine Zweige weit über das Dach des Hauſes ſtreckte und an heißen Sommertagen einen vortrefflichen Schutz gegen die Strahlen der Sonne gewährte. Hoch oben in der Krone des Baumes erblickten die Eltern eines Abends den Sohn. Er war durch eine Dachluke direkt auf den Baum geſtiegen, hatte auf zwei Äſte ein Brett gelegt, und guckte vergnügt in die Welt hinaus.

„Von hier aus kann man weit ſehen", hatte er heruntergerufen. Und Johannes Timpe, der über die Waghalſigkeit ſeines Einzigen erſt erſchrocken war, dann aber lachen mußte, war ebenfalls zum Dachboden emporgeſtiegen, hatte ſeinen behäbigen Korpus mit Mühe durch die Luke gedrängt und neben ſeinem Sprößling Platz genommen.

Wahrhaftig, der Junge hatte Recht. Hier oben konnte man ſich über den Verluſt der früheren Ausſicht vortrefflich tröſten.

Dem Sohne zur Liebe wurde die Dachluke erweitert. Die Geſellen mußten eine Art Brücke vom Dache bis zum Baume ſchaffen; und zur Sicherheit wurde hoch oben in der Krone rings um den Stamm ein Sitz mit Geländer angebracht und dieſer Auslug, zu Ehren ſeines Entdeckers, „Franzens Ruh'" getauft. Johannes Timpe aber nannte ihn ſeine „Warte". Der Aufenthalt zwiſchen Himmel und Erde war eine vortreffliche Abwechſelung in der Eintönigkeit der langen

Abende und gab Veranlaſſung, ſich noch wochenlang darüber zu unterhalten.

Als der Großvater das Sägen und Hämmern über ſeinem Kopfe vernahm, erkundigte er ſich im Geheimen bei den Geſellen nach der Urſache des Zimmerns, da man ihm aus ſehr bekannten Gründen wohlweislich von den Vorgängen der neueſten Zeit nichts geſagt hatte. Er ſchwieg tagelang. Eines Abends aber, als Meiſter Timpe vergnügt plaudernd neben ſeinem Sohne auf der Warte ſaß, konnte der Greis ſich doch nicht enthalten, in einem Geſpräche mit ſeiner Schwiegertochter unten in der Laube die abſichtlich laut gethanene Bemerkung zu machen, daß zu ſeiner Zeit die Eltern den Jungen die Hoſen ſtramm gezogen hätten, wenn dieſelben ſo vermeſſen geweſen wären, auf den Bäumen herumzukriechen, um ſich der Gefahr auszuſetzen, Arme und Beine zu brechen. Heute aber ſchiene es, als ſtrebten die Eltern danach, ihren Kindern mit böſem Beiſpiele voran zu gehen.

„Ja früher, wer dachte früher an ſo etwas!“

Mit den Jahren hatte ſich dann auch der älteſte Timpe an die Kletterluſt von Vater und Sohn gewöhnt und ſogar einmal lebhaft bedauert (das geſchah natürlich ganz verſtohlen), daß ſein Alter und ſeine Blindheit es ihm nicht möglich machten, ebenfalls von dort oben den Leuten in die „Suppenterrine zu ſpucken.“

In der Mittagsſtunde des Tages, in deſſen erſten Stunden Kruſemeyer und Liebegott ihre Anſichten über die Nachtſchwärmerei Franz Timpes zum beſten ge-

geben hatten, ſuchte dieſer ſeinen Vater in dem Gärtchen auf. Er war ſoeben aus dem Geſchäft gekommen, und da das Eſſen noch auf ſich warten ließ, wollte er die Neuigkeit, die er mitgebracht hatte, dem Alten ſofort mitteilen.

Meiſter Timpe war bei ſeinen Beeten, die er eigenhändig zu umgraben und zu beſäen pflegte. Den einen Zipfel der Schürze hoch geſteckt, die Schirmmütze etwas ſchräg auf die noch wohlerhaltenen grauen Haare gerückt, ſtand er über ſeine Schaufel gebeugt und muſterte den Boden. Dieſer kleinen Beſchäftigung im Garten, die ihn neben ſeinem Handwerk wie eine Erholung dünkte, pflegte er in den Morgen- und Mittagsſtunden nachzugehen. Den ganzen Winter hindurch freute er ſich bereits auf den Frühling, der ihn in den Stand ſetzen würde, ſeine Liebhaberei für Blumen und Gemüſe zu bethätigen.

Die Aprilſonne lag erwärmend auf den Bäumen und Sträuchern, an denen bereits das erſte Grün ſich bemerkbar machte, und ein friſcher Erdgeruch entſtieg dem keimenden Boden und würzte die Luft. Nur wie ein leiſes Brauſen drang das Branden und Wogen des Berliner Lebens über die Dächer hinweg in dieſe abgeſchloſſene Idylle hinein.

Wenn Johannes Timpe ſeinen Sohn zu Geſicht bekam, galt ſeine erſte Frage den Fortſchritten im Geſchäft. In den ewig ſich gleichbleibenden Worten: „Nun, wie wars heute — ſind ſie zu zufrieden mit dir?“ lag die ganze Zärtlichkeit, die er für ſeinen Einzigen ſtets in ſo reichem Maße übrig hatte.

Franz überhörte heute die Frage ganz; dafür aber sagte er sofort:

„Weißt du noch, Vater, wie meinetwegen die Mauer errichtet wurde?“

Meister Timpe blickte bei dieser merkwürdigen Frage auf.

„Gewiß, mein Junge, aber wie kommst du darauf?“

Franz schwieg ein paar Minuten, denn es fiel ihm ein, daß er zuvor etwas nützlicheres zu thun habe, als sogleich die Frage seines Vaters zu beantworten. Er zog eine Haarbürste hervor, musterte sich eine Weile aufmerksam in dem Stückchen Spiegel derselben, glättete seine nach der neuesten Mode in der Mitte kokett gescheitelte Frisur, versuchte den Spitzen des keimenden Schnurrbartes eine symmetrische Form zu geben, pfiff leise vor sich hin, stellte sich mit den Händen in den Hosentaschen breitbeinig vor seinen Vater hin und erwiderte dann erst:

„Wer hätte jemals daran gedacht, daß ich doch noch über die Mauer hinwegkommen würde. Denke dir nur: Herr Urban hat die Witwe da drüben geheiratet und zwar ganz im stillen auf einer Reise, die er kürzlich gemacht hat. Selbst das Geschäftspersonal hat jetzt erst davon erfahren. Es soll nämlich extra eine Festlichkeit für uns veranstaltet werden. Meine alte Feindin wird meine Frau Chef — ist das nicht ein Hauptspaß?“

Johannes Timpe war diese Enthüllung so unerwartet gekommen, daß er zuerst stumm blieb, nur an

ſeiner Mütze rückte und mit den Fingern der linken Hand über den kurzgeſchorenen Kinnbart fuhr. Es war das immer ein Zeichen großer Nachdenklichkeit. Dann erſt ſagte er langſam:

„Sieh, der Schlauberger! Ein ſchönes Grundſtück da drüben und was die Hauptſache iſt, Frau Kirchberg, jetzt Frau Urban, ſoll viel Geld beſitzen. Es iſt die alte Geſchichte: wo viel iſt, kommt viel hinzu.“

Meiſter Timpe faßte unter den Bruſtlatz ſeiner Schürze, holte eine mächtig-runde, bemalte Doſe hervor und nahm mit einem „hm, hm“ bedächtig eine Priſe.

Das ſei aber noch nicht alles, berichtete Franz weiter. Man habe die Abſicht, den größten Teil des Gartens zu Bauterrain umzuwandeln und eine große Fabrik mit den neueſten Verbeſſerungen zu errichten.

„Die ſchönen alten Bäume!“ warf Meiſter Timpe im Tone des Bedauerns ein, bei dem Gedanken, eines Tages an Stelle des herrlichen Laubſchmuckes kahle Backſteinmauern und rieſige Schornſteine emporragen zu ſehen.

„Alſo dein Chef will im eigenen Hauſe fabrizieren“, ſagte er dann aufs neue, indem er die Arme über den Knauf des Spatens kreuzte und vor ſich hin blickte. Im Geiſt vernahm er bereits das Ziſchen des Dampfes, das Schnurren und das Summen der Treibriemen — jenes eigentümliche, die Erde erzitternd machende Geräuſch, das die Nähe großer, in Bewegung geſetzter Maſchinen verkündet.

Wenn er nur genau gewußt hätte, wann das Bauen drüben ſeinen Anfang nehmen ſollte. Er war

nicht umſonſt plötzlich ſo ſtill geworden. Ihm fielen ſeine alten Pläne wieder ein, welche ſich um die Vergrößerung ſeines eigenen Geſchäftes drehten. Wenn an Stelle dieſer Mauer eine ſchwindelhohe Wand erſtünde, wenn man ihn immer mehr umſchlöſſe, um ihm das Licht des Himmels zu nehmen? Er hatte nie daran gedacht, daß die Verhältniſſe jenſeits der Mauer ſich jemals ändern würden. Etwas wie Traurigkeit überkam ihn, eingedenk der Möglichkeit, daß ſein Gärtchen eines Tages einem jener dunklen Höfe gleichen könne, über welche die Sonnenſtrahlen nur auf Minuten dahinhuſchen, ohne jemals ganz die Tiefe zu erreichen.

Als er ſich umwendete, um an ſeinen Sohn noch eine Frage zu richten, war dieſer bereits verſchwunden; die Mutter hatte ihm vom Flur aus einen Wink gegeben, dem er gefolgt war.

Es war nahe an ein Uhr. In der Werkſtatt hatten die Geſellen ſich nach und nach eingefunden, um die Arbeit wieder aufzunehmen. An dem geöffneten Flügel des einen Fenſters ſaß Thomas Beyer, der älteſte Gehilfe Timpes. Seit fünfzehn Jahren ſtand er bereits an ein und derſelben Drehbank. Er war ein hagerer, ſtarkknochiger Mann von etwa 40 Jahren und wohnte mit ſeiner Schweſter zuſammen, die ihm die Wirtſchaft führte. Er lebte ſehr mäßig, beſuchte ſehr häufig populäre Vorträge und benutzte jede Gelegenheit, ſeine Beleſenheit zu beweiſen. Dadurch war er zu einer gewiſſen Autorität bei ſeinen Kollegen in der Werkſtatt gelangt, die ihn wie ein lebendes Aus-

kunftsbureau betrachteten, das auf alles Antwort geben müſſe. Die ergötzlichſten Anſichten wurden dabei zu Tage gefördert. Da er überdies mit allen Verhältniſſen des Hauſes vertraut war, in Abweſenheit ſeines Arbeitgebers die Geſchäfte desſelben wahrnahm, ſo wurde er von dieſem mehr wie ein Kamerad als wie ein Untergebener betrachtet.

„Meiſter“, rief er zum Garten hinaus, „wir haben noch nicht genug Schornſteine in der Nähe, es müſſen noch einige hinzukommen. Aber ich habe es immer geſagt: die Überproduktion wird die Menſchen zu Grunde richten. Die großen Fabriken freſſen das Handwerk auf und zuletzt bleibt weiter nichts übrig, als Arbeiter und Fabrikanten, zweibeinige Maſchinen und Dampfkeſſel. Wie ſoll das enden!“

„Diesmal haben Sie Recht, Beyer“, erwiderte Johannes Timpe, während von der Hofthür her, wo die Tauben ſich vor dem Großvater verſammelt hatten, die alte Litanei des Greiſes ertönte:

„Ja, ja, das waren noch andere Zeiten . . . damals! Das Handwerk hatte einen goldenen Boden . . . Die Schornſteine müſſen geſtürzt werden, denn ſie verpeſten die Luft; aber die Handwerker haben ſelbſt daran Schuld. Sie ſollten ihre Söhne nicht Kaufleute werden laſſen, die nur noch ſpekulieren und nicht arbeiten wollen.“

Er hatte ſeinem Ingrimm wieder einmal Luft gemacht, drehte ſich um, faßte nach der Wand und ſchritt, auf ſeinen Stock geſtützt, den Oberkörper gebeugt und den Atem kurz hervorſtoßend, den langen Flur

entlang, begleitet von dem Geräusch der klappernden Hauspantoffeln.

Durch das Gespräch aufmerksam geworden, hatten sämtliche Gesellen sich an den Fenstern versammelt. Da drüben sollte also eine Fabrik errichtet werden? Das war eine Nachricht, über welche man sprechen mußte. Johannes Timpe war es selbst angenehm, mit den Arbeitern seine Ansicht auszutauschen; und so eiferte denn ein jeder, seine Bemerkungen zu machen.

Urban sei ein ganz geriebener Junge, meinte Leineweber aus Braunschweig, ein kleiner, schmächtiger Mensch, der sich die Brust an der Drehbank ruiniert hatte, aber sich immer in Träumen darüber erging, was er anfangen würde, wenn er einmal einen Batzen in der Lotterie gewönne. Er habe bei einem Meister gearbeitet, der für Urban geliefert habe. Wenn dieser anfange, auf eigene Faust zu fabricieren, so würde er wohl seinen guten Grund haben. Jedenfalls mache er hundert kleine Meister tot.

Und Leitmann, ein bereits graubärtiger Geselle, der früher einmal selbständig gewesen war und durch das viele Treten der Drehbank einen hinkenden Gang sich angeeignet hatte, kannte ihn schon seit der Zeit, als sein ganzes Geschäft aus zwei winzigen Zimmern bestand und er, einen mächtigen Karton unter dem Arm, seinen eigenen Reisenden spielte, der durch die Straßen Berlins keuchte, oder hoch oben auf dem Omnibus von einem Thor zum andern fuhr. Das sei vor zwanzig Jahren gewesen, als die ovalen Bilderrahmen

zum erſtenmale auf der Drehbank hergeſtellt wurden. Dadurch habe er ſein Glück gemacht.

Fritz Wieſel, ein junger Berliner, hatte, als er noch Lehrling war, im Kontor von Ferdinand Friedrich Urban zu thun gehabt. Sein Geiz ſei ſprichwörtlich, meinte er. Er habe einmal einem Droſchkenkutſcher in der Zerſtreutheit ein Zehnpfennigſtück zu viel gegeben und ſich darüber ſo ſehr geärgert, daß er befürchtete, bankrott zu werden.

Meiſter Timpe wurde durch die eintretende Heiterkeit mit fortgeriſſen, bis er endlich ſagte:

„Ihr macht ihn ſchlechter, als er in Wirklichkeit iſt, Kinder. Ich habe ihn kennen gelernt, als ich meines Sohnes wegen mit ihm Rückſprache nehmen mußte, und ich kann ſagen, daß er mir wie jemand vorgekommen iſt, der die Welt und die Menſchen kennt.“ —

„Und ſie deshalb gehörig ausbeutet,“ fiel Thomas Beyer brummend ein.

Meiſter Timpe zuckte die Achſeln und erwiderte:

„Ein Kaufmann muß rechnen, ſonſt geht er zu grunde, ſagt mein Franz immer. Es iſt nun einmal in der Welt ſo, lieber Beyer, daß jeder ſeinen Vorteil ſucht.“

„Aber der liebe Herrgott hat die Erde nicht dazu geſchaffen, Meiſter, daß die einen alles haben und die anderen nichts!“ gab der redſelige Altgeſelle zurück. „Da habe ich neulich einen Vortrag gehört —“

Johannes Timpe unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

„Weiß ſchon, weiß ſchon, lieber Beyer! — Sie berufen ſich immer auf die Vorträge . . . Sie ſcheinen übrigens in der letzten Zeit gefährliche Gedanken bekommen zu haben.“

Meiſter Timpe drohte lächelnd mit dem Finger und fuhr dann fort:

„Laß jeden thun und jeden haben, was er will. Der Wert des Lebens beſteht nicht darin, zu ſagen, ich bin das und das und ich beſitze das und das, ſondern darin, daß der Menſch ſagt: Ich bin zufrieden. Liebe zur Arbeit, Neidloſigkeit dem Nächſten gegenüber und der Glaube an einen ewigen Gott — das ſind die drei Dinge, die wir zuerſt beherzigen müſſen, wollen wir uns eines wirklichen innern Glückes erfreuen. Denn daß das Glück von außen kommt, ſagen nur diejenigen, die es in ihrem Innern nie empfunden haben.“

„Das ſind alte Anſchauungen, Meiſter“, ſagte Thomas Beyer wieder, indem er ſeine Drehbank in Bewegung ſetzte. „Sie ſind nicht fortgeſchritten in Ihren Anſichten; aber Sie werden einmal anders denken.“

Johannes Timpe kannte die Unterhaltungsſucht ſeines Altgeſellen über derartige Dinge und wußte, daß es ſchwer war, ein Ende mit ihm zu finden. Deshalb drehte er dem Fenſter den Rücken und ſchritt der Wohnung zu, um ſein Mittagsmahl einzunehmen.

Die Gehilfen aber konnten noch nicht zur Ruhe kommen. Während ſie Anſtalten machten, um an ihre Arbeit zu gehen, wurde das Geſpräch fortgeſetzt.

Theobald Spiller, genannt Spillerich, gebürtig aus einer kleinen Stadt des Königreichs Sachſen, war der

Luſtigmacher der Werkſtatt. Er war ein kleiner, rund gebauter Mann mit glatt geſchorenem Haar und bartloſem Geſicht, in dem der breite Mund ſelten zur Ruhe kam. Selbſt beim Drechſeln erzählte er ſeine Schnurren, und lachten die anderen nicht, ſo erlaubte er ſich dieſes Vergnügen allein. Er hatte oft die tollſten Einfälle, war aber ſonſt ein durchaus harmloſer Menſch, der nur die üble Angewohnheit hatte, regelmäßig des Dienstags bereits Vorſchuß zu nehmen, was ſich im Laufe der Woche zwei- bis dreimal zu wiederholen pflegte. Er aß nämlich ungemein ſtark und hatte eine beſondere Vorliebe für extrafeinen Likör, durch den er ſich die Einſamkeit ſeines Junggeſellenlebens troſtreicher zu machen verſuchte.

Er ſchlug vor, den Verſuch zu machen, Ferdinand Friedrich Urban von der Errichtung der Fabrik abzubringen, ſchon des Freikonzertes wegen, welches die Nachtigallen im Sommer zum beſten gäben, worauf der Berliner dieſen guten Gedanken mit einem „Det ſtimmt“ beſtätigte — ein Stichwort, das er den Tag über unzähligemal anzuwenden wußte.

Man erging ſich nun in den verſchiedenſten Plänen, die jedoch alle als nicht beſonders wirkungsvoll verworfen wurden, bis endlich Theobald Spiller, genannt Spillerich, den Vogel abſchoß, indem er ſagte, man müſſe das Gerücht verbreiten, der Geiſt von Frau Urbans erſtem Manne ginge im Garten umher, um ſich gegen die beginnende Verwüſtung zu verwahren.

„Wenn ihr mir ein Leichengewand beſorgt, mich

dabei nicht verhungern laßt und sofort bei der Hand seid, wenn ich um Hilfe rufen sollte, so mache ich die Geschichte", sagte der kleine Sachse zum Gaudium der übrigen, indem er die Späne von seinem in der Form einer Kugelakazie gestutzten Haar entfernt hatte.

Man hätte diese Pläne jedenfalls noch ins Ungeheuerliche gesponnen, wenn nicht Franz Timpe vor den Fenstern wieder sichtbar geworden wäre. In der Werkstatt konnte ihn niemand seines Hochmuts wegen leiden. Er hatte die Manier, äußerst herablassend zu thun und auf einen Gruß kaum einen Dank zu finden; dagegen verlangte er äußerst herrisch die Erfüllung seiner Wünsche. Vernahm er den freundlichen Ton, in welchem der Drechslermeister mit den Gesellen verkehrte, so fühlte er sich dadurch unangenehm berührt. Es passe sich nicht, mit Arbeitern kameradschaftlich zu verkehren, meinte er zu seinem Vater; denn es ärgerte ihn, nicht so respektiert zu werden, wie er es wünschte. Nur Thomas Beyer gegenüber pflegte er bescheiden aufzutreten, denn er hatte es nicht vergessen, wie dieser ihm einst, als er noch Schuljunge war, für eine arge Unverschämtheit eine Ohrfeige versetzt hatte, die noch lange Zeit hindurch eine Genugthuung für den Großvater bildete. Es hatte damals zwischen dem Meister und seinem ältesten Gesellen eine heftige Scene gegeben, in welcher aber schließlich der Gerechtigkeitssinn Johannes Timpes zu Gunsten seines Gehülfen siegte. Erblickten die Gesellen den angehenden Kaufmann, beobachteten sie die geckenhaften Manieren, die er sich angeeignet hatte, so wurde er zur Zielscheibe geheimer Spöttereien,

die ſeine Ohren nicht angenehm berührt hätten, wenn er ſie vernommen haben würde.

„An dem Zierfuchs hat ſich der Meiſter eine Rute für ſeine alten Tage gezogen“, pflegte Thomas Beyer zu ſagen und wiederholte es auch heute.

„Det ſtimmt“, fiel Fritz Wieſel ein. „Er müßte ſich einmal vierzehn Tage lang an der „Bank“ die Beine austreten, vielleicht würde er dann etwas zahmer werden.“

„Das hilft alles nichts“, meinte der kleine Sachſe. „Er muß vier Wochen lang im Schaufenſter eines Friſeurs ſtehen, oder zu Caſtan ins Panoptikum kommen. Da gäbe es etwas zum Lachen.“

Oftmals wurden die Bemerkungen ſo laut gethan, daß Franz Timpe etwas von ihnen auffing. Er ſchäumte dann vor Wut, ſchwieg jedoch, weil er fürchtete, ſich noch lächerlicher zu machen; oder er ſchlug den alten Weg ein: ſuchte ſeinen Vater auf und klagte die Gehülfen der Faulheit und anderer Dinge an. Dadurch machte er ſich nur noch verhaßter bei den Leuten in der Werkſtatt. Sein Troſt blieb dann die Zukunft, die Erfüllung der Pläne ſeines Vaters, die ihn in den Stand ſetzen würden, dereinſt über die Arbeiter zu herrſchen und ſich für die erlittenen Verhöhnungen zu rächen. . . . Wie ſchön war nicht die Ausſicht! Das Geſchäft würde blühen und gedeihen, er ſich emporſchwingen, wie Urban es gethan hatte; man würde ihn Chef nennen, eine reiche, ſchöne Frau würde ſich finden, dazu Pferd und Wagen und eine Villa, wie Herr Ferdinand Friedrich Urban ſie beſaß.

Und warum den Gedankenflug nicht noch höher erheben? Schon mancher hatte es bis zum Kommerzienrat gebracht, der wie er, in jungen Jahren begonnen hatte...

Den Kopf voll dieſer Träumereien, mit denen ein Heer von Arbeitern, rieſige Schornſteine, doppelthürige Geldſchränke und Unſummen Geldes ſich verbanden, die wie Phantome an ihm vorüber jagten und ſeine Phantaſie belebten, enteilte er auch diesmal der Hörweite der Geſellen und machte ſich auf den Weg zum Kontor.

IV.

Das Loch in der Mauer.

In den Morgenſtunden des anderen Tages — die Geſellen ſaßen gerade beim Frühſtück — ließen plötzlich jenſeits der Mauer heftige Meißelſchläge ſich vernehmen, deren heller Klang die Luft durchdrang. Gerölle von Steinen und Mörtel folgten; hin und wieder wurden Stimmen laut. Man ſchien etwas abzumeſſen und ſeine Meinung darüber auszutauſchen. Die Gehilfen wurden aufmerkſam, und Thomas Beyer ſagte zu Johannes Timpe, der die Werkſtatt betreten hatte:

„Hören Sie nur, Meiſter, da drüben fängt man ſchon an zu bauen. Urban hat es ſehr eilig.“

Der Alte war ebenſo überraſcht wie ſeine Leute. Das ging in der That ſehr raſch, wenn Beyer Recht hatte. Timpe ſchritt nach dem Garten hinaus, um

etwas von dem Geſpräch aufzufangen und ſeine Beobachtungen in der Nähe zu machen. Die Schläge richteten ſich gegen die Mauer. Nach einer Viertelſtunde bewegte ſich ein Stein in derſelben; die Spitze eines Meißels wurde ſichtbar. Es dauerte nicht lange, ſo konnte man eine Öffnung erblicken, die ſich nach einer weiteren Viertelſtunde ſo vergrößert hatte, daß das bärtige Geſicht eines Maurers ſich zeigte. Der Mann blickte neugierig durch das Loch und nickte dem Meiſter wie zum Gruße zu. Schlag auf Schlag folgte dann wieder, Stein auf Stein verſchwand; die Öffnung erweiterte ſich bis zum Boden, bis ſie endlich ſo groß war, daß ein Menſch in gebückter Haltung bequem hindurchſchlüpfen konnte.

Meiſter Timpe wollte gegen den Maurer ſeinem Unmut über den herniedergefallenen Kalk, der ſeine Beete bedeckte, Luft machen, als durch die Öffnung eine laute Stimme erſchallte:

„Guten Tag, mein lieber Herr Timpe! Alſo hier wohnen Sie!“

Und Herr Ferdinand Friedrich Urban, ein kleiner hagerer Mann mit einem ſchmalen bartloſen Geſicht, auf deſſen langer, ſpitzer Naſe eine goldene Brille thronte, präſentierte ſich den erſtaunten Blicken des Drechslermeiſters.

Dieſer Begrüßung folgte ein Wortſchwall von Entſchuldigungs- und Erklärungsgründen: „. . Ohne Beläſtigung für den Nachbar ginge ſo etwas nicht ab. . . Der Schutt ſolle ſofort weggeſchafft werden. . . Man wolle die Mauer durchaus nicht abreißen, müſſe

aber eine Wurzel des Baumes da hinten, die bis unter das Fundament führe, durchſchneiden, um Unheil zu verhüten. . . . Sämtliche Bäume ſollten fallen . .“ und ſo weiter.

„Wenn Sie erlauben, überſchreite ich die feindliche Grenze.“

Bevor noch der verlegene Meiſter Timpe ein zuvorkommendes: „Bitte, bitte recht ſehr,“ ganz zu Ende bringen konnte, hatte Herr Ferdinand Friedrich Urban ſich bereits mit der größten Rückſicht auf ſeinen Cylinderhut durch die Öffnung gezwängt und mit einem Sprunge die Beete überſchritten. Dann verſtieg er ſich ſo weit, Johannes Timpe die Hand entgegenzuſtrecken, die dieſer erſt ergriff, nachdem er die ſeine mit der Schürze in Berührung gebracht hatte, um ſie reinlich zu machen. Überhaupt merkte man ihm an, wie außerordentlich geehrt er ſich durch dieſen Beſuch fühlte. Er lüftete mehrmals hintereinander die Mütze und ſetzte ſie ſchließlich in der Zerſtreuung äußerſt ſchief wieder auf, ſo daß der Schirm über das eine Ohr ragte. Endlich verſuchte er doch einige zuſammenhängende Worte hervorzubringen, die der Ehre, welcher er durch dieſen plötzlichen Beſuch teilhaftig wurde, Ausdruck verleihen ſollten.

Herrn Ferdinand Friedrich Urbans lange und ſpitze Naſe ſchnüffelte eine Weile in der Luft herum, als wollte ſie die Atmoſphäre dieſes kleinen Handwerkerheims in ſich aufnehmen; die waſſerblauen Augen glitten über die Brille hinweg, nach rechts und links prüfend im Kreiſe herum, dann ſagte er, während die

dürren Finger der rechten Hand eine abwehrende Bewegung machten:

„Schon gut, ſchon gut, mein lieber Herr Timpe!“

Dabei klopfte er dem Meiſter auf die Schulter, wie es jemand zu thun pflegt, der einem Menſchen ſeine Herablaſſung beweiſen will. Dann fuhr er mit ſeiner hellen Trompetenſtimme, die ſich wie die eines Knaben anhörte, fort zu ſprechen, die Sätze kurz hervorſtoßend:

„Die ganze Geſchichte dort drüben gehört jetzt mir. Sie werden wohl ſchon davon gehört haben. . . . Frau Kirchberg iſt erſt kürzlich meine Frau geworden. . . Sie haben einmal einen kleinen Streit mit ihr gehabt. Weiß ſchon, ſchadet nichts! So etwas wird vergeſſen. . . Ihr Sohn wird trotz ſeiner frühen Vorliebe für verbotene Früchte ein tüchtiger Kaufmann werden. Gewiß, gewiß, ohne Frage!“

Meiſter Timpes Geſicht leuchtete, während Herr Urban von neuem anhub:

„Ich will eine große Fabrik da drüben errichten, eigentlich zwei, aber es wird nur ein Gebäude werden, weil alles ineinandergreifen ſoll. . . . Ich ſehe ja nicht ein, weshalb ich nicht in meinem eigenen Hauſe fabrizieren ſollte. . . . Man muß heute alles großartig mit Dampf betreiben, um billig liefern zu können. Die Konkurrenz iſt zu groß. Die Knopf- und Stockfabrikation iſt zwar bereits ſehr heruntergekommen, aber ich werde die Geſchichte ſchon anfaſſen, es einmal mit meinen eigenen Ideen verſuchen. Die Elfenbeinbranche werde ich hinzunehmen, vielleicht auch die grobe Holz-

drechslerei mit Dampf betreiben. Die Geſchichte wird ſchon gehen. . . . Übrigens wäre mit Ihrem Artikel noch etwas großes zu machen, wenn —"

Er brach plötzlich ab, als empfände er, zu weit gegangen zu ſein, fragte dann aber plötzlich:

„Sagen Sie doch, mein lieber Herr Timpe, wollen Sie Ihr Grundſtück verkaufen?"

Der Meiſter hatte eine derartige Frage nicht erwartet. Kurze Zeit ſchwieg er, dann erwiderte er ſehr beſtimmt:

„Niemals, wenigſtens ſo lange ich lebe, nicht. Ein halbes Jahrhundert befindet ſich das Haus bereits in unſerem Beſitz und, ſo Gott will, ſoll mein Sohn, und bekommt er einſt Kinder, ſollen dieſe es noch länger behalten. . . ."

Er nahm bedächtig eine Priſe; dann fügte er in ſeiner ruhigen, gemeſſenen Sprechweiſe hinzu:

„Ich will ebenfalls bauen und meine Werkſtätten vergrößern."

Ferdinand Friedrich Urban blickte überraſcht auf und maß den Meiſter mit einem Seitenblick, dann ſagte er mit gezwungener Gleichgültigkeit: „So, ſo, alſo ebenfalls im großen fabrizieren, he?"

Während die Hände ſich mit der dicken, goldenen Uhrkette beſchäftigten, vergaß er nicht, mit leicht geſenktem Haupt über die Brille hinweg das Antlitz des Gefragten zu ſtudieren.

Und Johannes Timpe, erfreut darüber, in dieſem angeſehenen Kaufmann einen Mann gefunden zu haben, der ſo leutſelig mit ihm über ſeine geſchäftlichen Pläne

ſprach, wußte nichts beſſeres zu thun, als mit gleichem Vertrauen entgegenzukommen und ſein Herz auszuſchütten.

Seines Sohnes, ja nur ſeines einzigen Sohnes willen würde er das thun. Natürlich ſei vorläufig noch nicht daran zu denken. Der Junge müſſe erſt etwas ordentliches lernen, ein tüchtiger Kaufmann werden, ſich Fachkenntniſſe aneignen; dann, ja dann könne er wohl der Sache näher treten. Lange werde das ja nicht dauern, denn ein paar Jahre ſeien bald herum. Ein Handwerker würde er trotzdem immer bleiben, aber heute, wo alles rechne und die Zahlen bei den Menſchen die größte Rolle ſpielten, ſei es jedenfalls von Vorteil, auch ein wenig direkt mit dem Handel in Verbindung zu treten.

Herr Ferdinand Friedrich Urban hatte dieſen Herzensergüſſen aufmerkſam und ohne Unterbrechung zugehört; nur daß er hin und wieder ein halblautes „So, So!“ vernehmen ließ, daß man aber mehr als Ausdruck ſeiner Überraſchung denn einer Zuſtimmung betrachten konnte. Endlich ſagte er überzeugungsvoll:

„Die Geſchichte wird gehen, aber wenn ich Ihnen einen Rat geben dürfte, ſo wäre es der: Seien Sie vorſichtig, ehe Sie ihr Geld verpulvern. Wem nicht viele Mittel zur Verfügung ſtehen, der ſollte hübſch ſeinen alten Weg gehen, ehe er einen neuen betritt.... In meinem Geſchäft ſtecken bereits Hunderttauſende, und doch habe ich noch Tag und Nacht zu arbeiten, um mich über Waſſer zu halten. Einer macht den anderen tot. Wer es am längſten aushalten kann,

der bleibt Sieger. . . . Mit dem Geldhineinſtecken iſt's bald gethan, bekomme es Einer nur erſt wieder heraus! Thäte man nicht beſſer, ſein Geld zu einem ſoliden Zinsfuß anzulegen? Aber leicht geſagt bei einem Kaufmann! Hat er einmal angefangen mit dem Hineinſtecken, dann muß er ſeinen Geldſack immer aufs neue bluten laſſen. Er muß, verſtehen Sie, er muß! — ſonſt verſchlingt ihn das große Tier Nimmerſatt, das man Konkurrenz nennt. . . . Aber die Geſchichte wird eines Tages gehen, ſage ich mir, darum werde ich noch einmal mit den Hunderttauſenden anfangen."

Er machte eine Kunſtpauſe, dann ſagte er wieder:

„Sie ſollten Ihr Grundſtück doch verkaufen, und zwar an mich. Ich zahle Ihnen den doppelten Preis des Wertes. Sehen Sie, ich kann dieſe Ecke hier gebrauchen; ſie würde ſich vortrefflich zu meinem Kontorgebäude eignen. Ich könnte dasſelbe dann direkt an die Straßenfront bauen. Ihre Nachbarn zur Rechten und Linken ſind mir bereits entgegengekommen. Die Geſchichte wird gehen, wie?"

Johannes Timpe kam aus der Überrumpelung nicht heraus. Einige Augenblicke blickte er ſinnend vor ſich hin und überlegte ſich die Sache äußerſt reiflich. Das Angebot war ein verlockendes. Da fiel ſein Blick auf die hinfällige Geſtalt ſeines Vaters, der ſein Leben auf dieſer Scholle Erde zu beſchließen gedachte. Sein Entſchluß war ein für allemal gefaßt.

„Nein, ich thue es nicht," ſagte er feſt und beſtimmt.

„Ich lege noch tauſend Thaler baar hinzu —"

Timpe machte eine abwehrende Handbewegung.

„Nun dann mein letztes Gebot, weil mir durchaus an dieser Ecke etwas liegt: Ich zahle Ihnen den dreifachen Wert, und zwar in barem Gelde. Schlagen Sie ein und seien Sie nicht thöricht.“

Es war dieselbe Situation. Johannes Timpe wurde schwankend, die Aussicht auf leichten Gewinn lockte, das bare Geld lachte ihn im Geiste an. Er hatte sich niemals träumen lassen, daß aus seinem Grund und Boden über Nacht Reichtümer zu schlagen seien. Abermals richtete er den Blick nach der Hofthür, von woher im selben Augenblick die Worte schallten: „Das Haus verkaufen wir nicht. Dabei bleibt's!“

Der staarsinnige Greis, dessen feinem Gehör die Unterhaltung nicht entgangen war, drehte sich kurz um und ließ wieder den Dreiklang seiner Pantoffeln und der Stütze vernehmen.

„Da haben Sie es gehört“, sagte Timpe lachend, ungemein vergnügt darüber, in dem Großvater einen Befreier aus seiner Pein gefunden zu haben. „Das ist die letzte Instanz, und dagegen ist nichts zu machen. Reden wir nicht mehr darüber, Herr Urban.“

„Merkwürdige Menschen, die Sie sind! Sie werden es eines Tages bereuen.“

Etwas wie Unmut drückte sich auf Urbans Zügen aus. Die Nase schien spitzer geworden zu sein, die ausdruckslosen Augen warfen über die Brille hinweg empörte Blicke auf das Häuschen, als wollten sie

die halbe Ruine für das erlittene Fiasko verantwortlich machen.

Herr Ferdinand Friedrich Urban zog sein rotseidenes Taschentuch hervor und entfernte einige Kalkspritzer von seinem tadellos schwarzen Gehrock. Dann fragte er mit erzwungener Liebenswürdigkeit:

„Darf ich vielleicht einmal die Gelegenheit benutzen, Ihre Werkstätten kennen zu lernen?"

Und da er sich einmal vorgenommen hatte, ohne einen Profit diesen Ort nicht zu verlassen, sich aber Johannes Timpe, gegen welchen ihn ein plötzliches Mißtrauen gepackt hatte, beim Beschauen der Arbeitseinrichtung äußerst geneigt machen wollte, so erfaßte er dessen schwache Seite und kam auf Franz zu sprechen.

„Ja, mein lieber Herr Timpe — damit ich auch einmal ernstlich von Ihrem Sohne rede: ein Prachtjunge, mit einem Wort! Er hat Manieren, so daß er die Zierde des besten Hauses bilden könnte; besitzt eine wundervolle Handschrift, rechnet ungemein schnell und hat sich Kenntnisse der englischen und französischen Sprache angeeignet, was man nicht unterschätzen darf. Etwas zum leichten Leben geneigt, aber du mein Gott — das sind die allgemeinen Fehler der Jugend, die schließlich auch notwendig zur Kenntnis des Lebens sind. . . . Er wird Carriere machen! Ja, ja . . ."

Johannes Timpe zeigte eine Miene, als wenn er den zehnfachen Preis für sein Grundstück empfangen hätte; denn was konnte ihn wohl glücklicher stimmen, als das Lob seines Einzigen aus dem Munde des

Mannes, der die guten Eigenſchaften Franzens am beſten erkannt haben mußte. So ſchritt er denn bereitwillig dem großen Kaufmann voran und öffnete ihm zuvorkommend die Werkſtattthür — wie ein Mann, der einen ausgezeichneten Beſuch empfangen hat, dem er die größte Aufmerkſamkeit erweiſen muß.

Die Geſellen ſteckten die Köpfe zuſammen und ſetzten auf kurze Zeit die Drehwerkzeuge ab, um das betäubende Geräuſch zu vermindern; dann ſahen ſie ſich an, als wollten ſie fragen: Was will denn der hier? Wieſel und Leitmann erinnerten ſich ſeiner ſofort und nannten ſeinen Namen.

Der Chef des Hauſes Ferdinand Friedrich Urban entwickelte ein ſichtliches Intereſſe ſelbſt für die kleinſten Dinge — gleich einem Fachmanne, der jede Gelegenheit wahrnehmen möchte, um ſeine Kenntniſſe zu bereichern. Sein Geſicht neigte bald hier- bald dorthin, oder beugte ſich tief auf die Gegenſtände; und die lange Naſe, die ſich wie ein Steuer abwechſelnd nach rechts und links wendete, blieb fortwährend in Bewegung, als bildete ſie ein nötiges Beſtandteil zur allgemeinen Prüfung. Er unterſuchte alles: die Drehbänke, die Werkzeuge, die angefangene Arbeit; ſtellte ſechs Fragen auf einmal, ſo daß Johannes Timpe Mühe hatte, die Neugierde ſeines Nachbarn zu befriedigen.

„Ja, Sie ſind noch einer, der zu beneiden iſt! Ihnen iſt die Konkurrenz noch nicht über den Kopf gewachſen. So ſagte erſt neulich der alte Heinicke — Sie kennen ihn ja, ſeine Firma iſt eine der älteſten am Platze, — daß Ihre Horn- und Elfenbeinkrücken

berühmt ſeien, und daß niemand es beſſer verſtehe, ſolider zu arbeiten und eine ſchönere Zeichnung zu erfinden, als Sie. Wer zu gleicher Zeit die Modelle macht, der hat eben den größten Vorteil. Und doch iſt dieſer Artikel noch viel zu teuer. Neue Maſchinenerfindungen werden auch hier noch eine große Rolle ſpielen müſſen . . . Wollen Sie mir nicht einmal Ihre Modelle zeigen?"

Meiſter Timpe zögerte einen Augenblick. Sein Blick glitt prüfend über den Fabrikanten, der anſcheinend gleichgültig den Arbeiten Thomas Beyers zuſah. Ein gewiſſes Mißtrauen ſtieg in ihm auf, aber es verſchwand auch ebenſo ſchnell. Lächerlich das, woran er eben dachte! Wenn dieſer Mann, der in einem vortrefflichen Renommee ſtand, um ſein Vertrauen bat, ſo würde er dasſelbe jedenfalls auch zu achten verſtehen. Und dann: man ſtiehlt nicht gleich mit den Augen, man prägt ſich in wenigen Minuten nicht Dinge ein, deren Herſtellung manchen harten Tages, deren Erfindung noch längerer Zeit bedurfte.

So ſagte er denn höflich: „Wollen Sie die Güte haben —?" und führte den reichen Kaufmann in das Allerheiligſte ſeines Hauſes: in ſeine Arbeitsſtube, die ihm zugleich zur Aufbewahrung der Modelle diente. Hier ſtand ſeine Drehbank, pflegte er allein zu ſinnen uud zu ſchaffen. Selbſt die Geſellen hatten hier keinen Zutritt; ſie mußten vorher anklopfen, wollten ſie den Meiſter ſprechen. Wenn mit Thomas Beyer eine Ausnahme gemacht wurde, ſo geſchah es nur, weil deſſen Treue und Ehrlichkeit ſeit langer Zeit erprobt waren.

Urbans Blick glitt voll unverkennbaren Entzückens die Wände entlang, wo, an Bindfaden befestigt und mit Nummern versehen, unzählige Holzgegenstände hingen, die in allen Formen und Gestalten aus Meister Timpes kunstgeübter Hand hervorgegangen waren.

„Die Geschichte macht sich," sagte er ein über das andere Mal. Nach dieser stehenden Redensart folgten Worte des Lobes und der Bewunderung, so daß Johannes Timpe von einem gewissen ungekünstelten Stolz beseelt wurde, schweigend dabei stand und sich befliſſen zeigte, den besonderen Wunsch seines Nachbarn nach näherer Besichtigung irgend eines Gegenstandes zu erfüllen.

„Heinicke hat nicht zu viel gesagt: Sie sind ein tüchtiger Mann!"

„Als Ferdinand Friedrich Urban sich mit den üblichen Dankesworten verabschiedet und den Weg wieder durch die Öffnung der Mauer genommen hatte, rief er noch einmal zurück:

„Aber wie gesagt, der Artikel ist noch viel zu teuer, viel zu teuer . . ."

Nach einer Stunde kam Franz Timpe zum Abendbrot nach Hause.

„Wißt ihr das Neueste?" sagte er zu seinen Eltern, „die Stadtbahn soll hier durchgelegt werden. Die ganze Gegend wird dadurch gewinnen."

Johannes Timpe führte vor Erstaunen den Happen Brot nicht dem Munde zu. Ihm fiel plötzlich etwas ganz Merkwürdiges ein, so daß er fragte:

„Weiß dein Chef schon davon?"

„Ei freilich; er ſelbſt hat es unſerem Geſchäftsführer erzählt.“

„Potz Blitz, jetzt iſt mir alles erklärlich! Er wollte nämlich zu einem dreifachen Preiſe unſer Haus kaufen, um vielleicht das Zehnfache herauszuſchlagen. Dieſer Schlauberger, dieſer Schlauberger . . .“

V.

Fräulein Emma.

Eine Woche ſpäter, man ſchrieb den 4. Mai, befand ſich Franz in der Laube des Gärtchens, wo er allein ſein Eſſen einnahm. Der Flieder ſtand in voller Blüte. Knoſpe auf Knoſpe hatte ſich aufgethan und eine ſeltene Wärme der Luft ließ die Pracht des nahenden Sommers ahnen. Die Drehbänke ſtanden bereits ſtill, friedliches Schweigen herrſchte in dem Häuschen. Sieben Uhr war kaum vorüber, der Himmel hell und durchſichtig, ſo daß dem Blick eine weite Ausſicht geſtattet wurde.

Die Mauer zeigte noch immer ihre klaffende Öffnung, denn es war nun fraglich geworden, ob man ſie nicht ganz niederlegen ſolle, um eine elegante, architektoniſch verſchönerte, an ihre Stelle zu ſetzen.

Da Meiſter Timpe auf eine Stunde ſeine alte Stammkneipe, drüben auf der anderen Seite der Straße (Vater Jamraths Weißbier war im ganzen Viertel berühmt) aufgeſucht hatte, ſo war in Franz die alte Luſt erwacht, die ſeit Jahren in ihm nicht mehr rege werden durfte: dem Nachbargrundſtück einen Beſuch abzuſtatten. Er hielt dieſen Gang heute nicht mehr für ſo gefährlich wie früher; ja glaubte ſogar berechtigt zu ſein, ſich an Ort und Stelle von der beginnenden Umwandlung des Parkes überzeugen zu dürfen. Sollte doch auch er dereinſt ſeine Thätigkeit auf dem feindlichen Gebiete fortſetzen.

Er war eben im Begriff, ſich zu erheben, als eine helle Mädchenſtimme ganz in der Nähe laut und vernehmlich ſagte:

„Papa Timpes Haus ſieht immer noch ſo häßlich aus wie früher.“

Als die Sprecherin, die ſich in dem Durchbruch der Mauer wie in einem Rahmen präſentierte, den jungen Mann erblickte, zog ſie verlegen den Kopf zurück; Franz aber, bereits außerordentlich geübt in Galanterien Damen gegenüber, lüftete ſehr höflich den Hut und gebrauchte einige zuvorkommende Redensarten, die ihre Wirkung nicht verfehlten; denn alsbald zeigten ſich die Locken wieder und dieſelbe Stimme ſagte:

„Ach, Sie ſind's, Herr Timpe! Man kennt Sie gar nicht mehr wieder . . .“

Es war Fräulein Emma Kirchberg, die jüngſte Tochter der jetzigen Frau Urban, ein ſchlankgewachſenes Mädchen von nahezu ſiebzehn Jahren, das ſich noch in

der körperlichen Entwickelung befand und etwas zu groß geratene Hände beſaß, die ihren größten Kummer bildeten, und welche ſie daher ſo wenig als möglich zu zeigen verſuchte. Ihr längliches, geſund ausſehendes Geſicht enthielt regelmäßige Züge, deren Harmonie nur durch einen etwas breiten Mund, der beim Lachen zwei Reihen geſunder Zähne zeigte (und das geſchah oft, denn ſie lachte gern), geſtört wurde.

Dafür entſchädigten ein paar große, ſchwärmeriſch blickende Augen, die ſehr keck in die Welt blickten und zeitweiſe die Starrheit von zwei durchſichtigen Waſſertropfen annahmen, auf welche das Grün der Bäume ſeinen Reflex wirft. Das rötlich-blonde Haar fiel in Ringeln über die Schulter und verlieh dem Antlitz den Schimmer von gefärbtem Alabaſter.

Sie war nicht allein; eine Freundin, Thereſe Ramm, die etwas kränklich ausſehende Tochter eines Dachpappenfabrikanten aus der Köpenickerſtraße, war bei ihr. Thereſe ſtand in gleichem Alter mit Emma und war deren ſtete Geſellſchafterin, ſoweit ſich das mit der Zeit und den Umſtänden vertrug. Da ſie hinter der Mauer ſtand, ſo blieb ſie Franzen noch verborgen, der ſie ſeit jener Zeit kannte, als an Stelle der Mauer das kleine Zäunchen ſtand und er ein guter Spielkamerad der Mädchen war.

„Ja, damals!“ dachte er in dieſem Augenblick mit dem Großvater. Jene Tage tauchten vor ſeinem Geiſte auf, wo er mit dem jetzt ſo großen Fräulein Emma als Kind Hand in Hand den Nachbargarten durchtollte, ſie verwegen auf ſeine Arme nahm und die Drohung

ausſtieß, ſie in den Waſſergraben zu werfen, falls ſie ihr lautes Rufen nach der Mutter nicht laſſen würde. Allerlei phantaſiereiche Ausgeburten ſeines Gehirns ſchloſſen ſich dem an: er würde ſie des Nachts aus ihrem Bette rauben und in ein dunkles Gewölbe werfen laſſen, wo ſie bei Waſſer und Brot ſo lange ſitzen müſſe, bis ſie alt und grau geworden ſei und kein Menſch mehr ſie zur Frau haben wolle. Die kleine magere Emma fing dann an bitterlich zu weinen und bat ihn, ſeinen fürchterlichen Plan nicht auszuführen. Sie wolle auch ganz artig ſein und ſich von ihm durch den Garten tragen laſſen. Und nun ſtand dieſes kleine, zierliche Ding von damals als furchtloſe, elegant gekleidete Dame vor ihm und redete ihn mit „Herr Timpe“ an. Was die Jahre und die Entfremdung doch alles zuwege bringen!

Fräulein Emma hatte ſechs Jahre bei einer Tante auf dem Lande zugebracht, da ihre Mutter von jeher für ihren ſchwächlichen Körper gefürchtet hatte und es eines Tages für nötig fand, dem Verlangen des Arztes nach einem Ortswechſel nachzugeben. Im vergangenen Winter war das Mädchen wieder nach Berlin zurückgekehrt, um von nun an inmitten der Familie zu verweilen. Die ganze Nachbarſchaft hatte ihre Größe angeſtaunt und ſich über die ländlichen Manieren gewundert, die ſie ſich angeeignet hatte. Ihre beiden älteren Schweſtern aber fanden alle Augenblicke Veranlaſſung, ſich über ſie zu ärgern und ihren trockenen Humor, mit dem ſie ſich über alles luſtig machte, und mehr noch ihre Ungeniertheit im Geſpräche zu bemängeln

und unausſtehlich zu finden. Binnen wenigen Monaten war ſie zum enfant terrible geworden, das ſchließlich anfing, eine gewiſſe Ausnahmeſtellung im Hauſe einzunehmen. Thereſe Ramm allein erklärte ſie für entzückend, denn ſie fand mannigfache Berührungspunkte mit ihrer Freundin, da ſie als einziges Mädchen unter fünf Brüdern ſehr zu leiden hatte; außerdem fühlte ſie ſich in ihrem ganzen Denken und Trachten innig mit Emma verwandt, zumal dieſelbe trotz ihrer Fehler eine große Herzensgüte beſaß, die in der Schlichtheit, mit der ſie zu Tage trat, doppelt für ſie einnahm.

Fräulein Kirchberg hatte kaum Franz erblickt und begrüßt, als ſie erklärlicherweiſe von denſelben alten Erinnerungen heimgeſucht wurde; und da ſie die Empfindung hatte, als müßte ſie ihrem vorlauten Gruße etwas hinzufügen, um nicht in Verlegenheit zu geraten, ſo ſagte ſie ſehr luſtig:

„Bitte, zeigen Sie mir doch einmal das unterirdiſche Burgverließ, in das Sie mich früher zu werfen drohten, wenn ich Ihnen nicht parieren wollte. Entſinnen Sie ſich noch, Herr Timpe?“

„Ich habe im Augenblick daran gedacht, mein Fräulein, und freue mich, daß Sie mich bei unſerer erſten Begegnung auf etwas aufmerkſam machen, wofür ich nachträglich vielmals um Verzeihung bitten muß. Aber ich war damals ein ſehr ungezogener Junge, wie das oftmals in ſolchem Alter vorkommen ſoll.“

„Und jetzt ſind wir beide ſehr vernünftig geworden, wenigſtens Sie, wie es ſcheint, denn von mir will man das durchaus nicht behaupten. Schweſter

Bertha nennt mich eine lose Range, wenn ich das Gebahren meines Hauslehrers in Uxfeld, des spindeldürren Kandidaten Knothe, nachahme; und Schwester Alwine besitzt die große Freundlichkeit, sehr anzügliche Redensarten von einer Landpomeranze fallen zu lassen, falls ich einmal die Verwegenheit besitze, bei Tisch in Gegenwart von Gästen gewisse Schicklichkeiten nicht zu beobachten, die mir sehr albern vorkommen . . . Aber es ist so, wie Tante Julie zu sagen pflegt: Wir sind allzumal Sünder."

Die Stimmung wurde durch diese im größten Übermute gesprochenen Worte eine so anheimelnde, daß die beiden jungen Leute sich plötzlich vertraut wie früher vorkamen und sozusagen zwischen Thür und Angel eine launige Plauderei begannen, in der eine Erinnerung die andere jagte. Franz mußte von seinen Angehörigen erzählen: Ob der Großvater noch lebe und seine alte Bärbeißigkeit beibehalten habe; ob Herr Beyer noch seinen alten Platz da links am Fenster inne habe und das alte traurige Gesicht beim Drechseln mache; ob der kleine dicke Geselle aus Sachsen immer noch viel Wurst und Käse esse; ob die Tauben noch lebten, und ob man noch immer auf den Lindenbaum steige, um neugierige Blicke über die Mauer zu werfen? Und so weiter.

Alles das wurde sehr schnell hintereinander gefragt, und als die Neugierde erschöpft war, sagte Emma plötzlich:

„Steigen Sie doch hier durch und kommen Sie in unseren Garten. Es ist mir durchaus nicht ange-

nehm, mich fortwährend um Ihretwegen bücken zu müſſen. Es iſt niemand weiter hier, als Fräulein Thereſe Ramm, ein liebes gutes Schäfchen, das keinem Menſchen etwas zuleide thut . . . Ich ſtelle ſie Ihnen hiermit feierlichſt vor."

Jetzt erſt erblickte Franz die andere junge Dame und zog zum zweitenmale ſehr tief ſeinen Hut. Eine Weile zögerte er, der Aufforderung Folge zu leiſten; dann aber ſiegte ſeine Abenteuerluſt und die alte Neugierde. Nach einigen landläufigen Redensarten, aus welchen die Worte „Dank", große Ehre", „liebenswürdige Einladung" vernehmbar waren, trat er näher und ſchlüpfte durch die Öffnung.

Oben am geöffneten Dachfenſter zeigte ſich das weiße Haupt des Großvaters. Vor wenigen Minuten war er erſchienen und hatte einen Teil des Geſpräches mit angehört. Ingrimmig darüber, niemand in ſeiner Nähe zu haben, den er ſeinen Hader mit der Welt fühlen laſſen könnte, ſtieß er kräftig mit dem Stock auf die Diele und murmelte halblaut vor ſich hin: „Der und die Sippe da drüben, die paſſen zuſammen. Die werden uns einen Brei einrühren, von dem wir zeit unſers Lebens eſſen können, ohne ſatt zu werden. Dieſer Burſche, dieſer Überläufer!" . . . Die Fauſt ballte ſich, und das Fenſter wurde unſanft zugeſchlagen.

Jenſeits der Mauer ſchritt Franz neben den beiden Mädchen langſam dahin. Zuerſt war er ſehr zerſtreut und gab verkehrte Antworten auf die Fragen Emmas, denn ſein Intereſſe wurde durch die Umgebung in Anſpruch genommen. An einzelnen Stellen hatte man

bereits Erde aufgeworfen, um den Grund und Boden zu prüfen. Meßſchnüre waren ausgeſpannt, eine Arbeitsbude zeigte ſich. In der Nähe der Mauer zeugte entwurzeltes Strauchwerk von dem Ernſte, mit dem man die Neugeſtaltung zu beginnen gedachte. Alles deutete darauf hin, daß demnächſt hundert rührige Hände ihre Arbeit beginnen würden, um das, was hier ſtand und die Allmacht der Natur verkündete, dem Boden gleich zu machen.

Als Franz ſtehen blieb und ſich eine darauf bezügliche Bemerkung erlaubte, zeigte Emma ein ſehr trauriges Geſicht, in dem ſich der Ernſt allerdings etwas komiſch ausnahm. Da ſie aber ihren Groll nicht zu unterdrücken vermochte und ſchon längſt die Gelegenheit herbeigeſehnt hatte, ihrem Unmut über die neueſten Wandlungen der Dinge einmal gründlich Luft zu machen, ſo ließ ſie nun den Worten des Ärgers freien Lauf.

Vorerſt geſtand ſie ein, nicht zu begreifen, wie ihre Mama, die ſie ſo ſehr liebe und welche ſie immer für außerordentlich vernünftig gehalten habe, es über ſich gewinnen könne, auf ihre alten Tage noch einmal zu heiraten; und obendrein einen ſo häßlichen, wenig ſympathiſchen Menſchen, wie Herr Urban es ſei! Dann ſah ſie ſich zu der Erklärung genötigt, daß ſie niemals ihren Stiefvater als ſolchen anerkennen werde, und ſich vorgenommen habe, allen Ernſtes barmherzige Schweſter zu werden, falls Herr Urban es jemals wagen ſollte, irgend welche väterlichen Rechte über ſie ausüben zu wollen. Und zum Schluß brach ſich der ganze Jammer ihrer Mädchenſeele über die Verwüſtung im Parke Bahn.

„Ich werde es Mama'n niemals verzeihen können, daß ſie den Namen meines Vaters einem Vandalen geopfert hat, der keinen Reſpekt vor dem Allerheiligſten und keinen Sinn für Natur hat. Alle Menſchen haben uns um dieſen ſchönen Garten inmitten der Stadt beneidet, Mama hat oft beteuert, ſie werde ihn niemals veräußern, und nun ſoll hier alles wie Kraut und Rüben ausgeriſſen werden. Es iſt einfach ſchändlich!"

Sie ballte die Hände, die Lippen zuckten und ihre Augen wurden feucht, ſo daß Thereſe ganz ergriffen wurde, ihren Arm um Emmas Taille legte und Neigung zeigte, ſich aus alter Anhänglichkeit demſelben Schmerze hinzugeben. Um ihr Mitgefühl zu beweiſen, drückte ſie das Taſchentuch mehrmals gegen das Antlitz.

Franzens Sinn für Romantik war niemals bedeutend ausgeprägt geweſen. Seitdem er ſich dem Kaufmannsſtande widmete, ſuchte er eine gewiſſe Force darin, über alles äußerſt nüchtern und praktiſch zu denken und bei jeder Gelegenheit ſeinen Cynismus hervorzukehren. Er fand daher das Gebahren der beiden Mädchen äußerſt komiſch, lachte und ſagte ſehr altklug:

„Das verſtehen Sie beide nicht, meine Damen."

Er machte eine Pauſe der Überlegenheit, beſchäftigte ſich einige Augenblicke mit den Spitzen ſeiner erſten Manneswürde über der Oberlippe, ordnete dann mit einer ebenſo ſchnellen als koketten Handbewegung den Zipfel des weißen Taſchentuches, der aus der äußeren Bruſttaſche ragte, zupfte den Rock mehrmals glatt, drückte beim Gehen zu gleicher Zeit die Bruſt

und die Knie heraus und wendete sich dann direkt an Fräulein Kirchberg, und zwar mit einem Tone, der nur zu deutlich sein Bestreben kennzeichnete, bereits für einen erfahrenen Mann zu gelten, der die Welt nach allen Richtungen hin kennt. So sagte er denn mit Würde:

„Seien Sie versichert, Fräulein Kirchberg, daß ich Ihren gerechten Schmerz zu würdigen weiß. Jedoch dürfen „wir" nicht vergessen, daß der Kaufmann die Welt regiert und daß er nur mit dem Verstande rechnet. Die Sentimentalität müssen „wir", die „wir" uns daran gewöhnt haben, den Nutzen einer Sache nur vom praktischen Standpunkte aus zu beurteilen, allen denen überlassen, die niemals einen Begriff davon gehabt haben, daß die größten Dinge dieser Erde ihr Entstehen nur dem Handel zu verdanken haben. Die Zahl macht heute alles; nur wer rechnen kann, hat Aussicht, zu etwas zu kommen und sein Leben zu genießen. „Wir" Kaufleute sind die eigentlichen Macher — Pardon, wenn ich mich zu sehr geschäftsmäßig ausgedrückt habe — ich wollte sagen, die einzigen Erlöser der bedrängten Menschheit. „Wir" bauen mit unserem Gelde Leuchttürme, Paläste, ganze Städte, „wir" geben der Armut Brot, „wir" verhelfen den Bürgern zum Wohlstande, an „uns" wenden sich Könige und Kaiser, wenn sie in Not sind und Geld gebrauchen. Ja, meine Damen, „wir" Kaufleute regieren die Welt . . ."

Er machte abermals eine Pause.

Die beiden Mädchen waren bei den rasch hintereinander herausgeschnarrten, mit Pathos gesprochenen

Worten ſtarr geworden und blickten mit dem Ausdruck unverhohlener Bewunderung auf ihren Begleiter. Emma konnte ſich nicht enthalten zu ſagen:

„Sie ſind ja ein furchtbar großer Redner geworden, ſeitdem wir uns nicht geſehen haben, Herr Timpe.“

Und Thereſe drückte ihrer Begleiterin den Arm und flüſterte leiſe: „Ein netter Menſch, nicht wahr?“

Franz Timpe aber, geſchmeichelt durch die Anerkennung Emmas, und im Gefühle der großen Rolle, die er hier ſpielte, ordnete mit Zeigefinger und Daumen der rechten Hand abermals den Modezipfel der Bruſttaſche, ſpielte eine Weile mit den Glacéhandſchuhen, die er aus Rückſicht gegen die Damen hervorgelangt hatte, und fuhr fort:

„Herr Urban, Ihr Stiefvater, mag Ihnen perſönlich nicht gefallen, mein verehrtes Fräulein, aber er iſt mein Chef, ein bedeutender Induſtrieller, und aus dieſem Grunde ſehe ich mich genötigt, eine Lanze für ihn zu brechen . . . Er iſt derjenige Mann, der die ganz überflüſſige Exiſtenz dieſer Bäume und dieſes Gartens hier zuerſt erkannt hat. Das Lob gebührt ihm . . . Bedenken Sie nur, was für ein Verdienſt er ſich dadurch erwirbt: er wird an dieſer Stelle prächtige Fabriken erbauen, hunderte von Menſchen in ihnen beſchäftigen, — Leute, die durch ihn vielleicht vor dem Hungertode gerettet werden. Herr Urban wird dadurch zu gleicher Zeit zu einem großen Menſchenfreunde, denn er giebt den Leuten Arbeit und Brot. Aber nicht nur das: die Induſtrie wird ihm äußerſt dankbar

ſein müſſen, ja ich behaupte kühn: die ganze Menſchheit, weil er vermöge ſeines Geldes und ſeiner Intelligenz ſeine Fabrikate von nun an zu einem ſo billigen Preiſe herzuſtellen vermag, daß ſie jedermann zugänglich ſein werden. Bedauern wir alſo die Bäume nicht, freuen wir uns vielmehr darüber, daß ſie fallen, denn ſie ſind ſtumme, unthätige Weſen, die der Menſchheit mit nichts anderem nützen können, als mit ihrem Holze; und auch aus dieſem Grunde müſſen ſie ihr Daſein aufgeben . . . Das iſt ſo meine Theorie, meine Damen, die ich mir erlaubte, Ihnen in wenigen, aber großen Zügen zu entwickeln."

Er ſteckte den Daumen der rechten Hand zwiſchen zwei Knöpfe ſeines Rockes und ſchlug mit den übrigen Fingern den Takt zu der Melodie, die er leiſe zu pfeifen begann. Es war unleugbar: er kam ſich im Augenblick wie ein Held vor, der eine große That verrichtet hat und das Bewußtſein empfindet, die Situation völlig zu beherrſchen.

Emma, die ihn während ſeiner letzten Rede aufmerkſam betrachtet hatte, ärgerte ſich im geheimen, daß er ihren Stiefvater ſo außerordentlich lobte; andererſeits berührte es ſie ſehr ſympathiſch, daß er die Intereſſen des Mannes, dem er zum Danke und zum Gehorſam verpflichtet war, ſo energiſch wahrnahm und hinter deſſen Rücken mit Anerkennung und Achtung von ihm ſprach. Um ihm aber zu beweiſen, daß ſie mit ſeinen praktiſchen Grundſätzen nicht übereinſtimme, begann ſie:

„Wenn Sie die Bäume für ſtumme, unthätige

Weſen halten, ſo kann ich nur mein Bedauern darüber ausdrücken, daß Sie niemals ihre Sprache vernommen und verſtanden haben. Ich hätte gewünſcht, daß Sie gleich mir bei Tante Julie geweſen wären, um mutterſeelenallein durch den Wald zu ſtreifen und das Rauſchen der Bäume zu vernehmen. Wie oft habe ich an ſchönen Sommertagen im Graſe gelegen und den ziehenden Wolken am Himmel nachgeblickt. Es war weiter nichts zu vernehmen, als das Raſcheln und Säuſeln der Blätter in den Baumkronen. Da dachte ich an Mama, Alwine und Bertha, habe laut ihre Namen in die Luft gerufen und dann vernommen, wie die Blätter über mir flüſternd die Antwort gaben. Das war oft eine wunderſchöne Muſik. Erſt fing es leiſe an zu tuſcheln, ſo daß es ſich anhörte, als ſpielte im Finſtern eine Maus mit einem Stückchen Papier; dann rauſchte es lauter, kam klagend wie eine Windsbraut daher gezogen, pfiff und flötete in allen Melodien und brauſte dann mächtig wie ein Poſaunenchor durch die Wipfel, ſo daß ich glaubte, mich in einer großen, großen Kirche zu befinden, in der eine Rieſenorgel ertönt . . . Das mag vielleicht für manchen eine überflüſſige Sprache ſein, ich aber habe mich an ihr erbaut und ſie oft im ſtillen geſegnet . . . Ich hatte mich ſo ſehr darauf gefreut, ſie in dieſem Sommer auch hier zu vernehmen, und muß nun erleben, daß aus reiner Spekulation alle Poeſie verſchwinden ſoll. Das iſt wirklich ganz abſcheulich! Weil die Bäume nicht rechnen können, ſollen ſie fallen! Es thut mir weh, Herr Timpe, daß auch Sie ſo denken gelernt haben, trotzdem

Sie früher, wenn wir uns hier herumtummelten, ſo oft ausriefen: Ach die ſchönen Bäume, ſie werfen ſo prächtigen Schatten! Was würden Sie nun ſagen, wenn man Ihnen Ihren ſchönen Lindenbaum da drüben nähme?"

Franz war nahe daran geweſen, von der Schwärmerei Emmas gerührt zu werden, ſchämte ſich aber jetzt ſeiner Inkonſequenz und erwiderte daher kurz und trocken:

„Er könnte fallen, denn ich benutze ihn nicht mehr."

„Alſo nur, was Ihnen gefällt und nützlich erſcheint, hat bleibenden Wert — nicht wahr, ſo meinen Sie? Das wäre dann ſehr egoiſtiſch von Ihnen."

„Gewiß, das muß auch jeder Menſch ſein, mein Kind, falls er zu etwas kommen will im Leben. Immer hübſch praktiſch denken, und nicht ſchwärmen und mit den Beinen am Monde kleben. Dann wird die Geſchichte ſchon gehen."

Der das ſehr laut ſagte und mit dieſen Worten wie mit helltönenden Gewitterſchlägen in die Unterhaltung fuhr, war nicht Timpe junior, ſondern Herr Ferdinand Friedrich Urban, der am Arme ſeiner Frau Gemahlin gemütlich aus einem Seitenweg daher gebummelt kam und die letzte Rede ſeiner jüngſten Stieftochter vernommen hatte.

Die jungen Leute waren außerordentlich erſchrocken, am meiſten Franz, der beim Anblick der früheren Frau Kirchberg das Gefühl eines Menſchen verſpürte, der plötzlich an einem Orte entdeckt wird, wo er eigentlich nicht hingehört. Jedoch zog er mit einer Verbeugung

ſehr tief den Hut und behielt ihn in der Hand, denn er wagte nicht, ihn ſogleich wieder aufzuſetzen. Dabei zeigte er ein Geſicht, das wenig mit ſeiner ſonſtigen Keckheit harmonierte.

Bevor er noch irgend etwas zu ſeiner Entſchuldigung hervorbringen konnte, hatte ihn ſein Chef bereits aus der Situation gezogen.

„Na Timpe, Sie auch hier? Alte Freundſchaft wieder erneuert, he? Die Geſchichte macht ſich! Laſſen Sie ſich nur nicht ſtören. Tüchtige Leute weiß ich immer zu ſchätzen. Bin neulich auch über die feindliche Grenze geſchritten, alſo Wurſt wider Wurſt! . . . Übrigens, liebe Agathe, — kennſt du ihn noch, den Obſtdieb? . . . Na, ſchadet nichts, alles vergeſſen! Er gehört zu unſerem Geſchäft.“

Frau Kirchberg, eine ſtattliche Dame mit ſehr ausdrucksvollen Zügen, die ſehr langſam zu ſprechen pflegte und jedes Wort, das ſie ſprach, mit der Lorgnette in der Hand begleitete, lächelte gnädig und erkundigte ſich in ihrer monotonen Weiſe nach den Eltern des jungen Mannes. Und da ſie inne ward, daß Franz, der nach dieſem unerwarteten Empfang ſofort den Kopf wieder in die Höhe ſtreckte, ſich überſtürzte, äußerſt aufmerkſam gegen ſie zu ſein (er hatte ſofort ihr niedergefallenes Spitzentuch aufgehoben und es mit einer tiefen Verbeugung zurückerſtattet), ſo verſchwand allmählich ihre alte Antipathie gegen ihn, verſtieg ſie ſich nach fünf Minuten bereits, während welchen ſie nebeneinander dahingeſchritten waren, zu der ihrem Manne zugeraunten Äußerung, daß man es anſcheinend

mit einem ſehr wohlerzogenen jungen Manne zu thun habe, der durchaus nicht den Eindruck mache, als ſtamme er aus einer einfachen Handwerkerfamilie.

Und Urban, der wie immer, ſeitdem er das junge Eheglück genoß, äußerſt gut gelaunt war, und der ſchon längſt ſeine beſonderen Pläne mit dem einzigen Sohne Meiſter Timpes hatte, fühlte ſich durch dieſe unerwartete Gnade ſeiner Frau ſo erfreut, daß er ſich ſofort an die Seite ſeines ihn um Haupteslänge überragenden Lehrlings begab, und, fortwährend mit ſchiefem Kopfe zu Franz aufblickend, ein Geſpräch begann, das ſich um die neue Fabrik drehte. Er vergaß dabei nicht, hin und wieder auf die geſchäftliche Thätigkeit ſeines Nachbarn zu kommen, über die er jedenfalls von dem Sohne die beſte Auskunft empfangen mußte.

Dann, wenn Franz, geehrt durch dieſe Würdigung ſeiner Perſon ſeitens ſeines Chefs, bereitwillig Antwort gegeben hatte, beeilte ſich Urban mit einem ſehr plötzlich hingeworfenen „Wie?“ . . . „So, ſo“, . . . „Ach!“ ſeine Vorliebe für Anwendung von Interjektionen zu beweiſen. Nach einer erhaltenen Auskunft fuhr dann verſtohlen ein blitzartiges Lächeln über ſeine Züge, die rechte Hand rückte nervös an der Brille und die Naſe beſchrieb die bekannten Kreiſe und Linien in der Luft.

Einige Schritte hinter ihnen gingen Arm in Arm neben Frau Urban deren Tochter und Thereſe. Auf Emma hatte das plötzliche Dazwiſchentreten ihres Stiefvaters einen wenig günſtigen Eindruck gemacht, wie immer, wenn ſie ihn erblickte und er ſeine Ungeniertheit hervorkehrte.

„Wie dein Mann dazu kommt, mich nach unſerer ſo kurzen Bekanntſchaft als ‚mein Kind‘ anzureden, iſt mir unverſtändlich, Mama“, ſagte ſie malitiös, und doch mit einem Anflug von Humor, der ihrer Freundin Veranlaſſung gab, leiſe zu kichern.

Frau Urban jedoch fand dieſe Äußerung nicht paſſend. Sie liebte ihre jüngſte Tochter mehr wie die anderen Kinder, mußte aber nur zu oft erleben, daß dieſelbe ſich durchaus nicht in Dinge fügen wollte, deren Anerkennung zum allgemeinen Hausfrieden nötig war.

Sie ſagte daher wohlmeinend:

„Ich habe dich bereits mehrmals gebeten, wenn du von Herrn Urban zu mir ſprichſt, die ganz unſchicklichen Worte ‚dein Mann‘ nicht mehr anzuwenden. Du wirſt dir auf die Dauer die Bezeichnung ‚Papa‘ trotz deiner Abneigung aneignen müſſen.“

„Niemals, Mama! Ich werde mich nie daran gewöhnen können. Ich kann ihn nun einmal nicht leiden. Wie gut war dagegen unſer wirklicher Papa — du weißt, ich war ſechs Jahr alt, als er ſtarb, und kann mich ſeiner noch ſehr gut erinnern.“

Frau Urban zog ihre Tochter an ſich, legte den Arm um ihre Schulter und ſagte ſanft:

„Es giebt gewiſſe Dinge im Leben, die man durchaus ſo nehmen muß, wie ſie ſind, will man ſich nicht ſelbſt das Daſein erſchweren . . . Mir zuliebe wirſt du es thun, Kindchen, nicht wahr?“

Einen Augenblick drohten bei Emma die Thränen hervorzubrechen; ſie unterdrückte dieſelben aber, weil ihr Stiefvater ſie nicht weinen ſehen ſollte. Dann ſagte

ſie, indem ſie ihre Mutter plötzlich mit beiden Armen umſchlang:

„Mama, ich habe dich von Herzen lieb! Ich will es thun, weil du es wünſcheſt. Aber nie und nimmer werde ich dieſe Liebe auf Herrn Urban ausdehnen können. Ich verſtehe gar nicht, wie Alwine und Bertha ſo gleichgültig darüber denken können.“

„Sie ſind eben vernünftige Mädchen,“ warf Frau Urban ein.

„Alſo dann bin ich unvernünftig! Es ſcheint ſich hier viel geändert zu haben, ſeitdem ich nicht mehr unter euch weilte und nicht nach dem Rechten ſehen konnte.“

Ihre Mutter brach in ein lautes Lachen aus, das ihrer ſonſtigen Ruhe ganz widerſprach. „Siehſt du, ſo gefällſt du mir wieder,“ ſagte ſie dann; „daran erkenne ich meine luſtige Plaudertaſche. Du beſitzeſt Humor, und der iſt nicht jedem Menſchen beſchieden; man kann ſich mit ihm vortrefflich zu tröſten verſuchen.“

Emmas Stimmung hätte wohl nicht ſo ſchnell gewechſelt, wenn ſie nicht die Vertraulichkeit, mit welcher ihr Stiefvater mit Franz verkehrte, bemerkt haben würde. Das erweckte eine gewiſſe Befriedigung in ihr, denn ſie konnte ſich nicht verhehlen, daß ihr einſtiger Jugendfreund trotz ſeiner proſaiſchen Anſchauungen und ſeines ſtutzerhaften Auftretens, deſſen Komik ihr nicht entging, ein hübſcher, junger Mann von Manieren geworden ſei, der, was das Äußerliche betraf, einen ſehr günſtigen Eindruck auf ſie gemacht hatte. Da ſie

auf ihrem Landaufenthalt nur mit einigen jungen Leuten zuſammengekommen war, Söhnen von Lehrern, Pächtern und Paſtoren, die zum Teil ſehr blöde und beſchränkt thaten und jede Keckheit vermiſſen ließen, ſo hatte Franzens furchtloſes, elegantes Auftreten ſofort ihre Anerkennung errungen. Dadurch wurde ihre günſtige Meinung von ihm nur noch beſtärkt; und nicht minder durch den freundlichen Ton, mit welchem er hier empfangen worden war.

Im Laufe des Geſpräches mußte ſie ihrer Mutter beichten, wie und wo ſie die Bekanntſchaft des jungen Mannes erneuert hatte. Bei dieſer Gelegenheit hielt ſie ſich für verpflichtet, auf den kleinen Streit zwiſchen ihr und Franz zurückzukommen und die Lobeshymne desſelben auf ihren Stiefvater zu erwähnen.

„Siehſt du," ſagte Frau Urban, „da haſt du gleich einen, der anderer Meinung über deinen neuen Papa iſt. Daß die Bäume fallen müſſen, thut mir ebenſo leid wie dir, aber wir haben Erſatz dafür; Urban beſitzt in Steglitz eine ſehr ſchöne Villa, zu der ein prächtiger Garten gehört. Da kannſt du deine Träumereien fortſetzen, ſo lange bis — —"

„Ihr mich losgeworden ſein werdet," fiel Emma ergänzend ein, da ihre Mutter zögerte, den Satz zu beenden. „O gewiß, Mama, ich will bald dafür ſorgen. Ich werde Schullehrerin werden, mir eine blaue Brille anſchaffen und danach trachten, ſo häßlich zu erſcheinen, daß alle Menſchen auf den erſten Blick ſagen werden: Das iſt Herrn Urbans Tochter, das ſieht man ſofort."

„Aber Kind, willst du denn ewig ungezogen bleiben!“

Die würdige Dame gab ihrer Tochter einen leichten Schlag. Und Therese, die sonst eine große Neigung zur Schweigsamkeit besaß, sah sich jetzt ebenfalls genötigt, mit beredten Worten ihre Freundin auf das Unschickliche ihrer Bemerkung aufmerksam zu machen.

Sie waren in einiger Entfernung von Herrn Urban und Franz zurückgeblieben. Als sie dieselben auf der Seite des Gartens, die an der Straßenfront lag, erreichten, fanden sie den ersteren bereits wieder in voller Thätigkeit, seinem Lehrling die großartigen Pläne der neuen Fabrikanlage in die Luft zu zeichnen. Der lange Zeigefinger der rechten Hand beschrieb Linie auf Linie, Kreis auf Kreis, bis er endlich kerzengerade gen Himmel ragte, begleitet von den vielbedeutenden Worten:

„Das wird der Schornstein, verstehen Sie? Er wird an Höhe alles überragen, was jemals in dieser Gegend gesehen worden ist.“

Dieses „verstehen Sie?“, zeitweilig unterbrochen von dem Stichwort „die Geschichte macht sich“, ließ sich überhaupt nach jedem Satze vernehmen, so daß es sich wie das „Wer da“ eines Postens anhörte, auf das unter allen Umständen eine Antwort erfolgen muß. Und Franz stand steif und gerade wie ein Gardist dabei, der sich auf dem Paradefelde befindet und eine feierliche Miene zeigt, gab sich alle Mühe bei dem jedesmaligen Angriff von Herrn Urbans Zeigefinger auf

ſeine Bruſt nicht zu wanken, und beantwortete jede Kardinalfrage mit den Vertrauen erweckenden Worten:

„Großartig“ .... „Ausgezeichnet“ .... „Das wird 'was werden!“

Herr Ferdinand Friedrich Urban war glücklich; und er konnte nicht leugnen, daß ſeine Sympathie für den Sohn ſeines Nachbarn bedeutend geſtiegen und daß er auf dem beſten Wege ſei, immer mehr gute, wohlthuende Seiten an ihm zu entdecken. Dieſer junge Mann beſaß das richtige Verſtändnis für ſeine Pläne, er war groß geworden inmitten von Artikeln, die er, Urban, dereinſt ebenfalls zu produzieren gedachte. Das leuchtete ihm ein.

„Wir machen alle tot,“ ſagte er zum Schluß, während die flache Hand wie die Schneide eines Schwertes durch die Luft fuhr, als ſollte dieſe Bewegung die Symbolik ſeiner Worte bilden. Mit dieſem „alle“ meinte er die Konkurrenten.

„Keine Frage, Herr Urban, wir machen alle tot,“ beſtätigte der junge Mann mit einem Ernſte, der eine erſchütternde Tragikomik enthielt.

Unbewußt glitt ſein Blick nach dem kleinen Häuschen des Vaters hinüber, aus deſſen Schornſtein blauer Rauch kerzengerade wie eine Segnung des Friedens zum Himmel ſtieg; und ebenſo gleichgültig ahnungslos glitt ſein Blick wieder zurück zu ſeinem Chef, der den herankommenden Damen entgegentrat.

Ferdinand Friedrich Urban war durch ſeine anhaltenden Geſtikulationen ſo erſchöpft geworden, daß er

zu ſeinem Leidweſen die Lektion mit den Damen nicht von neuem beginnen konnte. Und da ſeine Frau durchaus keine Neigung verriet, wie er und ſeine Stieftochter es bereits gethan hatten, den Kopf durch das Loch in der Mauer zu ſtecken, ſo machte man wieder Kehrt und ſchritt auf dem breiten Mittelweg zurück, den man gekommen war, die Damen diesmal voran und Franz mit ſeinem keuchenden Gebieter hinterdrein, da er es noch immer nicht an der Zeit hielt, ſich zu verabſchieden.

Herr Urbans rotſeidenes Taſchentuch fuhr fortwährend über das Geſicht und zur Abwechſelung einigemal über die Gläſer der goldenen Brille. Da er die Angewohnheit hatte, die Arme niemals ſtill zu halten und beim Gehen fortwährend zu tänzeln, ſo bemühte Franz ſich ſoviel als möglich, einen gewiſſen Abſtand von ihm einzuhalten, um eine Karambolage der Füße zu verhindern.

Sie waren vor der hinteren Veranda des Wohnhauſes angelangt. Allmählich war der Himmel dunkler geworden, ſo daß die Abenddämerung den Baumſtämmen die ſcharfen Konturen nahm. Jetzt endlich wollte Franz ſich verabſchieden, da ſagte plötzlich Urban:

„Ach was, bleiben Sie! Haben Sie ſchon Wein getrunken, zum Beiſpiel echten ‚Rüdesheimer Berg?‘ — Kommen Sie nur, wir haben noch zu reden, Ihr Vater muß nachgeben!“

Und zum grenzenloſen Erſtaunen ſeiner Frau, und zum heimlichen Vergnügen Emmas und Thereſens,

faßte der kleine Chef ſeinen großen Lehrling unter den Arm und ſtieg mit ihm die Stufen empor.

Franz wußte nicht, wie ihm geſchah; aber ſein erſter Gedanke war: Das müßten die Leute im Kontor ſehen! Ja, ja, wenn man Eindruck zu machen verſteht . . .

VI.

Franzens-Ruh.

Franzens-Ruh war lange nicht ſo zu Ehren gekommen, wie in den nächſten Wochen und Monaten. Tag für Tag beſtieg Johannes Timpe die Warte, um ſich von dem Fortſchritt jenſeits der Mauer zu überzeugen.

An klaren Sommerabenden, wenn das abſterbende Leben Berlins ſich bereits bemerkbar machte, der letzte Dunſt der heißen Straßen verſchwunden war und eine allgemeine Ermattung in der Luft lag, durch welche das zweite Erwachen der Rieſenſtadt zum Vergnügen nach der Laſt des Tages nur in gedämpften Lauten herübergeführt wurde, ſaß es ſich oben in den Zweigen am ſchönſten.

Über die Dächer der niedrigen Häuſer hinweg konnte der Meiſter ſeinen Blick in die Ferne ſchweifen

lassen. Wendete er den Rücken, so schaute er in das Treiben der Holzmarktstraße hinein, die sich längs der Spree hinzog. Rechts am diesseitigen Ufer tauchte das langgestreckte, schwarze Gebäude einer Eisengießerei auf; links davon in einiger Entfernung die Riesengasometer einer Gasanstalt, die sich wie Festungsbollwerke ausnahmen; und hinter ausgedehnten Holzplätzen eine Cementfabrik, deren ewig aufwirbelnde weiß-gelbe Staubwolken die Luft durchzogen und einen scharfen Kontrast zu den sich auftürmenden Kohlenbergen der Gasanstalt bildeten.

Und geradeüber, jenseits des Wassers, zeigte sich ein großes Mörtelwerk, im Hintergrunde begrenzt von den Rückseiten hoher Mietskasernen, die, aus der Entfernung betrachtet, den Eindruck riesiger Bauklötze machten, an denen schwarzgemalte Fenster prangen.

Das ganze Bett der Spree aufwärts lag zwischen einem bunten Panorama aneinander geketteter Bilder: Lange Reihen Wohnhäuser, deren Gärten bis zur Spree hinunterliefen und kleine Oasen bildeten, wechselten mit Zimmer- und Holzplätzen, Abladestellen der Flußkähne und Färbereien ab, deren Waschkasten wie schwimmende Holzhäuser im Wasser lagen. Hin und wieder zeigte sich eine Schiffswerft, die langgestreckte Halle einer Badeanstalt und eine auf Pfählen gebaute, in den Fluß ragende Landungsbrücke. Dann die Stätteplätze der Ziegeleibesitzer mit ihrem rotgefärbten Boden, der wie blutgetränkt erschien, die Trockenplätze mit ihren frischgefallenem Schnee gleichenden Bleichen und die alles überragenden Schornsteine der Fabriken, die den

Rauch immer ſchwächer und ſchwächer entſteigen ließen, bis ſie gleich „Obelisken der Arbeit“ dunkel und ſchweigſam zum Himmel ſtarrten.

Herrſchte an den Ufern Ruhe, ſo begann das Leben ſich auf dem Waſſer zu regen. Unzählige Luſtfahrboote ſchwebten gleich Nußſchalen auf dem mattblauen Spiegel, ließen ſich gemächlich vom Strome treiben oder ſchoſſen pfeilſchnell über die Fläche, um in das Fahrwaſſer eines Dampfers zu geraten, der, dichtbeſetzt mit einer buntſchillernden Menge, dahergebrauſt kam und mit ſeinen Wellenſchlägen den Strand erzittern machte.

Aus der Ferne klang der Geſang eines Liebespärchens herüber. Waghalſig ſchaukelte es das Boot, ſo daß der Rand desſelben das Waſſer berührte. Das helle Kleid des Mädchens leuchtete wie das Gefieder eines Schwanes. Der männliche Begleiter aber lag ausgeſtreckt an ihrer Seite, wiegte den Körper nach rechts und links, ſo daß das Fahrzeug ſchwankte und ließ ſich und ſein Liebchen ſorglos der Stadt zutreiben.

„Ich weiß nicht, was ſoll es bedeuten,
Daß ich ſo traurig bin —“

ließ ſich deutlich vernehmen, als ein Beweis dafür, daß das Berliner Volk die ernſteſten Lieder zu ſingen pflegt, wenn es am luſtigſten iſt.

War die Luft beſonders rein, ſo erlangte Timpes Blick eine unbegrenzte Weite. Über die Schillingsbrücke hinweg, auf welcher in der Feierabendſtunde, begleitet von den vorüberrollenden Pferdebahnwagen

und hundert anderen Gefährten, Ameisen gleich ein Strom von Menschen sich bewegte, da, wo das Wasser der Spree wie ein gewundener Silberbarren sich dahinzog, erreichte sein Auge die Oberbaumbrücke und hinter ihr die ersten Pappeln der Chaussee, die nach Stralau führte. Und über diese weltstädtische Scenerie, die in Zickzacklinien ins Unendliche sich zu verlängern schien, breitete sich das letzte matte Rot der herniedergesunkenen Sonne aus und hüllte Natur und Menschen in einen warmen, zarten Purpurflimmer.

Wie oft hatte sein Auge sich an diesem Bilde gelabt, und wie oft waren die Eindrücke gleich Schemen entschwunden, wenn er sein Gesicht dem Nachbargrundstück zugewendet hatte. Dort der lachende Sonnenschein, die unbegrenzte Freiheit des Blickes, der Reiz einer eigentümlichen Landschaft, und hier Hand in Hand mit dem Zerstörungswerk der Menschen, der Aufbau steiler Wände, die das Licht des Himmels nahmen.

Im Juli ragte bereits das Fundament der neuen Fabrik über den Erdboden empor. Baum auf Baum war gefallen und mit dem Sturze eines jeden und dem Krachen seiner Äste, das sich in der Phantasie Timpes wie das Ächzen eines Sterbenden angehört hatte, war den Meister die Empfindung überkommen, als schwände jedes zurückgelegte Jahr seines Lebens nochmals dahin.

Was dort fiel, war das alte Berlin, der stete Anblick seiner Kindheit, der Märchenduft seiner Knabenjahre. Und jeder Spatenstich, jeder Axthieb und Hammerschlag bereitete seinem Herzen eine Wunde, die ihm brennende Schmerzen verursachte.

Es ſchien faſt, als wäre Meiſter Timpe der eigentliche Beſitzer der neu entſtehenden Welt dort drüben — ſo lebhaft war der Anteil, den er an dem Wachſen und Werden der Fabrik nahm. Mit der Zeit überkam ihn eine Art Idee: er bildete ſich ein, daß ſeine ganze Zukunft von der Vollendung des Rieſengebäudes abhängen werde, er fürchtete, die Mauern würden, je höher ſie rückten, ihn, ſeine ganze Familie und das Häuschen nach und nach erdrücken. Öfters befiel ihn eine große, ihn unthätig hin- und hertreibende Unruhe. Er vermochte die Zeit nicht zu erwarten, wo die Feierabendſtunde ſchlug und er ſeinen Auslugplatz auf dem Baume einnehmen konnte.

Und ſchließlich drehte ſich den ganzen Tag über, ſobald ſeine Gedanken nicht mit Gewalt von anderen Dingen in Anſpruch genommen wurden, ſein Intereſſe nur um den Bau Ferdinand Friedrich Urbans.

Die Fabrik, die Fabrik und immer wieder die Fabrik!

Er fand ein beſonderes Vergnügen daran, bei jeder Gelegenheit während der Arbeit das Geſpräch darauf zu bringen, und freute ſich, wenn die Geſellen das Thema aufgriffen und mit ihm und ſeinen Urteilen über des Nachbars Pläne übereinſtimmten. Zuletzt erklärten das die Leute in der Werkſtatt für etwas wunderlich und raunten ſich zu, daß der Meiſter ſich gegen früher merkwürdig geändert habe und daß ihm „die Geſchichte da drüben“ im Kopfe herumgehe. So kam es denn, daß das neue Unternehmen Urbans ſchließlich wie eine weltgeſchichtliche That betrachtet wurde, die

immer aufs neue angeſtaunt, bewundert und beſprochen werden müſſe.

Das Leben der Bewohner des kleinen Häuschens, das ſich mit der Gleichmäßigkeit eines Perpendikelganges abſpann, hatte ſeine Ruhe eingebüßt und einer fortwährenden Aufregung Platz gemacht, die nur die eine Parole kannte: Herr Urban und ſeine Fabrik.

Hatte Johannes Timpe lange genug auf ſeiner „Warte“ geſeſſen, ſich allerlei merkwürdigen Gedanken hingegeben, war er dann langſam und bedächtig hinabgeſtiegen, ſo wurde in der kleinen Laube des Gärtchens das Geſpräch von neuem aufgenommen und ins Unendliche geſponnen.

Da ſaß hinten in der Ecke auf einem Rohrſeſſel Frau Karoline, angethan mit einer durchbrochenen Haube, an welcher breite Bänder von zarter Lilafarbe prangten, und einer ſauber geplätteten, geſtreiften Schürze, auf deren Nettigkeit die Lebensgefährtin des Drechslermeiſters ſehr viel gab. Das bereits graue Haar war in der Mitte geſcheitelt und zog ſich wellenförmig bis hinter die Schläfe, ſo daß das milde Geſicht dem einer ehrſamen Matrone glich, die gewohnt iſt, auch noch im Alter den beſten Eindruck zu machen. Die Stricknadeln klapperten eifrig und nur hin und wieder ruhten die Hände im Schoß. Dann erhob der Kopf ſich, die Brille wurde feſter gedrückt und die Frage erſchallte:

„Kommſt du bald herunter, Vater?“ Sie ſagte zu ihrem Manne nur noch „Vater“, ſeitdem der Großpapa für den „Alten“ galt. Neben ihr in ſeinem aus-

gedienten ſchwarzledernen Lehnſtuhl verſunken, den man ſeinetwegen jeden Tag ins Freie transportierte, ſaß der dreiundachtzigjährige Greis, teilnahmslos und ſchweigſam wie immer, aber lauſchend auf jedes Wort und Geräuſch und nur zum Reden aufgelegt, wenn die Notwendigkeit ihn dazu zwang.

Regelmäßig des Donnerstags geſellte ſich auch noch Thomas Beyer zu der Familie. Seit vielen Jahren bereits mußte der älteſte Geſelle an einem Tage in der Woche ſein Abendbrot bei dem Meiſter einnehmen. Es war das eine ſchöne Sitte aus jener Zeit, wo der Geſelle noch Koſt und Wohnung im Hauſe des Arbeitgebers fand und dadurch zur Familie mitgezählt wurde.

Oftmals auch wurde der kleine Kreis durch Kruſemeyer vermehrt, der, bevor er ſeinen Dienſt antrat, auf ein Viertelſtündchen mit herankam. Es muß hier gleich bemerkt werden, daß der würdige Beamte ſeit beinahe zwanzig Jahren zu Johannes Timpe in einem geſchäftlichen Verhältnis ſtand; nicht in ſeiner Eigenſchaft als Hüter der Nacht, ſondern als Fußbekleidungskünſtler, dem das Aufbeſſern und Neugeſtalten des Schuhwerks der ganzen Familie anvertraut worden war. Und da er eine hübſche Tochter beſaß, mit welcher Thomas Beyer durch eine merkwürdige Verkettung von Umſtänden bekannt geworden war, um ſchließlich ſein Herz an ſie zu verlieren, ſo benutzte auch er mit andauernder Zähigkeit den Donnerstag zu ſeinen Beſuchen, um lebhaften Anteil an der ſchwebenden Kardinalfrage des Tages zu nehmen. Sein Hauptbeſtreben ging jedoch darauf hinaus, den aufgeklärten Thomas Beyer

durch eingehende Beobachtung und plötzlich angestelltes Kreuzverhör einer Prüfung zu unterwerfen, die es ihm ermöglichte, endlich den Tag zu erfahren, an welchem der Altgeselle Fräulein Helene Krusemeyer als getreue Gattin heimzuführen gedenke. Drehte dagegen das Gespräch sich um Politik, so war es ergötzlich zu vernehmen, mit welcher Glaubensstärke Herr Krusemeyer sich auf die Unfehlbarkeit seines Beamtentums berief. Seine ständige Redensart war dann: „Liebegott und ich gehören zur Polizei, und die weiß alles."

Johannes Timpe sah in der letzten Zeit den Besuchen des Hausschusters und Nachtwächters mit einer gewissen Erwartung entgegen, die ihre Erklärung in den Neuigkeiten fand, mit denen Krusemeyer stets aufzuwarten pflegte; wußte dieser doch mancherlei über den Bau von Urbans Fabrik zu berichten, da er in einem der kleinen Häuser, welche den Bauplatz am anderen Ende der Straße umschlossen, wohnte und tagtäglich die Vorgänge auf dem Terrain verfolgen konnte. Den Drechslermeister interessierte nun einmal jede Kleinigkeit, die sich mit dem Namen des großen Konkurrenten verband.

Timpe hätte jedenfalls seine Erkundigungen viel besser bei Franz einziehen können, aber dieser war seit jenem Tage, an dem ihm die große Ehre zu teil wurde, in der Familie seines Chefs beim Weinglase sitzen zu dürfen, merkwürdig schweigsam geworden. Wollte sein Vater die Neugierde bei ihm befriedigen, so kamen allerlei Ausreden zum Vorschein. Er that sehr wichtig, zuckte mit den Achseln und wiederholte immer ein und

dieſelbe Phraſe: „Das iſt Geſchäftsgeheimnis, Vater. „Wir“ Kaufleute haben unſere Prinzipien, von denen wir nicht abweichen dürfen. Ich kann dir nur ſagen, daß große Dinge vorgehen.“

Johannes Timpe drang dann nicht weiter in ihn, freute ſich vielmehr in ſeinem Innern darüber, daß Franz ſo brav die Intereſſen Urbans wahrnahm. Es war auch ein gewiſſes Schamgefühl, das ihn abhielt, immer wieder ſeinem Sohne gegenüber auf das alte Thema zurückzukommen.

Was ihn am meiſten ſchmerzte, war, daß Franz jetzt faſt jeden Abend außerhalb der Familie zubrachte. Kam er nach Hauſe, ſo verzehrte er in aller Haſt ſein Eſſen und machte ſich wieder auf den Weg. Er gebrauchte dann immer die alte Ausrede, Rückſichten gegen den Geſchäftsführer und die anderen Kollegen zwängen ihn, mit dieſen die Bierlokale aufzuſuchen. Oftmals kam er zum Abendeſſen gar nicht nach Hauſe. Er habe über die Kontorſtunden hinaus arbeiten müſſen und es vorgezogen, gleich ſeine Freunde aufzuſuchen, meinte er dann zur Entſchuldigung. Mit der Zeit gewöhnten Vater und Mutter ſich ſo ſehr an ſein unregelmäßiges Leben, daß ſie es ganz ſelbſtverſtändlich fanden, wenn er gleich nach dem Abendbrot ſeinen Hut ergriff und verſchwand.

Vier Wochen lang ſchwieg der Großvater, dann aber gab es eines Abends einen böſen Auftritt. Der Greis ſtrengte ſeine Lunge derartig an, daß man ſeine Stimme auf der Straße vernehmen konnte. Er wütete förmlich. Der Stock, der mit ſeiner Krücke ſtets am

Lehnſtuhle hing, fuhr mit der Spitze ſo raſch und nachdrücklich gegen die Diele, daß er einen förmlichen Wirbel ſchlug.

Das ſei nicht mehr auszuhalten! Was denn auf die Dauer daraus werden ſolle, wenn ein Menſch in ſo jungen Jahren ins Bummeln gerate und den ganzen Abend über bis tief in die Nacht hinein in den Kneipen ſich herumdrücke? Man wiſſe nicht einmal, in was für einer Geſellſchaft! Das würde nicht der erſte verlorene Sohn ſein, der ſeinen Eltern eines Tages ſchrecklichen Kummer bereite. Ob man vielleicht glaube, daß ein derartiges Leben einem Körper dienlich ſei? Ein Wetter müſſe dreinſchlagen, wenn da nicht eine Änderung geſchaffen werde. Wenn ſo ein Bengel nicht gutwillig gehorchen wolle, dann müſſe man den Rohrſtock nehmen und ihn mit einigen wohlgemeinten Hieben auf die Pflicht des Gehorſams aufmerkſam machen . . . Sein letztes Wort in dieſer Angelegenheit ſei das: entweder ſorge man dafür, daß Franzens Lebensweiſe ſich ändere, oder er, der Großvater, verlaſſe noch auf ſeine alten Tage das Haus.

Nach jedem Satze war der Stock gegen den Boden geſauſt, als ſollten die Worte einzeln feſtgenagelt werden.

Timpe und ſein Weib zitterten vor Schreck und wurden blaß. In einer derartigen Verfaſſung hatten ſie den Alten noch niemals geſehen. Mit halbgeöffnetem Munde ſtarrten ſie zu ihm hinüber. Ein lebendes Bild des Jammers bot ſich ihnen dar: der Kopf war auf die Bruſt geſunken, der Atem ging ſtoßweiſe und röchelnd, Hände und Beine bewegten ſich wie im

Fieber, die ganze Geſtalt ſchien kleiner, zuſammengedrückter geworden zu ſein. Und dieſer gebrechliche, in ſeiner Hülfloſigkeit einem Kinde gleichende Mann ſollte das Haus verlaſſen? O nein, nein . . . Johannes Timpe fand dieſen Gedanken des Großvaters fürchterlich. Von nun an ſollten alle Wünſche des Alten erfüllt werden.

Während einiger Minuten vernahm man nur die Atemzüge des Greiſes. Plötzlich zuckte ſein Mund . . . Und der ganze Widerſtreit der Gefühle, die dieſen merkwürdigen Menſchen im Augenblick durchtobten, kam in den Worten zum Ausbruch: „Mein einziger Enkel!“ Langſam rollten große Thränen über ſeine hageren Wangen. Es war zum erſtenmale, daß er hindurchblicken ließ, wie unter der eiſernen Strenge, die er Franzen gegenüber an den Tag legte, eine tiefe Liebe ſchlummerte.

Meiſter Timpe war tief bewegt, und Frau Karoline nicht minder. Sie überboten ſich gegenſeitig in Zärtlichkeiten gegen den Alten, ſtreichelten ſeine welken Hände und verſuchten ihn zu beſänftigen.

„Rege dich nicht auf, Vater! Ich verſpreche dir, es ſoll eine Änderung eintreten“, ſagte Johannes und zog den Kopf des Alten an ſich.

Dieſe Änderung beſtand darin, daß Johannes ſeinem Sohne das Taſchengeld entzog und ihm nur den kleinen Monatsgehalt beließ, den er von Urban bekam. Eine ganze Woche hindurch blieb Franz des Abends zu Hauſe, aber er ſprach während dieſer Zeit kein Wort und that ſo, als exiſtiere für ihn niemand

im Hauſe. Das vermochte ſein Vater nicht zu ertragen.

„Ich weiß, was dich drückt", ſagte er eines Mittags zu Franz. „Ich ſehe ein, daß der Großvater dir abermals bittres Unrecht gethan hat. Du biſt ein anderer Geiſt, wie er und ich, du gebrauchſt die Geſellſchaft, um nicht zu verbauern. Hier haſt du dein Taſchengeld wieder, aber wir wollen die Geſchichte jetzt anders machen. Du wirſt von jetzt ab in der guten Stube ſchlafen, da hört der Großvater dein Nachhausekommen nicht."

Damit kam man wieder ins alte Geleiſe. Der Meiſter hatte wiederum bewieſen, daß er ſeinem Stammhalter zuliebe ſelbſt nicht vor einer Lüge ſeinem Vater gegenüber zurückſchreckte. Ja, er ſpielte eine förmliche Komödie, um Großvater und Enkel das Leben ſo angenehm als möglich zu machen, ließ den Alten in dem Glauben, daß in Franzens Lebenswandel wirklich eine Änderung eingetreten ſei, rühmte deſſen Solidität über die Maßen und wußte es gar ſoweit zu bringen, daß Gottfried Timpe Franz freundlicher geſinnt wurde, und in der Herzensfreude darüber, daß man diesmal ſeine Autorität reſpektiert habe, hin und wieder mit ſeinem Enkel ein längeres Geſpräch anknüpfte und zum Erſtaunen aller ihn ſogar aufforderte, zur Abwechslung einmal die alte Geſellſchaft aufzuſuchen.

Als dies Wunder geſchah, fühlte Johannes Timpe ſich dadurch außerordentlich gerührt. Er wendete ſich ab und verließ das Zimmer. Es war ihm peinlich, das ſpöttiſche Lächeln ſeines Sohnes zu beobachten,

das fortwährend zu ſagen ſchien: Wenn du wüßteſt, Alter! —

Durch ſeine ewige Nachgiebigkeit erreichte Johannes Timpe weiter nichts, als daß Franz immer mehr den Reſpekt vor ihm verlor und ſich ſchließlich wie ein ſelbſtändiger Mann vorkam, der thun und laſſen kann, was er will. Eines Tages trug er ſehr auffallend ein Stück bunten Bandes an ſeiner Uhrkette, einen ſogenannten „Bierknoten“. Er war nämlich einer Vereinigung von jungen Leuten beigetreten, deren Mitglieder neben vielem Biertrinken das hauptſächlichſte Beſtreben zeigten, ſtudentiſche Manieren nachzuahmen. Den Rock weit zurückgeſchlagen, die Hände in den Hoſentaſchen haltend, ſchritt er in der Mittagsſtunde prahleriſch vor den Fenſtern der Werkſtatt auf und ab, ſo daß die Geſellen eine neue Veranlaſſung gefunden hatten, ihre Witze über ihn zu machen.

„Hausaffen tragen gewöhnlich bunte Bänder,“ ſagte der kleine Sachſe ſofort, als er ihn erblickte, worauf der Berliner ſeinem unvermeidlichen „Det ſtimmt“ diesmal hinzufügte: „Und was für welche!“ — eine Bemerkung, aus der man nicht genau entnehmen konnte, ob ſie ſich auf die Bänder oder Affen beziehe.

Selbſt der ernſte Thomas Beyer konnte ſich eines Lächelns nicht erwehren. Franz aber fand durchaus nicht, daß er ſich lächerlich mache, ſondern blähte ſich wie ein Pfau und zog alle zwei Minuten die Uhr hervor, um das Abzeichen ſeiner neuen Würde erſt recht ins Auge fallen zu laſſen. Meiſter Timpe teilte das Urteil ſeiner Leute nicht. Als ſein Sohn ihm die

Bedeutung der Farben auseinanderſetzte und dabei fortwährend die Worte „Student“ und „Kommilitonen“ im Munde führte, hörte er aufmerkſam zu und freute ſich darüber, daß ſein Einziger in ſolch „gute Geſellſchaft“ geraten ſei.

„Das Schönſte dabei iſt, Vater, daß man mich immer für einen jungen Offizier hält. Sehe ich denn wirklich ſo aus?“

Johannes Timpe hatte niemals an einen derartigen Vergleich gedacht, nun aber ließ er ſeinen Blick mit einer ganz anderen Aufmerkſamkeit als ſonſt über die Geſtalt ſeines Sohnes gleiten und erwiderte ſchmunzelnd:

„Ein ſtattlicher Kerl biſt du für dein Alter, das wird ſelbſt Moltke nicht beſtreiten können. Du Tauſendſaſſa, du!“

Franz Timpe, ſtolzerfüllt, zog ſeine beiden Haarbürſten hervor und begann ſeine Toilette zu erneuern, diesmal mit einer ganz beſonderen Aufmerkſamkeit.

An einem Donnerstag war man wieder im Garten verſammelt.

„Ich werde heute früh ſchlafen gehen,“ ſagte Franz und entfernte ſich, während Meiſter Timpe nickte und ſeinem Sohne einen vielſagenden Blick zuwarf. So pflegte Timpe junior nämlich in der letzten Zeit immer zu ſagen, wenn er in Gegenwart des Großvaters einen Vorwand ſuchte, um das Haus verlaſſen zu können. Als er fort war, bemerkte Gottfried Timpe:

„Er ſcheint wirklich in ſich zu gehen. Er iſt auch gar nicht mehr ſo vorlaut wie früher. Heute namentlich ſchien es, als könne er den Mund nicht aufthun.

Schadet auch nichts! Leute, die wenig reden, denken mehr.“

Es hatte nur dieſer Anregung bedurft, um Frau Karoline ſofort auf das Thema näher eingehen zu laſſen.

„Haſt Du nicht bemerkt, Vater, wie blaß er ausſah?“ ſagte ſie zu ihrem Manne. „So habe ich ihn noch nie geſehen. Ich glaube gar, der arme Junge arbeitet zu viel im Geſchäft.“

Der Großvater wollte von dieſer Beſchäftigung nichts wiſſen und fiel ein: „Da haben wir's ja! Das iſt die moderne Welt: Wenn ſo ein junger Menſch heute 'mal ernſtlich arbeitet, dann heißt es gleich: er iſt krank; und ſeine Mutter möchte am liebſten ſofort nach dem Doktor ſchicken. Die Sache kommt mir verdächtig vor: wenn er euch nur nicht geſtern Abend ein Schnippchen geſchlagen hat und heidi! zu ſeinen Freunden gegangen iſt.“

Meiſter Timpe begann laut zu huſten und verſuchte, dieſen Verdacht mit gut geheuchelter Entrüſtung von Franz abzuwehren. Um in ſeinen Bemühungen einen Bundesgenoſſen zu haben, trat er Thomas Beyer auf den Fuß, machte eine Pantomime und fragte: „Nicht wahr, Sie glauben das auch nicht?“

„Niemals würde ich das, Meiſter. Ich glaube nur das, was ich ſehe und weiß. Über Glauben und Wiſſen ließe ſich überhaupt ſo manches ſprechen. Da habe ich neulich einen Vortrag gehört —“

Der aufgeklärte Altgeſelle ſaß mit dem Geſicht der Hausthüre zugewendet und erblickte nun Kruſemeyer, der mit einem „Guten Abend, Herrſchaften!“ den Garten

betrat und, bedächtig einen Fuß vor den anderen ſetzend, langſam herankam, als befände er ſich auf einem nächtlichen Patrouillengang, der keine Übereilung dulde. So kam es denn, daß Thomas Beyer ſeinen Satz nicht beendete, ſondern ſofort aufſprang, um dem Weißbart ein Plätzchen zu verſchaffen.

Johannes Timpe zeigte ſich plötzlich ſehr wohlgelaunt. Er hatte dem Hausſchuſter, der die ausgebeſſerten Stiefel, die er mitgebracht hatte, noch einmal mit Wohlgefallen prüfte, kaum ein Glas Bier vorgeſetzt, als er auch ſchon fragte:

„Nun, was giebt's neues?"

Kruſemeyer antwortete nicht, machte aber eine leicht verſtändliche Gebärde: man ſolle den Großvater entfernen. Das Ehepaar ſah ſich beſtürzt an; denn wenn Kruſemeyer dieſes Verlangen ſtellte, ſo mußte etwas ganz beſonderes paſſiert ſein. Zum Glück war die Zeit gerade herangerückt, wo der Alte ſein Bett aufzuſuchen pflegte. Als Frau Karoline ihn fragte, ob man nicht Anſtalten machen wolle, ins Haus zu gehen, erhob er ſich denn auch, ſagte den übrigen gute Nacht und wankte, geſtützt von der Frau ſeines Sohnes, der Thür zu.

Johannes wurde währenddeſſen von der Neugierde gepeinigt. Kruſemeyer befriedigte dieſelbe aber erſt, als die Meiſterin zurückgekehrt war. Dann ſagte er plötzlich:

„Wann iſt er denn nach Hauſe gekommen, oder iſt er ganz fortgeblieben?"

„Wer?"

„Nun, Euer Franz —“

Da die drei anderen ein merkwürdig erſtauntes Geſicht zeigten und augenblicklich keine Worte fanden, ſo führte der Beſchirmer der Bürgerruhe das Geſpräch allein weiter, und das geſchah mit einer Überlegenheit, die nur zu deutlich verriet, wie erhaben er ſich in ſeiner augenblicklichen Rolle finde.

So ſagte er denn aufs neue:

„Die Sache iſt mit wenigen Worten die: Man hat in der vergangenen Nacht eine Anzahl junger Leute, die lärmend und ſingend durch die Straßen zogen, dabei überraſcht, wie ſie allerlei Unfug trieben: an den Klingeln der Ärzte und Hebammen zogen, die Bewohner aus dem Schlafe klopften und zuletzt ſich nicht ſcheuten, Schilder von den Häuſern zu reißen, auf welche ſie mit ihren Stöcken paukten, daß es eine Höllenmuſik abgab . . . Na, das war ein netter Skandal! Die Ohren mußte man ſich zuhalten! Es geſchah in meinem benachbarten Revier. Ich konnte von der Straßenecke den Vorgang deutlich mit anſehen, dachte aber bei mir: was wirſt du dich um die Stunde noch hineinmiſchen! Es war nämlich bereits drei Uhr; und außerdem ſagte Liebegott zu mir: „Laß die nur laufen, denn ehe wir dorthin kommen, ſind die längſt über alle Berge!“

„So ſtehen wir beide denn an der Ecke und ſehen dem Indianertanz zu und fragen uns gegenſeitig immer nur das eine: Wo mag nur Wenzel ſtecken? So heißt nämlich mein Kollege aus dem Revier. Endlich kommt er angeſchlurft und gebietet Ruhe. Ja, da

war gut Ruhe bieten. Die ganze Gesellschaft umringte ihn, nannte ihn „Herr Wachtmeister", „Herr Leutnant" und „Herr Polizeipräsident"; zuletzt wollten alle mit ihm eine Weiße trinken gehen. Dann fragte ihn einer nach seinem Namen und er, gemütlich geworden durch die Aussicht auf die Weiße, sagte wie er heißt. Nun fingen sie alle an das Lied zu singen: „Der Wenzel kommt, der Wenzel kommt, der Wenzel ist schon da!" Einige pfiffen dabei auf ihren Stöcken, zwei trompeteten laut gen Himmel und die anderen paukten ruhig weiter auf ihre Schilder. Das war denn doch dem Wenzel zu viel. Er drohte mit dem Arretieren, und als die jungen Herren nun sahen, daß selbst die Anrede „Herr Oberbürgermeister" nichts helfe, da wurden sie wieder sehr ungemütlich, pfiffen und lärmten noch lauter, nannten ihn einen „Nachtwächter von Mottenburg", der niemals in seinem Leben anständig betrunken gewesen sei, und verlangten durchaus von ihm, er solle ihnen den Ort angeben, wo er seinen Spieß gelassen habe, denn ein richtiger Nachtwächter dürfe ohne Spieß nicht ausgehen . . . In seiner Herzensangst ließ der kleine Wenzel — denn er ist nämlich sehr klein und hat bei den „Maikäfern" gedient — die Notpfeife ertönen, und nun konnten wir nicht länger den Dingen ruhig zuschauen. Ich also vorwärts, und Liebegott immer langsam hinterdrein. Von allen Seiten kamen nun die Nachtwächter und Schutzleute herbei, und die ganze Gesellschaft mußte nach der Revierwache. Keiner von ihnen konnte gerade stehen, alle aber wollten durchaus ganz nüchtern sein und immer recht haben. Dabei

berief ſich jeder darauf, daß er Student ſei und kein Menſch ihm etwas anhaben könne. Die Titel der Väter ſpielten dabei auch eine große Rolle. Wer aber am wenigſten nüchtern war und am lauteſten ſchrie, war Herr Franz. Fortwährend ſagte er: „Sie haben mir garnichts zu ſagen . . . Ich bin der zukünftige Schwiegerſohn von Herrn Urban, dem reichen Fabrikbeſitzer, verſtehen Sie? . . . Der wird Ihnen das ſchon beſorgen“ . . . Ich habe lachen müſſen! Der „Schwiegerſohn“ mußte alle Augenblicke herhalten. Ich habe dann Ihrem Sohne ſehr gut zugeredet, aber es half nichts. Im Gegenteil — er fuhr auch mir über den Mund und gebärdete ſich wie ein Unſinniger. Das hat mir am weheſten gethan. Wie lange er mit den anderen auf der Wache blieb, das weiß ich nicht; denn Liebegott und ich ſind wieder unſerem Berufe nachgegangen. Vielleicht war's nicht recht, daß ich dies alles erzählt habe; aber ich ſagte mir: Kruſemeyer, thue es lieber, es kann mehr nützen als ſchaden.“

Während Kruſemeyer erzählte, hatte das Ehepaar ſeine Heiterkeit nicht verbergen können. So ſehr auch der Meiſter und ſein Weib beſtürzt waren, als ſie vernahmen, daß ihr Einziger ſich unter den Arreſtanten befunden hatte, ſo mußten ſie doch über die übermütigen Späße lachen. Was den Meiſter ſelbſt betraf, ſo ſagte er ein über das andere Mal: „Dieſe Teufelskerle! Ja, das iſt ſo Studentenmanier“.

Erſt als der redſelige Beamte ſeinen Bericht beſchloſſen hatte und ſehr ernſt geworden war, zeigte auch Timpe eine bedenkliche Miene und kratzte ſich

hinter dem Ohr. „Was wohl aus der ganzen Geſchichte werden könne?“ fragte er ſchließlich.

„Eine kleine Ordnungsſtrafe, damit wird die Sache erledigt ſein,“ erwiderte Kruſemeyer. Damit war Timpe beruhigt.

Thomas Beyer war der einzige, der während der Unterhaltung ſeinen Ernſt bewahrt hatte. Nur hin und wieder war ein Lächeln über ſeine Züge geflogen, doch hatte das mehr der drolligen Erzählungsweiſe Kruſemeyers, als den Vorgängen der vergangenen Nacht gegolten. Ein ewiger Grübler, wie er war, verſuchte er nach ſeiner Weiſe, allen Dingen auf den Grund zu gehen, fand auch das Leben viel zu ernſt, um ſich durch äußerliche Nichtigkeiten täuſchen zu laſſen. Als Timpe nun ſagte, er werde die „Lappalie“ ſehr gern bezahlen, denn ſein Sohn habe ſich jedenfalls gut amüſiert, konnte er nicht mehr an ſich halten.

„Meiſter“, begann er, „ich ſtehe ſeit fünfzehn Jahren bei Ihnen in Arbeit, ſeien Sie mir daher nicht böſe, wenn ich einmal ein offenes Wort ſage. Frei heraus: Sie ſind zu nachgiebig gegen Ihren Sohn, er wird Ihnen das dereinſt ſchlecht belohnen . . . Ihr Herr Vater hat nicht ſo ganz unrecht, wenn er den Segen der Zuchtrute predigt und ſich immer verſchloſſener und mißtrauiſcher giebt, weil er ſich bewußt wird, daß all ſein Reden nichts hilft.“

Meiſter Timpe nahm vor Erſtaunen die kurze Pfeife aus dem Munde. Frau Karoline aber, die immer noch emſig ſtrickte, ließ aus Verſehen einige

Maſchen fallen und warf über die Brille hinweg einen unmutigen Blick auf den Sprecher.

„Soo, ſoo, ſoo —“ ſagte Timpe ſehr gedehnt, machte eine kurze Pauſe, als müßte er ſich zuerſt für dieſen unerwarteten Angriff ſammeln und ſetzte dann hinzu:

„Alſo Sie ſtoßen in dasſelbe Horn wie der Alte und wollen ebenfalls Moral predigen! Aber die Moral kennt man! Die iſt nicht weit her. Wenn es nach euch ginge, müßte die Jugend weiter nichts thun, als arbeiten, beten und ſich kaſteien.“

„Das nicht, Meiſter, aber ſie ſollte etwas thun, was nicht nur bei den Menſchen, ſondern auch in der ganzen Natur notwendig iſt, um alles vortrefflich gedeihen zu laſſen . . .“

„Und das wäre, mein kluger Herr Beyer?“

„Maß halten, Meiſter . . . Die Bäume würden nicht mehr ſchön ausſehen, wenn ſie bis in den Himmel ragten, und die Wolken wären keine Wolken, wenn ſie hier unten bei unſeren Füßen vorbeizögen. Ein altes Sprichwort ſagt: Vater und Mutter können zehn Kinder ernähren, aber ſelten thun das zehn Kinder mit ihren Eltern. Meiſter Timpe, ich will von Herzen wünſchen, daß dieſes Sprichwort für Sie nur Sprichwort bleibt, aber denken Sie an Thomas Beyer, wenn es eines Tages ſich bewahrheiten ſollte. Und wenn Sie mich auf der Stelle ablehnen, ich kann's nicht ändern, Meiſter: die Dinge liegen ſo.“

„Sehr gut geſagt, ſehr gut geſagt, Beyer.“

Als nach einer Pauſe Johannes Timpe dieſe Worte hervorbrachte, geſchah es ungefähr in dem Tone eines Menſchen, deſſen Gefühl angenehm berührt worden iſt, der aber die Wahrheit der vernommenen Lehrpredigt noch nicht zugeben will. Sicher iſt, daß der Drechslermeiſter mit Aufmerkſamkeit ſeinem Geſellen zugehört hatte und ſehr bewegt geworden war; nicht minder ſeine getreue Ehehälfte. Sie hatte mehrmals ſtumm vor ſich hingenickt und einmal ſogar einen Seufzer ausgeſtoßen, der mehr als viele Worte ſagte.

Und wenn man die Empfindung Kruſemeyers ſchildern wollte, ſo würde man dieſelbe am beſten mit derjenigen eines Leichenbitters vergleichen, der an einer offenen Gruft ſteht und ſoeben ein über Erwarten hohes Trinkgeld bekommen hat, das ſeine ganze Herzensfreude bildet, jedoch nicht zuläßt, im Augenblick dem Geſichte eine andere als eine traurige Miene zu geben. Um aber durch irgend etwas ſeiner Sympathie für den Sprecher Ausdruck zu geben, brachte er mehrmals die Sohle ſeines rechten Stiefels ſehr kräftig mit der Spitze von Beyers linken in Berührung — eine Aufmunterung, die, in Worten übertragen, ungefähr gelautet haben würde: Immer tüchtig drauf los, ſo iſt's recht, Junge!

„Die erfolgreichſte Erziehung beim Menſchen wird immer die Selbſterziehung bleiben," hub Johannes Timpe wieder an zu ſprechen. Oft werden die beſten Menſchen diejenigen, die durch Thorheit und Leichtſinn dereinſt zur Erkenntnis kommen. Jugend hat keine Tugend und muß austoben."

„Wer ſich aber ſelbſt erziehen will, Meiſter, muß vor Allem ein Charakter ſein. Er muß beweiſen, daß er nicht zu Grunde gehen würde, auch wenn er ganz allein daſtünde. Hat das Ihr Sohn ſchon bewieſen? Er weiß, daß er Vater und Mutter im Rücken hat, und da laſſen ſich die Pläne gut ſchmieden. Sehen Sie mich an, Meiſter: Mit dreizehn Jahren kam ich unter fremde Leute, denn ich hatte niemand mehr von meinen Angehörigen, als meine Schweſter; und die war viel jünger als ich. Fünf Jahre war ich in der Lehre, denn ich habe mich freilernen müſſen. Manchmal hat es mehr Hiebe gegeben, als Eſſen, denn mein Meiſter war ein roher Patron; aber trotzdem, oder gerade deswegen, bin ich den geraden Weg gegangen."

„Und weil Sie alles das durchgemacht haben und ein ſo tüchtiger, braver Kerl geworden ſind, mein lieber Beyer, will ich manches Wort, das Sie heute über meinen Franz geſagt haben, nicht auf die Wagſchale legen. Laſſen Sie ihn nur, wie er iſt, mit den Jahren kommt der Verſtand."

„Da hätten wir ſehr viele weiſe Menſchen in der Welt, Meiſter; aber man hört wenig von ihnen."

„Das liegt nicht an den weiſen, ſondern an den tauben Leuten, mein lieber Beyer . . . Im übrigen wird die Welt immer dieſelbe bleiben, ſo lange die Sonne nicht 'mal zur Abwechſelung im Weſten aufgeht und im Oſten unter."

Da ſind wir wieder auf unſer altes Thema gekommen, Meiſter, und ich muß aufs neue wiederholen,

Sie ſind nicht fortgeſchritten in Ihren Anſchauungen; aber Sie werden einmal anders denken.“

„Da kommt ihr immer mit eurem großen Fortſchritt! Als ob das nicht der beſte Fortſchritt wäre: ewig in ſeiner Geſinnung gleich zu bleiben! Thue recht und ſcheue niemand — ſo ſage ich und ſo ſoll's bleiben. He, Alte, habe ich recht?“

„Jawohl, Vater, du haſt immer recht; aber was den Franz anbetrifft, ſo möchte in manchen Dingen Herr Beyer doch nicht ſo ganz —“

„Unrecht haben. Gewiß, gewiß! Verlaß auch du noch meine Fahne! Hier fehlt nur noch der Großvater, um mich zum toten Manne zu machen. Aber Johannes Timpe läßt ſich noch nicht begraben. Werde dem da drüben hinter der Mauer gerade den Gefallen thun!“

Und der Meiſter lachte vergnügt und erhob ſich zum Zeichen, daß er die Sitzung beſchließen wolle.

Als Kruſemeyer langſam hinter dem Altgeſellen dem Häuschen zuſchritt, nahm ihn Timpe noch einmal beiſeite, hielt ihn auf einige Augenblicke zurück, that erſt ſehr verlegen und ſagte dann leiſe, aber mit großer Wichtigkeit: „Hm — ja, was ich gleich noch ſagen wollte: Hier das Geld für die Stiefel . . . und ja. Hm — — der Junge hat alſo wirklich ganz offen behauptet, er würde der Schwiegerſohn von Urban werden? — Hm — verſtehen Sie nur, es ſind ja Worte eines dummen Jungen, aber ich möchte das nur beſtätigt wiſſen, um dafür zu ſorgen, daß er nicht noch einmal ſo etwas öffentlich ſchwatze —“

„Sehr in der Ordnung, Herr Timpe . . . Mein Wort darauf: zehnmal mindeſtens hat er es geſagt . . .“

„Hier, Kruſemeyer, trinken Sie eins auf mein Wohl und forſchen Sie einmal bei Ihrem Freunde, dem Schutzmann, wie die Radaugeſchichte des Jungen ſteht.“

„Nichts leichter als das, Herr Timpe. Liebegott und ich gehören zur Polizei, und die weiß alles.“ Damit verſchwand auch er.

Während Frau Karoline bereits in der Wohnſtube ſaß, ſchritt Johannes, behaglich aus ſeiner Pfeife rauchend, noch im Gärtchen auf und ab. Die eindringlichen Worte des Altgeſellen gingen ihm durch den Kopf; nicht minder die nächtliche Heldenthat ſeines Sohnes. Zum erſtenmale hatte er die Überzeugung, daß ſich Franz nicht auf dem rechten Wege befinde. Etwas wie eine dunkle Ahnung ſtieg in ihm auf, daß ſein Stammhalter ihm noch großen Kummer bereiten werde. Jener unbeſchreibliche Zwieſpalt der Empfindungen, der die Vernunft mit dem Herzen ſtreiten läßt, kam über ihn. Sein väterlicher Stolz bäumte ſich auf bei dem Gedanken, daß alle ſeine und ſeines Weibes Liebe für ſeinen Einzigen umſonſt geweſen ſein könne, daß er dereinſt nicht die Dankbarkeit finden werde, die er erwartete. Mißtrauen gegen ſich ſelbſt erfüllte ihn, er kam aus einer Stimmung in die andere. Aber weshalb zerbrach er ſich den Kopf, trug er ſich mit peinlichen Gedanken? War der Zukunft nicht alles vorbehalten? Und wer konnte ſie entſchleiern? . . .

Das vermochte weder der Großvater, Thomas Beyer, noch er . . . Dann trat dieſe Zukunft wieder ſonnig vor ſein geiſtiges Auge. Wie kam ſein Sohn dazu, ſich ſolchen Hirngeſpinſten hinzugeben, die in der Behauptung enthalten waren: er würde der Eidam Urbans werden? Gewiß war das nur ein Ausfluß der Bierlaune; und doch, konnte er, Johannes Timpe, wiſſen, was hinter ſeinem Rücken vorging? War Franz nicht ein ſtattlicher Menſch, hatte er nicht eine ausgezeichnete Schulbildung erhalten, hatte Urban ihn nicht ſo außerordentlich gelobt?

Johannes Timpe lächelte ſtill vergnügt vor ſich hin, wie ein Mann es zu thun pflegt, der ſich in roſigen Träumen wiegt. Plötzlich fiel ihm ein, daß er heute „Franzens-Ruh“ noch nicht beſtiegen habe. Das mußte nachgeholt werden.

Nach fünf Minuten ſaß er oben in den Zweigen und ſtarrte in den hellen Abend.

Es war Mitte Auguſt, der Tag heiß geweſen. Und nun hatte ſich ein leiſer, wohlthuender Wind erhoben und trieb ſeinen Luftzug Johannes Timpe kühlend ins Geſicht. Der Vollmond ſchwamm wie eine ſilberne Rieſenmotte am Himmel, überzog die Dächer der Häuſer mit ſeinem weißen Lichte und färbte die leiſe liſpelnden Blätter der Bäume und Sträucher mit einem ſmaragdfarbenen Schimmer, der ſie wie durchleuchtet erſcheinen ließ. Selbſt die überall gähnenden Schatten der Häuſer nahmen ſich wie ein durchſichtiger, blauſchwarzer Schleier aus, der jeden Gegenſtand am Erdboden deutlich erkennen ließ. Die Roſen durchwürzten mit

ihrem letzten Duft die Luft, und auf dem einzigen, jenseits der Mauer stehengebliebenen Baum saß eine Nachtigall und schlug schmelzend ihre herzbewegenden Triller. Es war, als klagte sie über den Verlust des herrlichen Naturschmuckes, der ehemals hier ihr Reich gebildet hatte. Ein großer Nachtfalter umschwirrte den Meister, summte ihm einige Sekunden lang die Schmetterlingssprache vor und entwich dann mit glänzenden Flügeln. Er nippte an den goldigen Blüten eines Akazienbäumchens und verlor sich dann im Dunkel.

Diese märchenhafte Stille wurde nur zeitweilig von den Wellenschlägen des Berliner Lebens unterbrochen, die wie das Murmeln eines leise grollenden Meeres in sanften Rhythmen Johannes' Ohr berührten.

Lange ließ der Meister wie traumverloren seinen Blick über die Umgebung schweifen. In gleichmäßigen Absätzen blies er den Rauch seiner Pfeife von sich, während ein Ausdruck stiller Zufriedenheit sich über seine Züge breitete.

Gespensterhaft, grell vom Lichte des Mondes beschienen, ragten die fensterlosen Mauern der neuen Fabrik in den Äther. Eine Vision überkam ihn: Hundert geschäftige Hände begannen sich drüben zu regen. Es klapperte, schnurrte und walzte; zischend stieg der Dampf zum Himmel empor, schrill ertönte der Pfiff der Pfeife. Und plötzlich stieg blutroter Qualm vor seinen Augen auf. Tausend Arme streckten sich ihm entgegen, riesige Hämmer wurden über seinem Kopf geschwungen, und aus unzähligen Kehlen hallten die fürchterlichen Worte: „Meister, wir schlagen dich

tot, du biſt uns im Wege.“ Er wehrte ſich mit Rieſenkräften; aber allmählich hagelten die Schläge ſo dicht auf ihn hernieder, daß er ſchwächer und ſchwächer wurde und mit einem Schrei der Verzweiflung, dem ein langer Seufzer folgte, zu Boden ſank.

Johannes Timpe wankte wirklich, aber auf ſeinem Sitze, ſo daß er ſich mit einem ſchnellen Griff an einem Aſt feſthalten mußte. Dann rieb er ſich die Augen, denn die Lider waren ihm von dem balſamiſchen Duft der Nacht ſchwer geworden. Er war nahe daran geweſen, mit halb offenen Augen zu träumen.

Da war es ihm, als vernähme er jenſeits der Mauer flüſternde Stimmen. Er richtete den Blick nach dort, ſah ein helles Kleid leuchten, und Arm in Arm mit einem jungen Mädchen, voll und ganz in Mondeslicht getaucht, ſeinen Einzigen koſend und ſchäkernd dahin ſchreiten.

„Potz Blitz, der Junge!“

Und als Johannes ſeine Augen aufs neue anſtrengte, erkannte er in der jungen Dame Fräulein Emma Urban, die ſich gar innig an ſeinen Sohn anſchmiegte und ſelig zu ihm emporblickte.

Der Meiſter blickte ſo lange mit halbgeöffnetem Munde den Dahinwandelnden nach, bis ihm die Pfeife ausgegangen war.

„Ei, ſieh dieſen Tauſendſaſſa an! So alſo ſtehen die Dinge —“

Und als er von ſeiner Warte herabgeſtiegen war, trat er zu Frau Karoline mit den Worten ins Zimmer:

„Denk' dir nur, Alte, unſer Junge hat eine Braut!"

„Träumſt du, Vater . . .?"

„Kruſemeyer hat nicht zu viel geſagt; er wird wahrhaftig noch Herrn Urbans Schwiegerſohn. Da ſoll mir der Thomas Beyer noch einmal kommen! Ich will ihm heimleuchten."

„Ja, ja, Vater — ich habe es immer geſagt: aus dem Jungen wird was."

„Du, Alte? Ich glaube, ich war dir in dieſer Behauptung weit voraus."

Und die Alten kamen ſich vergnügt wie Brautleute vor und plauderten noch luſtig bis ſpät in die Nacht hinein.

VII.

Grosse Toilette.

Den ganzen Winter hindurch, der von seltener Strenge war, mußte der Bau der Fabrik ruhen. Zu Herrn Ferdinand Friedrich Urbans großem Kummer! Da die rauhe Jahreszeit es nicht gestattete, die „Warte" zu besteigen, so streckte Johannes Timpe von nun an jeden Tag den Kopf durch die Bodenluke, um seine Neugierde zu befriedigen. Wenn er bei dem fahlen Licht der Abenddämmerung seinen Blick zu dem bereits fertigen Rohbau hinübersandte, so war es ihm, als grinsten ihn die dunklen Fensterhöhlungen der schneebedeckten Brandmauer wie eben so viele Augen eines Ungeheuers an. Seine stark ausgeprägte Phantasie begann ihre Wirkung zu thun.

Sobald der erste Sonnenstrahl sich wieder zeigte, erschien Urban auf dem Bauplatz und erhob seine Nase

zum Himmel, als wollte er dieſen für die Unterbrechung der Arbeit anklagen. In einen bis zur Erde reichenden Pelz gehüllt, einen Shwal mehrmals um den Hals geſchlungen, eine engliſche Stoffmütze weit in die Stirn gedrückt, ſchnüffelte er in allen Ecken herum. Man ſah von dem ganzen Menſchen eigentlich weiter nichts, als die ewig gerötete Naſenſpitze, welche der weit heruntergerutſchten Brille als letzter Halt diente. Selbſt die Hände waren tief in den Ärmeln des Pelzes vergraben. Er befreite ſie nur dann von ihrer Hülle, wenn er zu ſeinem ſeidenen Taſchentuch greifen mußte, oder den Verſuch machte, mit dem Knöchel des Zeigefingers die Güte der Steine zu probieren.

So lief er denn behende wie ein rieſiges Wieſel zehnmal um das ausgedehnte Gebäude herum, reckte den Hals, als müßte er die Höhe ermeſſen, und verſchmähte es nicht, hin und wieder die Leitern im Innern des Gebäudes zu beſteigen, um plötzlich ſeine würdige Geſtalt im Rahmen eines Fenſters im erſten Stockwerk darzubieten. Dann ſchielte er zum kleinen Häuschen Timpes hinüber und ſchüttelte ſtill vor ſich hin mit dem Kopf, als könnte er irgend etwas nicht begreifen. An einem dieſer Inſpektionstage erblickte er den Meiſter im Gärtchen. Sofort ſtieg er die Leiter hinunter und erſchien in der Öffnung der Mauer. Da es immer noch unentſchieden war, ob die letztere ganz niedergelegt werden ſolle, ſo hatte man das große Loch mit einigen ſtarken Bohlen verſperrt.

Die eine derſelben wurde nun beiſeite geſchoben

und in dem engen Spalt zeigte sich Herrn Urbans von der Kälte blau angelaufenes Gesicht.

„Nun, Meister Timpe, haben Sie sich immer noch nicht besonnen? Sie wissen doch, was ich meine —?“ rief er nach einem kurzen Gruß Johannes zu. Dieser rückte an seiner Mütze und erwiderte: „Es wird nichts daraus, Herr Urban. Wenn die Stadtbahn das Grundstück kaufen sollte, kann ich den Profit auch allein in meine Tasche stecken.“

Urban zog die spitze Nase zurück und gab seiner Wut einen vorläufigen Ausdruck, indem er die Bohle mit einem kräftigen Ruck auf ihren alten Platz beförderte.

Timpe lachte leise vor sich hin bei dem Gedanken, mit seinen Worten den Ärger des reichen Nachbars einmal gründlich zu Tage gefördert zu haben. Plötzlich klaffte die Öffnung abermals und Herrn Urbans glänzende Brillengläser richteten sich wiederholt drohend auf Johannes.

„He, Sie wollen also nicht?“ schrie er diesmal wie ein zornig gewordener Knabe. „Wissen Sie, was ich dann thue? Ich lasse die Mauer herunterreißen und verbaue Ihnen hier das ganze Licht. Wurst wieder Wurst! Adieu, adieu! Bis morgen können Sie mir schreiben.“

Ein Stoß und die Bretter klapperten wieder.

Johannes Timpe lachte diesmal sehr laut auf und sagte, unangenehm berührt durch die Anmaßung des Fabrikbesitzers:

„Sie sind ein Narr.“

Zum drittenmal zeigte ſich die gerötete Naſe des Nachbars.

„Was erlaubten Sie ſich ſoeben zu ſagen?“

„Morgen iſt Sonntag und heute friert's wieder ſtark,“ erwiderte der Meiſter gelaſſen.

„Ach ſo, das iſt etwas anderes! . . . Was geht's Sie überhaupt an, wenn es friert! Mein Bau wird doch fertig — zum Ärger gewiſſer Leute.“

Sein Grimm war diesmal unverkennbar, als er den Blicken Timpes entſchwand.

„Sie ſind ein kleiner Mann mit einem großen Munde,“ rief der Drechslermeiſter ihm nach.

„Wie?“ ſchallte es über die Mauer zurück.

„Sie ſind ein großer Geiſt,“ meinte ich.

„Das können Sie einem anderen vorreden! Ich habe wohl gehört, was Sie geſagt haben! Der kleine Mann wird Ihnen eines Tages noch eine Nuß aufzuknacken geben . . Wir kennen uns nicht mehr.“

„Mir ſehr angenehm.“

Nach dieſer Unterhaltung war das bisherige geheime Mißtrauen, daß Timpes und Urban gegeneinander hegten, zum erſtenmal zur offenen Feindſchaft ausgeartet. Und wenn dieſe leichte Plänkelei vorerſt auch eines humoriſtiſchen Anſtrichs nicht entbehrte, ſo war doch vorauszuſehen, daß der Riß ſich immer mehr und mehr erweitern werde. Meiſter Timpe namentlich hatte dieſes Gefühl. Er kam ſich plötzlich ſehr erleichtert vor, freute ſich ſogar, daß endlich die Stunde gekommen war, wo er eine beſtimmte Haltung dem Nachbar gegenüber einnehmen konnte. Ein plötzlicher Trotz, der ſeine

bisherige Sanftmut nicht wiedererkennen ließ, war über ihn gekommen. Sein stilles Philosophieren, dem er sich so oft in einsamen Stunden hoch oben auf der „Warte“ hingegeben hatte, durfte sich nun in eine praktische Bethätigung verwandeln. Die ewige Ahnung, die ihm zuraunte, daß ihm von dem Nachbar in geschäftlicher Beziehung noch großes Unheil drohen werde, hatte er bisher stumm mit sich herumtragen müssen. Nun konnte er wenigstens ein freies Wort führen, seinem Herzen einmal gehörig Luft machen. Dieser geriebene Herr jenseits der Mauer hatte ihm heute sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß hinter seiner Höflichkeit und Herablassung nur die Sucht nach geschäftlichem Vorteil sich verborgen halte. In diesen Minuten der Erregung vergaß er sogar ganz das Verhältnis seines Sohnes zu Urban, dachte er gar nicht daran, daß dem ersteren irgend welcher Nachteil erwachsen könne.

Als er die Werkstatt betrat, platzte er gleich hervor:

„Die Menschen werden immer unverschämter in der Welt. Habt ihr den Streit gehört zwischen mir und Urban? Er will an Stelle der Mauer noch ein hohes Gebäude errichten lassen, damit wir hier womöglich den ganzen Tag über Licht brennen müssen.“

„Det lassen wir uns nich jefallen, Meester,“ rief Fritz Wiesel sofort, und mehrere der anderen Gesellen fielen mit ein.

„Das darf er Sie weeß Gott nicht duhn,“ bemerkte der kleine Sachse. „Dafür giebt's noch den hohen Gewerberat.“

Und Leitmann ſagte äußerſt kampfesmutig: „Wenn das geſchieht, machen wir einfach Revolution.“

Meiſter Timpe zeigte angeſichts dieſer allgemeinen Sympathie wieder das alte vergnügte Geſicht, konnte ſich aber doch nicht enthalten, ſeinen Worten hinzuzufügen:

„Wenn er es thut, werden wir ſchließlich nichts dagegen ausrichten können, und wenn wir hier wie in einem Käfig ſitzen müſſen. Geld giebt Macht.“

„Aha“, bemerkte Thomas Beyer, der bisher kein Wort geſagt hatte. „Meiſter, Sie beginnen fortzuſchreiten.“

Timpe erwiderte nichts, ſondern ging in ſeine Arbeitsſtube, um ſich ebenfalls an die Drehbank zu ſtellen. Als er am Abend Franz zu Geſicht bekam, lautete ſeine erſte Frage:

„Wie hat ſich dein Chef heute nachmittag gegen dich benommen?“

„Sehr gut, Vater, trotzdem du ihn mehrmals beleidigt haben ſollſt. Er hat mir den Vorgang zwiſchen euch beiden erzählt. Und um dir zu beweiſen, daß er dem Sohne das nicht entgelten laſſen will, was der Vater ihm angethan hat, hat er mich heute abend zu einer kleinen Geſellſchaft, die bei ihm ſtattfindet, eingeladen. Von unſerem Perſonal iſt außer dem Geſchäftsführer nur noch mir dieſe Ehre zu teil geworden . . . Es iſt kein Frackzwang, wie man zu ſagen pflegt; ich werde in meinem ſchwarzen Gehrock erſcheinen und, wie ich glaube, ſehr gut ausſehen. Ich bitte dich daher, jetzt nicht ſo viele Fragen zu ſtellen,

da ich noch mancherlei Vorbereitungen zu treffen habe. Ich bin ohnedies ärgerlich darüber, daß gerade heute dieſe Zänkerei zwiſchen euch ſtattfinden mußte. Daß die Eltern niemals einſehen wollen, wie ſehr ſie ihre Kinder ſchädigen, wenn ſie mit dem modernen Bildungsgang nicht gleichen Schritt halten. Die Kleinen müſſen den Großen hübſch nachgeben . . . Sei ſo freundlich und gieb mir etwas klein Geld, vielleicht ein Zwanzigmarkſtück. Es fehlen mir noch Kravatte, Handſchuhe und andere Kleinigkeiten."

Timpe war wie umgewandelt: der Vaterſtolz beſeelte ihn wieder. Sein Sohn in einer Geſellſchaft bei Urban — das genügte! Er ging ſofort nach dem altmodiſchen Schreibſekretär und langte in die Kaſſette, dann ſagte er:

„Hör' mal, ich glaube wirklich, daß ich etwas übereilt gehandelt habe. Sieh nur zu, daß du die Geſchichte wieder ins rechte Geleiſe bringen kannſt . . . Soll ich dir vielleicht den Gang abnehmen und Kravatte und Handſchuhe ſelbſt beſorgen? . . . Es iſt nicht weit."

Franz machte ſeinem Vater die nötigen Angaben und ließ ihn gehen. Nach einer Viertelſtunde bereits kehrte der Alte, beladen mit mehreren Kartons zurück. Er war ſo gelaufen, daß ihm trotz der Kälte der Schweiß auf der Stirn ſtand.

„Hier, mein Junge — da kannſt du dir nach Belieben ausſuchen. Ich habe Pfand gelaſſen, um es dir bequemer zu machen."

Während der nächſten halben Stunde wurde die Welt vergeſſen, um der Toilette Franzens willen.

Johannes bürſtete eigenhändig den ſchwarzen Gehrock ſäuberlich ab, und Frau Karoline prüfte zehn Minuten lang die aufgeſchichteten Plätthemden, ehe ſie eins ausſuchte, das ihrer Meinung nach am tadelloſeſten war. Was in den ſeltenſten Fällen vorkam, das geſchah heute: außer der Tiſchlampe mußten noch die beiden großen Kugellampen, die auf dem Spinde ſtanden, ihr Licht in der guten Stube leuchten laſſen; denn um dem Großvater nicht wieder Veranlaſſung zu allerlei Bemerkungen zu geben, mußte die Toilette in dieſem Zimmer vor ſich gehen.

Timpe und ſein Weib überboten ſich förmlich in Aufmerkſamkeiten ihrem Einzigen gegenüber. Alle Augenblicke klang es an Franzens Ohr:

„Brauchſt du auch noch etwas? . . . Kann ich dir noch behilflich ſein? . . . Vergiß nur nichts . . .“

Die Kravatte wollte nicht recht ſitzen; ſofort waren vier Hände bereit, den lang herabfallenden weißen Knoten in die gehörige Lage zu bringen; und der Meiſter zog die Binde hinten am Stehkragen ſo feſt zu, daß ſeinem Sohne förmlich der Hals zugeſchnürt wurde. Und während der ganzen Ankleidungsſcene ſtand Franz wie ein junger Gott vor dem großen altväteriſchen Trumeau und betrachtete ſich mit Wohlgefallen. Die Friſur und der ſproſſende Bart nahmen ſeine ganze Teilnahme in Anſpruch; namentlich lagen ihm die Spitzen des letzteren ſehr am Herzen. Zuletzt glaubte er, ohne Pomade ihnen nicht die gehörige Steifheit geben zu können, deren ſie dringend bedurften, um ihre Wirkung vollendet zu machen. Als er darüber

kaum eine Bemerkung fallen gelaſſen, griff ſein Vater auch ſchon wieder zum Hut und entfernte ſich ſchleunigſt, um das Gewünſchte vom nächſten Barbier zu holen.

Endlich war die Toilette fertig, warf Franz den letzten prüfenden Blick in den Spiegel. Vater und Mutter ſtanden hinter ihm mit emporgehobenen Lampen und waren nicht minder entzückt von ihm, als er ſelbſt von ſich. Und wenn die Blicke der beiden Alten ſich zufällig begegneten, ſo konnte man aus ihnen die Worte leſen: Ein Prachtjunge, nicht wahr, Vater? . . . Er wird alle jungen Männer in den Schatten ſtellen, Alte, he? . . .

Als er dann den Hut aufgeſetzt und den Überzieher angezogen hatte, vermochte Frau Karoline nicht mehr zu ſchweigen. Sie gab ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf den Rücken und ſagte zärtlich: „Du biſt ein ſchöner Menſch.“ Und auch ihr Mann fiel ein: „Ein ſtattlicher Kerl! Du haſt wahrhaftig ſchon das Gardemaß.“

Franz wollte gehen, als ihm einfiel, daß er etwas vergeſſen habe. So holte er denn noch ein Fläſchchen wohlriechenden Waſſers hervor und beſpritzte damit ſein Taſchentuch. Das ganze Zimmer wurde ſofort von dem durchdringenden Duft angefüllt. Die Naſenflügel der Eltern erweiterten ſich merklich, denn ſeit langer Zeit hatte man einen derartigen Wohlgeruch in dem ſchlicht-bürgerlichen Hauſe nicht verſpürt.

Als Franz noch bemüht war, dem Ehepaar die Unzertrennbarkeit dieſes echt franzöſiſchen Odeurs von der „guten Geſellſchaft“ (er betonte dieſe Worte aus-

drücklich) auseinander zu ſetzen, ſchreckten ſie leicht zuſammen, denn ſie vernahmen, wie im Nebenzimmer der Stock des Großvaters auf die Erde geſetzt wurde und das Geräuſch ſeiner Tritte näher kam. Gleich darauf trat der Alte ein. Er hatte bereits längſt gemerkt, daß man ihm wieder etwas zu verheimlichen verſuche, und von Groll erfüllt ſeinen Sorgenſtuhl verlaſſen, um ſich zu überzeugen, was man vorhabe. Bei ſeinem Hereintreten merkte er an der Lichtfülle, die auf ſeine Augenlider eindrang, daß etwas Außergewöhnliches vorgehen müſſe. Als er die Thür geſchloſſen hatte, blieb er ſtehen, hob den Kopf, blähte die Naſe und ſagte:

„Das riecht ja hier wie in einer Apotheke. Dieſe ewige Geheimthuerei paßt mir nicht mehr! Ich gehöre mit zur Familie; was hier im Hauſe vorgeht, kann ich ebenfalls erfahren. In früheren Zeiten hatte man ſich gegenſeitig nichts zu verbergen, ſprach offen und ehrlich miteinander, wenn es auch einmal ein paar Grobheiten gab. Heutzutage aber ſcheint die Welt nur noch verlogen zu ſein und jedermann darauf auszugehen, ſeinen Nächſten zum Narren zu haben . . . Geht nur mit eurem Söhnlein zum Balle, präſentiert ihn wie einen Modeaffen: ihr werdet doch die Drechslermeiſter Timpeſchen Eheleute bleiben. Es ſchenkt euch niemand einen Dreier.“

Man merkte nur zu ſehr: er hatte wieder einen Anfall von Gallſucht bekommen, der ihn über die Fliege an der Wand ſich ärgern ließ. Franz wollte aufbrauſen. Seit langer Zeit bereits hatte er den Entſchluß gefaßt, dieſem, ſeiner Anſicht nach zänkiſchen

Alten, der weiter nichts verſtand, als von früh bis ſpät Moral zu predigen, einmal gehörig die Wahrheit zu ſagen. Er, der bereits angeſehene Franz Timpe, dem heute die große Ehre zu teil werden ſollte, in einer der wohlhabendſten Fabrikantenfamilien mit ſeiner Anweſenheit zu glänzen, der an geſellſchaftlicher Bildung und an Kenntnis des modernen Lebens dieſer lebenden Ruine weit überlegen war, ſollte ſich immer noch wie ein Schuljunge behandeln laſſen? Dagegen mußte einmal gründlich Oppoſition gemacht werden. Ich werde einmal eine „Scene“ machen, dachte er bei ſich, als er nach vielen Mühen endlich den letzten Knopf der Handſchuhe zugeknöpft hatte.

Johannes und Karoline, die ſchon an ſeiner unwilligen Bewegung die kommenden Dinge vorausſahen, gaben ihm einen Wink, ruhig zu ſein und ſich zu entfernen. Dann verſuchte der Meiſter ſeinem Vater jedes Mißtrauen zu nehmen.

„Du thuſt uns unrecht, Vater“, ſagte er ſanft. „Franz hat ganz plötzlich eine Einladung von ſeinem Chef bekommen, und da er ſich ſchnell ankleiden mußte, wollten wir dich nicht ſtören —“

Im nächſten Augenblick fiel Franz hochmütig ein:

„Ich weiß nicht, Vater, daß du dich noch entſchuldigſt; du biſt doch hier Herr im Hauſe. Wenn alte Leute wunderlich ſind, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß ſie das Recht haben, ihre Naſe in alle Dinge zu ſtecken. Es iſt gerade, wie mit den Bären: ſie halten ihren langen Winterſchlaf, und wenn ſie erwachen, wundern ſie ſich darüber, daß inzwiſchen das junge

Grün hervorgekommen iſt . . . Ich laſſe mir eine derartige Behandlung nicht mehr gefallen! Ich gehöre bereits einer Studentenverbindung an und werde mich bald verloben . . . In den Kreiſen, in denen ich verkehre, ſchätzt man mich als einen gebildeten, jungen Mann, ich bitte mir daher ein für allemal aus, das nicht zu vergeſſen."

Timpe und ſeine Frau waren über dieſe Rede ſo entſetzt, daß ſie zwiſchen Großvater und Enkel traten, als befürchteten ſie einen Angriff des Greiſes. Dieſer regte ſich nicht von der Stelle, brach aber plötzlich in ein helles Gelächter aus, das ſich unheimlich anhörte. Dann ſagte er ein über das andere Mal:

„Der grüne Junge will ſich verloben, verloben will er ſich! Und iſt hinter den Ohren noch nicht trocken geworden!"

Nachdem er ſeinem Spotte genügend die Zügel hatte ſchießen laſſen, zeigte er ſein altes ernſtes Geſicht. Die erloſchenen Augen hatten ſich nach der Stelle gerichtet, von wo aus er die Stimme ſeines Sohnes vernommen hatte. Vornübergebeugt, die beiden knochigen Hände auf die Krücke des Stockes geſtützt, ſtand er unbeweglich da, gleich einer Statue. Es war einige Sekunden lang ſo ſtill im Zimmer, daß man vermeinte, ſein leiſes Atmen zu hören. Er ſchien auf etwas zu warten.

„Nun, Johannes, du giebſt deinem alten Vater keine Genugthuung?"

Der Meiſter antwortete nicht, aber Karoline glaubte vermitteln zu müſſen. „Großvater", ſagte ſie, „Sie

ſind aufgeregt. Es iſt ſpät, gehen Sie zu Bett. Er iſt doch unſer Sohn, er hat Ihnen nichts gethan."

Der Alte rührte ſich noch nicht, aber ſein Geſicht war immer noch nach Johannes gerichtet. Endlich ſagte er langſam, mit erhobener Stimme:

„Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß es dir wohlgehe und du lange lebeſt auf Erden . . . Ihr habt vergeſſen, ihm die Zuchtrute zu geben — wehe dir, Johannes, wenn der Tag kommt, wo er, der da ſteht, vergißt, was du an ihm gethan haſt . . . gute Nacht!"

Er drehte ſich um und verließ das Zimmer nach dem Flur hinaus, wo er leiſe ſtöhnend die Treppe erklomm.

Und auch Franz ging mit kurzen Abſchiedsworten. Meiſter Timpe aber wiſchte ſich verſtohlen eine Thräne aus den Augen, wußte aber ſelbſt nicht, wem ſie gelte: dem Vater oder dem Sohne.

VIII.

„Erſt mein Chef, dann ich.“

Ah, da iſt er ja!

Mit dieſen Worten Urbans wurde Franz empfangen, als er das Haus in der Nachbarſtraße betreten hatte. Die ganze Familie war im großen Balkonzimmer verſammelt, deſſen Kryſtallkrone im Lichterglanze funkelte. An jedem erſten Mittwoch im Monat während der Winterzeit pflegte Frau Urban ihrer Töchter wegen eine kleine Geſellſchaft zu geben. Die heutige war die erſte, ſeitdem ſie ihren Witwenſtand aufgegeben hatte. An ſolchen Abenden wurden nur der Familie naheſtehende Perſonen eingeladen, unter denen ſelbſtverſtändlich die jungen Männer nicht fehlen durften. Es wurde muſiziert, geſungen, ein kleiner Scherz arrangiert; man aß und trank gut (eine Beſchäftigung, die gewöhnlich am längſten ausgedehnt wurde), klatſchte ein wenig, ver-

abredete größere gesellschaftliche Zusammenkünfte, wagte zum Schluß ein kleines Tänzchen und trennte sich erst nach Mitternacht mit der gegenseitigen Versicherung, seit langer Zeit ein derartiges Amüsement nicht genossen zu haben — eine Redensart, die jeder so nachdrücklich äußerte, als wollte er das Recht ihrer Erfindung für sich in Anspruch nehmen.

Seitdem Urban Herr im Hause war, hatte er die Absicht, die Gesellschaften zu jener Höhe zu erheben, die seiner Meinung nach der Klang seines Namens erforderte. Die schlicht-bürgerlichen Familien, mit denen seine Frau seit vielen Jahren eng befreundet war, behagten ihm nicht mehr. Mit dem Gelde, das die neue Ehe gebracht hatte, war ein kleiner gesellschaftlicher Größenwahn bei ihm eingezogen. Baute er nicht eine riesige Fabrik, hoffte er nicht alle kleinen Konkurrenten tot zu machen, Reichtümer auf Reichtümer zu häufen? Was konnte ihm also dereinst fehlen! Gleich seinem langen Schlingel von Lehrling träumte er bereits mit offenen Augen von einem Kommerzienratstitel, diversen Orden und einem ewigen Denkmal in der industriellen Entwicklung seines Landes.

Es war überhaupt merkwürdig, wie in vielen Dingen Herr Ferdinand Friedrich Urban, dessen Schädel bereits hin und wieder die lichten Stellen der Erkenntnis durch das Haar schimmern ließ, mit dem kaum flügge gewordenen Franz Timpe sympathisierte. Der kluge Geschäftsmann hätte keine Welterfahrung besitzen müssen, um nicht zu bald das Strebertum in dem angehenden Kaufmanne zu entdecken. Aus manchem

gewitzten Einfall, den Franz im Kontor bekam, ſprach ſo viel geſunder Menſchenverſtand, daß der Fabrikant mit der Zeit vor dem jungen Manne eine gewiſſe Achtung bekommen hatte, die noch dadurch geſteigert wurde, daß Franz an guten Manieren und Bildung den meiſten ſeiner Kollegen weit überlegen war. Und nicht zuletzt fühlte er ſich durch die hübſche Erſcheinung Timpes junior gefeſſelt. Mit wenigen Worten: es war ein gewiſſes inſtinktives Gefühl der Zuſammengehörigkeit, das den kleinen Chef und ſeinen in die Höhe geſchoſſenen Lehrling leitete, bei jeder Gelegenheit ihre Weisheit auszutauſchen und wie zwei Menſchen zu verkehren, deren Zuneigung den Unterſchied der Jahre und den Abſtand ihrer ſocialen Stellung vergeſſen macht.

So war es denn erklärlich, wenn Urban Franzens Eintreten mit einem kleinen Artilleriefeuer von Worten begrüßte, das hauptſächlich darauf hinauszielte, aus dem jungen Manne eine gewichtige Perſon zu machen. Das rotſeidene Taſchentuch wie eine Flagge in der Hand ſchwingend, eilte er ihm ſofort entgegen, nahm ihn am Arm und ſchritt auf die fremden Herrſchaften zu, um ihn vorzuſtellen. Und Franz, der dieſe Auszeichnung zu ſchätzen wußte und dadurch ſicher gemacht wurde, verbeugte ſich vor den Damen ſehr galant, lächelte verbindlich und küßte der Frau vom Hauſe die Hand. Jedesmal, wenn er wieder zurückſchnellte und ſich emporgerichtet hatte, betrachtete er kokett die Spitzen ſeiner glattſitzenden Handſchuhe und gab ſich die möglichſte Mühe, mit einer Augenverrenkung die Wiederſpiegelung ſeines eigenen Ichs in einem Kryſtalltrumeau

zu erhaſchen, der hinter ihm das Bild des Abends zurückſtrahlte.

Sämtliche Anweſende ſaßen zerſtreut in dem großen Salon umher; die jungen Leute etwas entfernt in den äußerſten Ecken und die älteren im Halbkreis um Frau Urban, die ganz in ſchwarze Seide gekleidet, äußerſt imponierend ſich ausnahm. Zu ihrer Rechten ſitzend, in eine bauſchige, blaßrote Robe gehüllt, die den Lehnſtuhl förmlich vergrub, machte ſich Frau Ramm, die Gattin des Dachpappenfabrikanten in der Köpenickerſtraße, bemerkbar. Ihr auffallend kleines Geſicht zeigte ſo geſunde, rote Wangen, daß man es erſt mit einiger Mühe aus dem Gewirr von gleichfarbigen Spitzen und Buſenſchleifen heraus erkennen konnte. Wenn ſie ſprach, liſpelte ſie nur, ſo daß die meiſten ihrer Worte verloren gingen und ſie aus alter Angewohnheit, ohne daß ſie gefragt wurde, jeden Satz dreimal wiederholte. Der große, mit Federn beſetzte Atlasfächer bewegte ſich ſchwirrend wie ein Rieſenſchmetterling auf und ab, wobei in den weiten Ärmeln ein ſehr knöcherner Unterarm ſich zeigte, der den ſtillen Kummer ihres Gemahls bildete. Dieſer ſelbſt, ein hagerer, langer Herr, der, bevor er in das Geſpräch ſich miſchte, ſeine Frau ausreden ließ, ſtand hinter ihr, auf die hohe Lehne eines geſchnitzten Stuhles geſtützt, und nickte ſehr verbindlich nach jedem Worte, das Frau Urban zu ihm ſprach, ſo daß auf die Dauer die Ähnlichkeit mit einem rieſigen Spaßvogel des Berliner Weihnachtsmarktes nicht ausgeſchloſſen bleiben konnte. Er hielt ſich äußerſt zurück und wagte ſelten eine eigene Meinung. Eingeweihte

behaupteten, dieſe Neutralität hinge mit der Thatſache zuſammen, daß Frau Kirchberg, gewordene Frau Urban, eine erſte Hypothek auf ſeinem Grundſtück beſitze, deren Kündigung jeden Tag erfolgen könne.

Außerdem gehörten zu dieſem Cercle noch drei andere Ehepaare: ein ſehr vermögender Weingroßhändler nebſt Frau, dem man ſein Gewerbe ſehr deutlich an der Naſe anſah, und welcher bei jeder neuen Zuſammenkunft die heilige Verſicherung bereit hatte, daß Paris, wo er einige Jahre gelebt hatte, unbeſtreitbar die großartigſte Stadt der Welt ſei; ein korpulenter, ſehr für Kunſt ſchärmender Rentier mit einer Gattin, die in Verzückung geriet, wenn ihr Mann ſprach, und ein reicher Tuchhändler aus der Königsſtadt, deſſen viel jüngere Ehehälfte ihm an Bildung weit überlegen war, und daher jeden günſtigen Moment benutzte, bei geiſtreichen Geſprächen für ihren Mann das Wort zu ergreifen. Dieſer gab dann den Kampf ſehr bald auf und zog ſich in eine ſtille Ecke zurück, wo er in Geſellſchaft des Weingroßhändlers über die Verfälſcher des edlen Rebenſaftes das Todesurteil fällte und ein Glas nach dem andern leerte. Der letztere glaubte dann den Augenblick gekommen, der eine Überreichung ſeines Preiscourantes notwendig mache. Der Tuchhändler verſprach zu beſtellen, that es aber niemals. Er beſaß bereits eine ganze Kollektion derſelben Karten. „Soll ich einmal meiner Frau imponieren und eine Rede halten?“ ſagte er dann in ſeliger Stimmung. — „Thun Sie es lieber nicht. Die Wirkung dieſes Weines, der aus meinen Kellern ſtammt, iſt unberechenbar. Sie

könnten in Schwung kommen und heute nicht mehr aufhören", riet der Weinhändler ihm ab. Man trank dann ruhig weiter.

Interessant für den Schönheitsenthusiasten war jedenfalls nur die jüngere Generation, die größtenteils in enger Beziehung zu der älteren stand. Fräulein Therese Ramm, die intime Freundin Emmas, pflegte an solchen Abenden gesprächiger zu sein und den jungen Männern gegenüber viel von ihrer Schüchternheit zu verlieren. Ihre Mutter hegte in derartigen Minuten die größten Hoffnungen und verfolgte sie mit leuchtenden Blicken, sobald sie wahrnahm, daß einer der jungen Männer ein längeres Gespräch mit ihr angeknüpft hatte.

„Sehen Sie nur, meine Liebe", sagte sie dann leise zu Frau Urban, „sieht meine Therese nicht reizend aus? Sie wird gewiß noch einmal eine glänzende Partie machen."

Der Weingroßhändler hatte seinen Sohn mitgebracht, einen sehr liebenswürdigen, blondgelockten jungen Mann, der in einem Konservatorium Musik studierte, den ganzen Abend über von Beethoven schwärmte und sehnsüchtig auf den Augenblick wartete, wo die Damen ihn auffordern würden, sich ans Piano zu setzen, um von seiner Kunstfertigkeit etwas zu hören. Ramms glänzten ebenfalls durch einen Sohn, der Kontorist im Geschäfte seines Vaters war, eine ausgezeichnete Kenntnis der Dachpappenfabrikation besaß und die Angewohnheit hatte, fortwährend an seinem Schnurrbart zu kauen — eine unausstehliche Beschäftigung, der er bereits

den Verluſt eines Teiles ſeiner Manneszierde zu verdanken hatte. Die jungen Damen fanden das abſcheulich, während Frau Ramm es mit ſeiner Nervoſität entſchuldigte. Die Eltern brachten ihn nur deswegen mit, weil ſie der Hoffnung lebten, es könne ſich zwiſchen ihm und Fräulein Bertha Kirchberg, der zweiten Tochter Frau Urbans, ein zur Ehe führendes Verhältnis entſpinnen — ein wohlüberlegter Plan, der aber an der Abneigung der am meiſten beteiligten Perſonen zu ſcheitern drohte. Fräulein Bertha hatte ihn nämlich im geheimen mehrmals für einen „Gräffel“ erklärt. Trotzdem gab Herr Ramm junior ſeine erneuerten Anläufe nicht auf, ſchwamm vielmehr ſchon beim bloßen Anblick der Stillgeliebten in jenem ſeligen Wonnemeer, aus dem der unglücklich Liebende nur durch eine rauhe Hand oder einen kalten Waſſerſtrahl gerettet werden kann.

Alwine, das älteſte Fräulein Kirchberg, durfte ſich bereits glückliche Braut nennen. Ihr Verlobter, ein ſehr begabter Architekt, von einnehmender, echt männlicher Erſcheinung, ſtammte aus einer ſehr wohlhabenden Familie, die durch langjährige Freundſchaft mit Frau Urban verbunden war. Da man es hier mit einer tadelloſen, glänzenden Partie zu thun hatte, in der beide Teile „gleich ſchwer wogen“, ſo erregte das junge Pärchen den geheimen Neid aller derjenigen Mütter, die ſich bisher einer derartigen glücklichen Ausſicht für ihre Töchter nicht erfreuen durften. Und da Fräulein Alwine mehr durch Erziehung und Bildung, als durch Schönheit glänzte, ſo war es von allen Frau

Ramm, welche oft zu der Frau des Rentiers die Meinung äußerte, daß der „Herr Architekt“ auch noch „eine andere“ bekommen könnte. Es war wohl nur der reine Zufall, wenn nach dieſen Worten ihr Blick zu Thereſen hinüberglitt.

Unter den jungen Leuten, die ſonſt noch die Gunſt der Hausfrau zuſammengeführt hatte, dürfte außer dem Geſchäftsführer Herrn Urbans nur noch Herr Knispel erwähnenswert ſein: ein blutjunger Mann von faſt mädchenhafter Zierlichkeit, deſſen Humor keine Grenzen kannte, der jede Minute bereit geweſen wäre, aus Aufmerkſamkeit gegen die Damen ſein Leben zu laſſen, und infolgedeſſen bei dieſen ſehr beliebt war, wenn ſchon man ihn wie einen kleinen luſtigen Kobold behandelte, dem gegenüber man glaubte ſich alles erlauben zu dürfen.

Urban ſorgte dafür, daß ſein Lehrling mit den anweſenden, ihm fremden Perſonen ſehr raſch vertraut wurde; und Franz verſtand es auch, ſich ſo artig zu benehmen, ſo wohlgeſetzte Komplimente zu machen, das Vorteilhafte ſeines Äußern ſo vortrefflich in das gehörige Licht zu bringen, daß Frau Häberlein, die junge und geiſtreiche Gattin des Tuchhändlers, zu der Gaſtgeberin die inhaltſchwere Bemerkung machte: „Man ſieht doch bei einem jungen Mann auf den erſten Blick, was die Erziehung macht. Ein liebenswürdiger, netter Menſch!“

Wenn das Timpe der älteſte gehört hätte!

Die Lebensgefährtin des Weingroßhändlers, Frau Roſé (ihr Mann hatte, als er aus Paris zurückgekehrt

war, es für vorteilhafter gehalten, seinen echt deutschen Namen durch das Hinzufügen eines Zeichens in einen französischen zu verwandeln), lobte seinen schönen Wuchs. Zum Schluß vermochte auch die Frau Rentiere mit ihrer Bewunderung nicht zurückzuhalten.

„Er sieht wie ein junger Fähnrich aus," sagte sie zu Frau Urban gewendet.

Frau Ramm lachte bei dieser Bemerkung hörbar hinter ihrem Fächer.

„Er stammt gewiß aus gutem Hause, nicht wahr, meine Liebe?" fragte Frau Häberlein, worauf sich hinter dem Riesenfächer ein diesmal verstärkteres Lachen vernehmen ließ. Da Frau Ramm durch ihre Tochter Therese bereits erfahren hatte, welche Begünstigung Franzen in diesem Hause zu teil wurde und sie sich dabei der Zurücksetzung ihres Sohnes von seiten Berthas erinnerte, so brachte sie Timpe junior gerade keine Sympathie entgegen.

„Er ist weder das eine, noch das andere," erwiderte Frau Urban. „Seine Eltern sind einfache Handwerksleute, die es mit der Zeit zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben und infolgedessen alles aufwenden, um ihrem einzigen Sohn den Weg in die besseren Kreise der Gesellschaft zu bahnen . . . Der junge Mann ist Lehrling in unserem Geschäft."

Frau Häberlein war nun sehr enttäuscht darüber, daß sie mit dem „Fähnrich" nicht das Richtige getroffen hatte; und Frau Rosé sagte sehr naiv: „Wie man sich doch manchmal täuschen kann! Fast hätte ich behauptet, er wäre ein angehender Referendar!"

Nach dieſen Worten ließ ſich zum drittenmal das kichernde Lachen der Frau Dachpappenfabrikant vernehmen, dem dann die Bemerkung folgte:

„Es wird noch gute Weile haben, ehe er das erreicht haben wird, was mein Arthur iſt . . . Die jungen Leute von heute legen allen Wert auf das Äußerliche, wogegen doch der innerliche Menſch das Maßgebendſte iſt. Mein Arthur zum Beiſpiel giebt auf dieſen Firlefanz nichts; dafür iſt er aber ein tüchtiger Kaufmann, der ſeine Frau glücklich machen wird. Er liebt das Gediegene."

„Ein tüchtiger Kaufmann wird der junge Mann dereinſt auch werden, meine liebe Frau Ramm; und durch ſeine äußerlichen Vorzüge wird er jedermann doppelt willkommen ſein", erwiderte Frau Urban ſehr verſtändnisvoll für die kleine Dame im mattroten Kleide, um dem unleidlichen Thema eine andere Wendung zu geben.

Franz geſellte ſich zu den jungen Leuten, die ihm ſehr freundlich entgegenkamen; ausgenommen Arthur Ramm. Dieſer hatte bemerkt, daß der junge Timpe auch von Bertha ſehr herzlich begrüßt worden war, und begann daher ärger als ſonſt an ſeinem Schnurrbart zu kauen. Erſt als er ſah, daß Franz und Emma ſich in ein Nebenzimmer zurückzogen und dort verſtohlen außerordentlich zärtlich thaten, änderte ſich ſeine Stimmung, vertrieb die alte Hoffnung die aufgeſtiegene Eiferſucht.

Emma fühlte ſich glücklich, als ſie mit Franzen die erſten Liebesworte an dieſem Abend austauſchen

konnte. Da Thereſe in ihr Geheimnis gezogen war, ſo hatte dieſelbe das Amt einer Beſchützerin übernommen. Sie ſtand mit ausgeſtreckten Armen mitten in der Thür, drehte dem Pärchen den Rücken zu und ſchaukelte ſich hin und her. Sie glaubte ſo jedermann den Eingang verwehren zu können.

„Es hat doch bis jetzt niemand etwas von unſerem Verhältnis bemerkt?“ fragte Franz.

„Ich traue Alwine nicht“, erwiderte Emma; „ſie macht hin und wieder ſo ſonderbare Anſpielungen, daß ich befürchte, ſie hat uns einmal in der Konditorei geſehen oder meine Schreibmappe durchkramt.“

„Nun, gedulde dich nur, mein ſüßes Schäfchen“, ſagte Franz darauf mit der ganzen Würde, die ihm zu Gebote ſtand; „die Zeit wird auch kommen, wo ich mich deiner Mutter in aller Form erklären werde.“ Mit der ganzen Keckheit ſeiner jungen Jahre drückte er ſie herzhaft an ſich und brachte ſeine Lippen mit den ihrigen in Berührung.

In demſelben Augenblick ertönte ein leiſer Zuruf Thereſens, begleitet von einem Wink; aber beides war nutzlos und ohne Wirkung, denn der kleine Herr Urban hatte ſich bei Fräulein Ramm vorbei durch die Thür gedreht und den herzlichen Gefühlsaustauſch ſeiner Stieftochter und ſeines Lehrlings mit angeſehen.

Sein Geſicht erweiterte ſich zu einer eigentümlichen Grimaſſe, die ungefähr den Mittelpunkt zwiſchen Weinen und Lachen hielt. Einige Augenblicke ſtand er regungslos auf einem Fleck und blickte, das linke Auge liſtig zuſammengekniffen, mit ſchräggeſenktem Haupte

über die Brille hinweg zu beiden hinüber. Die rechte Hand bewegte sich mit dem rotseidenen Taschentuche hin und her. Dann kicherte er leise, erhob den Kopf mit einem plötzlichen Ruck nach hinten, so daß die Nase den Höhepunkt des ganzen Menschen bildete, und schritt auf das Fenster zu.

„So weit seid ihr schon? Die Sache ist ja recht feierlich, wenn die Geschichte sich auch machen wird ... Wer gab Ihnen das Recht, Herr Timpe, die Güte Ihres Chefs auf so hinterlistige Art und Weise zu mißbrauchen? Sie haben wirklich den Mut, sehr hoch hinaus zu wollen."

Er versuchte sehr ernst zu erscheinen; es gelang ihm aber um deswillen nicht, weil er in einer derartigen Verfassung komischer als sonst wirkte. Franz wurde sehr verlegen und schwieg wie ein Schuljunge, der beschämt vor seinem Lehrer steht. Emma aber war sehr rot geworden und wandte sich ab, um ihr Antlitz zu verbergen. Daß ihr Stiefvater es gerade sein mußte, der zuerst ihr Herzensgeheimnis entdeckte! Sie ärgerte sich mehr darüber, als sie Furcht empfand. Und da sie aus ihrer Abneigung gegen den zweiten Mann ihrer Mutter niemals ein Hehl gemacht und längst den Augenblick herbeigesehnt hatte, wo sie dieser Antipathie einmal gehörig Luft machen könne, so drehte sie sich plötzlich um und sagte mit einem Trotz, der auf Urban geradezu verblüffend wirkte:

„Jawohl, wir sind schon so weit, um uns gern zu haben! Sie werden davon gehört haben, daß Herr Timpe mein Jugendgespiele war, und da wird Ihnen

manches erklärlich erſcheinen. Was mich betrifft, ſo will ich es von jetzt ab niemand verſchweigen, daß ich Herrn Timpe ſehr zugethan bin. Gewiſſe Leute aber haben ſich gar nicht darum zu kümmern, am allerwenigſten alte wunderliche Herren, die auf Gummiſchuhen herangeſchlichen kommen, um den Spion zu ſpielen."

Franz war entſetzt über dieſe Worte; während ſeine Augen von dem jungen Mädchen zu ſeinem Chef irrten, ſagte er:

„Aber Fräulein Emma, Sie vergeſſen ſich!"

Urban aber ſchien den Groll ſeiner jüngſten Stieftochter nicht beſonders tragiſch aufzufaſſen.

„Sehen Sie, lieber Timpe", begann er ruhig, „da haben Sie das Reſultat einer falſchen Erziehung; nehmen Sie ſich ein Beiſpiel daran, wenn Sie dereinſt Kinder haben ſollten. So etwas muß man ſich gefallen laſſen, wenn man drei erwachſene Töchter mit geheiratet hat, die einen um Kopfeslänge überragen. Ich ſoll ein Spion ſein, ſoll auf Gummiſchuhen daherſchleichen, der ich in meinem Leben keine getragen habe! . . . Was ſoll ich darauf erwidern? Soll ich mich ärgern? Ich weiß wohl, daß viele Menſchen es gern ſehen würden, aber ich thue ihnen nicht den Gefallen! Es iſt Prinzip bei mir, mich nicht zu ärgern; denn ich habe in meinem Leben keinen Pfennig dabei verdient; und ein ſehr ſchlechter Kaufmann, der Zeit auf Dinge verwendet, die ihm nichts einbringen . . . Ihnen bin ich nicht böſe. Kommen Sie, ich habe mit Ihnen zu

reden . . . Unverſtändige junge Mädchen überläßt man am beſten dem Alleinſein.“

Und wie am heutigen Abend bereits einmal, erfaßte er den Arm ſeines Lehrlings und zog dieſen mit ſich fort in das große Balkonzimmer, Emma in einer nichts weniger als angenehmen Stimmung zurücklaſſend; denn ſie war durch die Liebenswürdigkeit, mit der Urban Franzen immer aufs neue entgegentrat, entwaffnet. Um aber ihrem Stiefvater zu beweiſen, daß ſie ſich durchaus nicht getroffen fühle, unterdrückte ſie ihren Unmut mit Gewalt und kehrte ebenfalls zu der Geſellſchaft zurück.

Hier begann nach und nach die Gemütlichkeit ſich zu ſteigern. Herr Knispel, der Allerweltshumoriſt, nahm auf einige Zeit die Aufmerkſamkeit der Herrſchaften in Anſpruch. Dem Drängen der Damen nachgebend, hatte er ſich vor der Glasthür des Balkons auf einen Rohrſeſſel geſtellt und deklamierte ein plattdeutſches Gedicht von Reuter mit einer ſolchen Ausdrucksfähigkeit und Komik, daß der Frau Roſé, die eine geborene Mecklenburgerin war, vor Lachen die Thränen über die Wangen liefen, alle in die heiterſte Stimmung gerieten, und ſelbſt der lange, hagere Herr Ramm aus ſeiner Zurückhaltung heraustrat und die Behauptung wagte, Fritz Reuter ſei doch wirklich ein bedeutender Humoriſt geweſen. Urban, der bei jeder Gelegenheit beweiſen wollte, daß er für alles Verſtändnis beſitze, rief mehrmals ſehr laut „Bravo! Bravo!“ und klatſchte zum Schluß gewaltig in die Hände. Die jungen Damen waren mit dieſem einen Vortrag nicht zufrieden. Sie

umringten den Deklamator und flehten in allen Tonarten: „Ach noch etwas anderes, lieber Herr Knispel“ .... „Sie haben ja ſo viel davon auf Lager, beſter Herr Knispel ....“

Frau Urban machte jedoch dem Zureden ein Ende, indem ſie zur Tafel ins Nebenzimmer bat. Es wurde den Beſuchern an derartigen Abenden gewöhnlich mit Thee und kaltem Aufſchnitt aufgewartet; heute dagegen hatte man auf Wunſch des Hausherrn die weitgreifendſten Vorbereitungen getroffen, um den Gäſten einen würdigen Begriff von der neuen Ehe zu geben. Man erhob ſich denn auch ziemlich laut und geräuſchvoll, und konnte den leuchtenden Geſichtern der Ehepaare anmerken, wie freudig die Mitteilung der Hausfrau aufgefaßt worden war. Der Weingroßhändler, von dem es bekannt war, daß er gern den Galanten ſpiele, wurde von Frau Urban um ſeinen Arm gebeten; der letzteren Gatte hakte Frau Roſé unter; der kleine Herr Knispel engagierte Fräulein Bertha, zum größten Aerger Herrn Ramms und ſeiner Gemahlin, welche die vergeblichen Bemühungen ihres Sohnes um dieſe Ehre mit anſehen mußten. Sie waren nur inſofern etwas beruhigt, als ſie die Freude erlebten, ihre Tochter Thereſe von dem jungen Herrn Roſé, dem angehenden Virtuoſen, zu Tiſch geführt zu ſehen. Emma war glücklich, am Arme Franzens zu hängen. Und ſo zog man denn lachend und ſcherzend in einer langen Reihe durch die geöffneten Flügelthüren. Zuletzt folgte der Rentier mit ſeiner Frau, die beim Eintritt die Naſenflügel ſehr merklich dehnte und leiſe flüſterte: „Es

giebt Gänſebraten, du weißt, ich eſſe ihn ſo gern". — Es war das eine der vielen proſaiſchen Bemerkungen, die ihren für Kunſt ſchwärmenden Mann in Verzweiflung brachten. „Du verſtehſt auch über nichts anderes zu reden, als über das Eſſen", gab er ſehr unmutig zurück, worauf ſie die Naſe rümpfte und antwortete: „Mein Gott, davon lebt man ja . . ." Er war wie ſo oft auch diesmal geſchlagen und bedauerte zum hundertſtenmale, einen Fehlgriff bei der Wahl ſeiner Lebensgefährtin gethan zu haben.

Während der Tafelei war die Fidelität ſo geſtiegen, daß man nach ihrer Aufhebung in der roſigſten Laune ſich befand, muſizierte, ſang und in dem ausgeräumten Balkonzimmer das Tanzbein ſchwang. Herr Roſé junior wechſelte mit dem Architekten den Platz am Klavier. Das junge Volk drehte ſich luſtig im Kreiſe; und ſelbſt die Alten, die in den Nebenzimmern gemütlich beiſammenſaßen, verſchmähten es nicht, hin und wieder ein Tänzchen zu wagen.

Urban war der ſeligſte von allen. Selbſt ſeine älteſten Bekannten hätten den ehemaligen, verbiſſenen Junggeſellen nicht wieder erkannt. Er lief von einem Zimmer ins andere, ſorgte für neue Weinbatterien und gab ſich die redliche Mühe, gegen ſeine Gäſte ſo aufmerkſam als möglich zu ſein. Da er dem Glaſe tapfer zuſprach, ſo geriet er ſchließlich in jene Stimmung, in welcher ein Parvenü nicht mehr recht die Grenze zwiſchen dem, was ſich ſchickt und nicht ſchickt, inne zu halten weiß. Er lief bald zu dieſem, bald zu jenem, machte derbe Witze, über die er am lauteſten lachte, und

welche Herr Ramm, der ſich ſeiner freundlichen Geſinnung verſichern wollte, für äußerſt treffend und geiſtreich erklärte.

Endlich konnte man ihn in der entfernteſten Ecke eines nur ſpärlich erleuchteten Zimmers mit ſeinem langen Lehrling an einem Tiſchchen ſitzend erblicken, wo er ſich nicht ſcheute, mit dem jungen Manne wie mit einem intimen Bekannten anzuſtoßen und auf das Wohl der zukünftigen Fabrik zu trinken. Und Franz, der bereits einen kleinen Rauſch weghatte, erblickte in ihm ſchließlich einen väterlichen Freund, deſſen Geſellſchaft man am beſten zu würdigen glaubt, indem man ihm ein über das andere Mal ein „Proſit! Proſit!“ zuruft, zu allen ſeinen Behauptungen „ja“ ſagt, und ihn im Innern für einen der vortrefflichſten Menſchen erklärt, den die Erde jemals getragen hat.

„ . . . Das ſoll hier noch anders werden, viel großartiger, Timpe, verlaſſen Sie ſich darauf! . . . Dieſe ſpießbürgerliche Geſellſchaft muß man ſich vom Halſe ſchaffen. Das kommt nur her, um zu eſſen und zu trinken und die Naſe in alle Ecken und Winkel zu ſtecken. Sie beſitzen etwas Gentlemenartiges, Sie werden mich verſtehen . . . Meine Frau iſt leider zu gut und zu ſchwach, um dieſe Leute abzuſchütteln; aber ich werde es thun. Was haben wir überhaupt von der ganzen Sippſchaft? Der eine kommt her, um ſeinen faulen Wein an den Mann zu bringen, der andere möchte die Hypothek nicht gekündigt ſehen, und der dritte mokiert ſich im ſtillen über die ſchlechten Ölbilder an der Wand . . . Die Leute kenne ich . . .

Wenn ich den Wein heute ſo überreich fließen laſſe, ſo hat das ſeinen guten Grund: Ich will aufräumen mit der Sorte, die nach den Korken ſchmeckt . . . Wenn meine Fabrik fertig iſt, dann ſollen Sie einmal ſehen, was für Menſchen ich zu dem Feſte einladen werde. Das muß Chic und Nobleſſe beſitzen. Man muß von den Leuten etwas profitieren, durch ſie emporkommen, ſie ausnutzen, denn umſonſt iſt der Tod. Gebe ich tauſend Thaler aus, ſo müſſen ſie mir das Dreifache bringen . . ."

Er war ordentlich in Feuer gekommen, machte eine Pauſe, während welcher ihm Franz ſeine Zuſtimmung zu teil werden ließ, und fuhr dann fort:

„Halten Sie ſich nur recht brav, lieber Timpe, nehmen Sie nur meine Intereſſen wahr, dann ſollen Sie ſehen, was Sie an mir haben . . . Wenn Sie dem Mädel, der Emma, gut ſind, und die Liebe zwiſchen euch beiden hält an: mein Gott, weshalb ſollte aus euch beiden nicht noch ein Paar werden! Sie ſind jung, Sie können noch warten. Sie müſſen vor allem erſt ein tüchtiger Kaufmann werden, ſich in meinem Geſchäfte bewähren, dann bin ich nicht abgeneigt, Fürſprecher bei meiner Frau zu werden. Das macht ſich überhaupt nachher ganz von ſelbſt. Aber wie geſagt: meine Intereſſen wahrnehmen, rückſichtslos als Kaufmann ſich zeigen, Zahlenmenſch durch und durch werden, immer denken: Erſt mein Chef, dann ich! Dann werden Sie auch zu etwas kommen. Wer weiß, was im Leben noch alles geſchehen kann: ſchon mancher Chef hat ſeinen Untergebenen zu ſich emporgezogen,

wenn er ſich der Treue desſelben verſichert halten durfte. Vertrauen entgegenbringen — ſo heißt das Band, das uns zuſammenhält . . .“

Franz hatte die weinumnebelten Augen groß aufgeriſſen und ſeinen Chef angeſtarrt. Ein Paradies der Zukunft entſtand in ſeiner Phantaſie und zauberte ihm lachende Bilder vor das Auge, die ſeine kühnſten Hoffnungen übertrafen. Niemals hätte er ſich träumen laſſen, daß man in dieſem Hauſe ſeine Abſichten ſo leicht verſtehen würde. Was er da vernahm, war ein halbes Zugeſtändnis ſeiner geheimſten Wünſche. Er wollte etwas ſagen, aber Urban, der in ſeiner gewohnten Weiſe ihn mit einem liſtigen Blick über die Brille hinweg fixiert hatte, ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„ . . . Sehen Sie, Timpe, ich habe Sie in mein Herz geſchloſſen“, begann er aufs neue, mit lallender Stimme, die Worte abgebrochen hervorſtoßend, aber doch den Sinn jedes einzelnen berechnend. „Sie ſind ein ganz anderer Kerl, als Ihr Vater. Der iſt bockig, ſtarrſinnig wie ein orthodoxer Jude, der am Glauben ſeiner Väter hängt. Wenn es nach ſolchen Leuten ginge, ſo würde die Welt keine Neuerung erleben . . . Raten Sie ihm nur vom Bauen ab und verdrehen Sie ihm den Kopf nicht noch mehr, indem Sie ihn dazu bringen, ſeine Artikel kaufmänniſch zu vertreiben. Bleiben Sie hübſch bei mir, kehren Sie nicht mehr in den beſchränkten Dunſtkreis des Handwerks zurück, Sie — ein Menſch, dem die ganze Welt offen ſteht! . . . Was ich gleich ſagen wollte —“.

Er brach kurz ab, machte eine Pauſe erkünſtelter Verlegenheit und ſteuerte dann direkt auf ſein Ziel los.

„Richtig: Lieber Timpe, eine Liebe iſt der andern wert, Sie könnten mir einen kleinen Gefallen erweiſen . . . Ihr Alter hat da gewiſſe Modelle hängen, an deren näherer Beſichtigung mir ſehr viel liegt. Er würde mir dieſelben jedenfalls ſehr gerne leihen, ſagte ich ihm nur ein Wort. Aber ſeit heute mittag iſt mir das unmöglich . . . Wenn Sie vielleicht die Liebenswürdigkeit haben wollten . . . Es ſind die Nummern dreizehn, zwanzig und dreißig . . . Jedoch möchte ich nicht gern, daß Ihr Vater davon erfährt. He, wollen Sie? Schlagen Sie ein. Proſit! Wir ſtoßen noch einmal an auf das Gelingen der Fabrik und auf Ihre Zukunft! . . . Verlaſſen Sie ſich darauf: Sie werden noch ein großer Mann."

Wenn Urban weiter nichts verlangte! . . . Franz ſchätzte ſich unendlich glücklich, ſeinem Chef für all die Liebenswürdigkeit, die ihm entgegengebracht wurde, einen kleinen Gegendienſt leiſten zu dürfen. Wer konnte wiſſen, ob dieſe kleine Gefälligkeit nicht die erſte Staffel zu der einſtigen Compagnieſchaft bildet . . .

Aus dem großen Balkonzimmer ſchallten die leiſen Rhythmen eines Walzers und das gleichmäßige Scharren der Tanzenden herein. Ein eigentümlicher Duft berührte Franz: es war die Atmoſphäre der Wohlhabenheit und bürgerlichen Genußſucht, die ihn zu berauſchen begann. Wohin er blickte, ſah er die Früchte gediegenen Reichtums, die Macht des Geldes, den Überfluß erkauften Glückes . . . Und vor ſeinen ſchweren Augen-

lidern zog die beſcheidene Häuslichkeit ſeiner Eltern vorüber: mit ihren vorväterlichen, abgenutzten Möbeln, der Entbehrung jeglichen Luxus', der verkörperten Beſchränktheit gutmütiger, aber in der Entwicklung der Geſellſchaft zurückgebliebener Leute. Ein Geruch von Arbeit, von herabfallenden Spänen, Staub und Schweiß, der das ganze Haus durchzog, ſtieg vor ihm auf . . . Und hier — wie anders die Luft, wie rein, verheißungsvoll . . .

„Morgen, Herr Urban, mein Wort darauf!"

„Bravo, mein lieber Timpe, ich hatte das von Ihnen erwartet . . . Wahrhaftig, man will ſchon aufbrechen, ſehen Sie nur. Aber zuvor ſtoßen wir noch einmal an: Auf das, was wir lieben . . ."

Als Franz Timpe nach ungefähr zehn Minuten einen herzhaften Händedruck von Emma empfangen und das Haus verlaſſen hatte, begann in der Weinlaune ſeine Phantaſie ſich mächtig zu entfalten, ſo daß er einmal halblaut vor ſich hinſprach: „Urban und Timpe! Hört ſich nicht ſchlecht an, wahrhaftig nicht! . . ."

IX.

Franz bekennt Farbe.

Der letzte Schnee war kaum von den Dächern verſchwunden, die grimmige Kälte einer milderen Temperatur gewichen, als auf dem Neubau wieder emſig gearbeitet wurde. Aber der große Maurerſtreik, der während der erſten Sommermonate herrſchte, machte Urban einen argen Strich durch die Rechnung.

Man ſchrieb das Jahr 1873. Ein induſtrieller Schwindel hatte die geſamte Geſellſchaft erfaßt; die Gründungen auf Aktien ſchoſſen wie Pilze aus der Erde. Kapital und Arbeit ſtanden ſich ſchroff gegenüber. Die Koalitionsfreiheit der Arbeiter feierte Triumphe, denn eine ſeltene Einigkeit beſeelte die unteren Maſſen. Die Anſprüche der Niederen und Enterbten ſteigerten ſich mit dem Golddurſt der Reichen und Begüterten. An hunderten von Bauten Berlins

wurde nur zeitweiſe gearbeitet. Man ſtreikte einfach ſo lange, bis man die Forderung bewilligt bekommen hatte. Zum Unglück war die Nachfrage nach Arbeitskräften ſtärker als das Angebot. So kam es denn, daß zu Urbans großem Verdruß das Bauen langwieriger wurde und mit größeren Opfern verbunden war, als er erwartet hatte. Erſt im Frühjahr des folgenden Jahres ſtanden die Fabrikgebäude vollendet da, und es bedurfte noch des ganzen Sommers von 1874 zur Einrichtung und Ausſtattung der inneren Räume.

Die Mauer, die das Nachbargrundſtück getrennt hatte, und an welche ſich ſo mannigfache Erinnerungen knüpften, war niedergeriſſen worden. An ihrer Stelle ragte nun die kahle Kehrſeite des Keſſelhauſes. Zweimal noch im Laufe des vergangenen Sommers hatte Urban den Verſuch gemacht, die Timpes zum Verkaufe ihres Grundſtückes zu bewegen. Als er endlich einſah, daß jede fernere Mühe nutzlos ſei, ließ er das Maſchinenhaus direkt an das Gärtchen bauen, obgleich der urſprüngliche Plan ein anderer war. Er wollte wenigſtens durch irgend etwas ſeine Rache beweiſen. Nur ein wenige Fuß breites Stück des alten Gemäuers ließ er in gleicher Höhe neu erſetzen, als wollte er ſymboliſch den Weg andeuten, auf dem er ſich dereinſt Eingang in die verſchloſſene Welt zu verſchaffen gedenke.

Was Meiſter Timpe anbetraf, ſo hatte gerade dieſe Schikane einen tiefen Groll in ihm gegen den Nachbar erzeugt: eine mächtig in ihm emporflammende feindſelige Stimmung, die ſelbſt die Rückſicht auf ſeinen

Sohn nicht mehr umzuwandeln vermochte. Als der Bau wiederholt ruhen mußte, konnte er ſeine Genugthuung nicht verſchweigen, und als der Schornſtein des Keſſelhauſes in Angriff genommen wurde, wartete er mit einer gewiſſen Schadenfreude auf die Vollendung desſelben.

„Wehe ihm, wenn er ihn nicht ſo hoch bauen läßt, daß wir unter dem Qualm nicht zu leiden haben", ſagte er wiederholt zu ſeinen Geſellen. „Ich will ſchon dafür ſorgen, daß er ein neues Gerüſt bauen läßt und einige Längen ſeiner Naſe zugiebt."

Urban aber ließ ſich keinen Verſtoß gegen die Geſetze der Nachbarſchaft zu ſchulden kommen. Immer höher und höher türmte der Rieſenſchlot ſich von Tag zu Tag auf, und als die Gerüſtabnahme beendet war und Timpe zum erſtenmal die ſteinerne Rieſenſäule klar und ſcharf vom Horizont ſich abheben ſah, und mit weit hintenüber gebeugtem Haupte zu dem Blitzableiter emporblickte, der ſie krönte, erſchien ſie ihm nun doppelt ſo hoch, als er anfänglich angenommen hatte. Die erſte Befürchtung wurde nun durch eine zweite verdrängt: daß der Schornſtein eines Tages niederſtürzen könnte, um das Dach ſeines Hauſes zu zerſchmettern. Es kamen Tage, wo Timpe fortwährend in dieſer Einbildung lebte. Und als eines Nachts ein arger Herbſtſturm über die Dächer Berlins brauſte und arge Verwüſtungen anrichtete, vermochte er nicht ruhig zu ſchlafen. Er erhob ſich von ſeinem Lager, ging zum erſten Stockwerk empor und blickte eine ganze Stunde lang zum Flurfenſter hinaus, um das leiſe Schwanken des

Schornſteins zu beobachten — trotz des Regens, der ihm das Geſicht peitſchte.

Noch vor Weihnachten wurde die Fabrik in Betrieb geſetzt. Der Tag, an dem zum erſtenmale der dunkle Qualm aus dem Schlot zum Himmel ſtieg, war für Johannes Timpe und ſeine Geſellen ein ereignisreicher. Es dauerte lange, ehe ſie ſich an das Geräuſch der Dampfmaſchine gewöhnen konnten. Wie das ſtöhnte und ächzte, ſurrte und ſummte! Selbſt das Schnurren der Drehbänke wurde übertönt. Es ſchien faſt, als könnte ſich die mächtige Hauptwelle, die unter einer Bedachung zu der Fabrik hinüberlief, um den ganzen Maſchinenapparat in Bewegung zu ſetzen, noch nicht recht an ihre Rieſenarbeit gewöhnen; denn mit dem ſchwirrenden Geräuſch vermiſchte ſich ein leiſes Pfeifen, das unheimlich das Ohr berührte. Der ſchwarze Qualm wurde durch den Wind auf die Dächer gedrückt und hinterließ einen unangenehmen Geruch von Ruß- und Schwefeldampf.

Eine ganze Woche hindurch gab die Eröffnung der Fabrik den Bewohnern der ehrwürdigen Häuſer Veranlaſſung zu langen Geſprächen. Die Straßen hatten eine andere Phyſiognomie bekommen. Die Scharen Arbeiter, die ſie belebten, machten ſie zu einer Verkehrsader des Viertels. Das Portal des Etabliſſements ragte wie ein Wahrzeichen induſtriellen Sieges. Das neue Berlin hatte in das alte eine Breſche geſchlagen und überflutete mit ſeinem friſchen Leben die Ruinen. Selbſt die ſchiefen Giebeldächer, die ſonſt mürriſch wie verſchlafene Eulen auf die Menſchen herabblickten,

nahmen sich freundlicher und heller aus. In den Schankwirtschaften erschallte bis in die Nacht hinein der Lärm der Zecher, und alles, was durch die Arbeiter Geld zu verdienen hoffte, machte ein vergnügtes Gesicht.

Am dritten Neujahrstage wurde die Einweihung der Fabrik durch eine Festlichkeit begangen, die in den großen Sälen eines Hotels in der Friedrichsstadt stattfand. An diesem Bankett nahmen nur das Kontorpersonal und eine Anzahl geladener Gäste mit ihren Damen teil. Die Werkführer und Arbeiter hatten einen freien Tag bekommen, der ihnen vom Lohne nicht abgezogen werden sollte. In Anbetracht dessen, daß erst wenige Wochen seit Eröffnung der Fabrik vergangen waren, hatte Urban dieses Opfer mit schwerem Herzen gebracht. Aber er fürchtete in dieser Zeit die Launen seiner Leute und versuchte daher alles aufzubieten, sich als entgegenkommender Chef zu zeigen. Bereits acht Tage vorher hatte auch Meister Timpe eine Einladung zu der Feierlichkeit erhalten. Und Franz, der zum Oktober des vergangenen Jahres seine Lehrzeit beendet hatte und seit diesem Tage den würdigen Mann spielte, hatte noch extra im Namen seines Chefs der schriftlichen Einladung eine mündliche hinzugefügt. Wohlweislich verschwieg er dabei, daß Johannes diese Auszeichnung eigentlich nur seiner Fürsprache zu verdanken hatte, denn Urban hatte ziemlich deutlich zu verstehen gegeben, daß ihm seit der eingetretenen Zwistigkeit an der Anwesenheit des Nachbars nicht viel liege.

„Sage deinem Chef, daß ich mich ſehr geehrt fühle, aber leider dankend ablehnen müßte," gab Timpe kurz zur Antwort und bereitete damit niemand mehr Freude als ſeinem Sohne. Wenn Franz daran dachte, was für eine Rolle ſeine Eltern mit ihrer beſchränkten Anſchauungsweiſe inmitten der lebensluſtigen Geſellſchaft ſpielen würden! Am meiſten ſeine Mutter, mit ihrer Sucht, bei derartigen Gelegenheiten ſich mit dem unmodernſten Seidenkleide zu ſchmücken!

„Du verlierſt auch nicht viel, Vater, weil du die meiſten Menſchen nicht kennſt," ſagte er zur Beruhigung. Trotzdem wunderte er ſich über die plötzliche Umwandlung des Alten. Wenn Timpe aber jetzt nur zu offen ſeine Antipathie gegen Urban bekannte, ſo ſollte ſein Sohn doch nach wie vor niemals darunter leiden. So ſetzte er denn ſeinen erſteren Worten ſofort die weiteren hinzu:

„ . . . Das heißt — ich möchte nicht gern, daß dein Chef meine Ablehnung übel auffaßt. Sage ihm alſo, daß ich mich in der letzteren Zeit nicht wohl fühlte, äußere ihm mein ganz lebhaftes Bedauern, aus dieſem Grunde nicht erſcheinen zu können."

Wenn er nur gewußt hätte, wie angenehm den Fabrikbeſitzer die Ablehnung berühren würde!

Vierzehn Tage nach dem Einweihungsfeſt, das glänzend verlaufen war und über welches ſogar einige Zeitungen berichteten, machte Franz ſeinen Eltern eine Mitteilung, die ihnen vor Erſtaunen zuerſt die Worte raubte.

„Ich bitte euch herzlich," begann er, „es mir

nicht übel zu nehmen, wenn ich zum ersten Februar euer Haus verlasse. Ich will mich irgendwo bei einer anständigen Familie möbliert einmieten. Es ist mir bei euch zu eng. Ich muß ein anständiges Zimmer haben, wo ich einmal Freunde empfangen und sie bewirten kann . . . Ich bin jetzt erster Korrespondent bei Urban, genieße sein vollständiges Vertrauen und habe vorläufig so viel Salär, daß ich auszukommen gedenke, ohne eure Hilfe in Anspruch zu nehmen. Nur bitte ich, euch auch fernerhin mit der Wäsche belästigen zu dürfen . . . Wenn ihr mein Streben und meine Stellung kennt, so werdet ihr mein Wegziehen nicht übel auffassen. Es geschieht lediglich meiner Zukunft wegen."

Es war Timpe und seinem Weibe, als ginge nach diesen feierlich gesprochenen Worten ein Riß durch ihre Seele, als wehte von ihrem Einzigen ein erkältender Frost zu ihnen herüber, als gähnte plötzlich ein Abgrund zwischen ihm und ihnen, der sie für ewig trennen würde. Er, der kaum selbständig geworden war, dessen Gehen und Kommen nach der Minute berechnet wurde, wollte ihr Heim verlassen, um sich bei wildfremden Menschen ein neues zu suchen . . . Und gewiß nur, weil er plötzlich ein großer Herr geworden war, den dies alte Haus nicht mehr fein genug dünkte. O, darüber konnte er sie nicht täuschen.

Als die Blicke der beiden Alten sich begegneten, las jedes von dem Gesicht des anderen die gleiche Meinung ab. Frau Karoline vermochte das Ungeheuere am wenigsten zu begreifen. Sie dachte weniger an

den Schmerz der Trennung (war Franz doch nicht aus der Welt, konnte er ſie doch nach wie vor jeden Tag beſuchen), als daran, welchen leiblichen Gefahren er entgegengehen könne. Wie ſchlecht würde der Kaffee des Morgens ſein, wie mangelhaft das Bett, wie unaufmerkſam die Bedienung, wie oft würde man ihn die Zeit verſchlafen laſſen! Sie wurde erſt einigermaßen beruhigt, als Franz die Verſicherung abgab, er würde nach wie vor zum Mittagstiſch kommen.

Johannes Timpe faßte die Angelegenheit, nachdem der erſte Schreck ſich gelegt hatte, weniger tragiſch auf. Kam doch in erſter Linie dabei wieder die Stellung und das Glück ſeines Sohnes in Frage. Der Junge hatte am Ende nicht ganz unrecht: hier war alles altmodiſch, eckig und winklig, wenig geſchaffen zur Aufnahme von Beſuchen und zum luſtigen Beiſammenſein junger fröhlicher Leute.

So dauerte es denn nicht lange und man fügte ſich in das Unvermeidliche. Der Großvater wurde erſt in der letzten Stunde davon benachrichtigt. Der Sechsundachtzigjährige lachte leicht auf und ſagte mit leiſem Spott:

„So muß es kommen, ſagt Neumann! . . . Jetzt iſt er flügge geworden, kann ſich ſein Brot verdienen, da geht's heidi! Das iſt die Dankbarkeit der modernen Jugend, aber ich hätte euch das vorher ſagen können . . . Wenn Franz Timpe einen neuen Streich begeht, ſo hat er ſeine beſonderen Abſichten dabei, verlaßt euch darauf. Aber meinen Segen hat er, ſagt ihm das in meinem Namen."

Der Tag des Umzuges Franzens hatte das Ehepaar in eine traurige Stimmung verſetzt. Schon einige Tage vorher hatte Frau Karoline in allen Kaſten und Schränken gekramt, damit das ihrer Meinung nach Notwendigſte und Beſte für den zukünftigen Chambregarniſten beiſammen ſei. Ein neuer Reiſekorb war angeſchafft worden und neben ihm, der vollgepfropft war mit Kleidungs- und Wäſcheſtücken, ſtand ein halbes Dutzend Pappſchachteln und Kiſten, die das übrige enthielten. Es war gerade, als handelte es ſich um eine Afrikareiſe des Stammhalters. Selbſt ein Körbchen mit eingemachten Früchten, eine Leckerſpeiſe Franzens, hatte Frau Karoline dem Gepäck hinzugefügt. Johannes aber hatte eine Kiſte Cigarren „extra feine Sorte," wie er ſchmunzelnd meinte, in einer der größten Handlungen der Königſtraße gekauft und gedachte damit ſeinem Sohne eine Überraſchung zu bereiten.

Als Franz nach Hauſe kam und die ganze Beſcherung erblickte, amüſierte er ſich über dieſe Vorbereitungen außerordentlich, ſo daß der Meiſter und ſein Weib verlegen wurden. Als dann ein Stück nach dem andern in die Droſchke geſchafft worden war, und der große Augenblick des Abſchieds kam, erſchien die Meiſterin zum Ausgehen gerüſtet auf der Bildfläche. Sie wollte es ſich nicht nehmen laſſen, ihren Sohn auf ſeiner weiten Reiſe nach der kaum zehn Minuten entfernt liegenden Münzſtraße zu begleiten, um ſich von ſeiner glücklichen Ankunft zu überzeugen. Franz verſtieg ſich ſo weit, das etwas lächerlich zu finden, aber alles Gegenreden half nichts: Frau Karoline

zwängte ſich neben die Schachteln in die Droſchke hinein und fort ging's.

Meiſter Timpe aber wurde erſt ruhiger, als die getreue Ehehälfte zurückkehrte und die freudige Mitteilung von der wohlgelungenen Landung Franzens, des Einzigen, überbrachte; auch davon, daß derſelbe in eine Familie geraten ſei, von der man nicht zu befürchten habe, daß ſie ihn beſtehlen oder ihm gar ein Leids anthun werde. Am Abend ſuchte Johannes, ſeit längerer Zeit zum erſtenmal wieder, ſeine Stammkneipe auf. Der Tag war zu ereignisreich, als daß er nicht mit einem Meinungsaustauſch am Biertiſche beſchloſſen werden ſollte.

Bei Vater Jamrath gaben ſich ſeit einem Vierteljahrhundert die erſten Weißbierkenner des öſtlichen Stadtteils ein Stelldichein. Das Lokal war ſo bekannt, daß es ſogar der roten Laterne entbehren konnte, welche dereinſt vor vielen Jahren zuerſt auf ſeine Exiſtenz hingewieſen hatte. In dem einzigen langgeſtreckten, verräucherten Parterregeſchoß mit den weißgeſcheuerten Tiſchen und ſchweren hochlehnigen Holzſtühlen, wo der an jedem Morgen friſchgeſtreute helle Sand den modernen eleganten Fußboden erſetzen mußte, zeigte ſich noch das unverfälſchte Berlinertum, hatte ſich noch der Reſt einer alten Welt erhalten. Was für Phyſiognomien traf man da an, was für vorväterliche Geſtalten beherrſchten allabendlich den großen runden Stammtiſch in der äußerſten Ecke, in deſſen Mitte ein Baumſtumpf als Schnupftabaksdoſe thronte und über dem an der Decke zum Schrecken

aller Aufſchneider das aus Pappe nachgebildete Rieſenmeſſer mit der Klingel hing!

Da erſchien mit dem Schlage ſieben Uhr der lange hagere Brümmer, der jahraus jahrein in einem langen braunen Gehrock gekleidet ging und niemals eine andere Kopfbedeckung trug, als eine große Schirmmütze. Er hatte ſich als wohlhabend gewordener Handſchuhmachermeiſter zur Ruhe geſetzt und lebte nun als kleiner Rentier in dem vererbten Hauſe ſeines Vaters, in dem er geboren worden war. Er trank regelmäßig drei große Weißen, zu der letzten einen kleinen Kümmel, und erhob ſich punkt zehn Uhr, um ſchweigſam, wie er gekommen war, nach Hauſe zu wandern. Seit zehn Jahren war er aus ſeinem Viertel nicht herausgekommen. Er füllte ſein Daſein damit, um ſieben Uhr des Morgens aufzuſtehen, die Zeitung zu leſen, regelmäßige Mahlzeiten zu halten und die übrige Zeit des Tages, die Pfeife im Munde, zum Fenſter hinauszuſehen, bis die Kneipſtunde ſchlug. Während zweier Jahrzehnte ſah man ihn denſelben Platz einnehmen, und als er ſeinen Stuhl eines Abends von einem ihm fremden Manne beſetzt ſah, kehrte er ſchweigend um und ließ ſich acht Tage lang nicht ſehen, bis endlich Vater Jamrath ihn perſönlich aufſuchte und das heilige Verſprechen abgab, niemals mehr ein ähnliches Vergehen gegen die Ordnung des Stammtiſches geſtatten zu wollen.

Das Gegenteil von Brümmers klaſſiſcher Schweigſamkeit und Ruhe bildete der behäbige Herr Wipperlich, ein kleiner Kürſchnermeiſter aus der Langenſtraße, deſſen

Sohn Subalternbeamter in einem Miniſterium war, und der daraus die Berechtigung zog, über alle politiſchen Vorgänge am beſten unterrichtet zu ſein. Er war der Schwadroneur am Tiſche, kam fortwährend auf die auswärtige Politik zu ſprechen, geriet mit jedermann in Streit und bandelte ſchließlich als letzter Gaſt ſpät in der Nacht mit dem Wirt an, wobei er über deſſen Oppoſition ſo erregt wurde, daß er beim Hinausgehen laut zurückrief: „Ich betrete Ihr Lokal nicht mehr, verlaſſen Sie ſich darauf!“ Am anderen Abend aber ſaß er wie gewöhnlich kampfesluſtig auf ſeinem alten Platz.

Auch Baldrun, ein wohlhabend gewordener Schornſteinfegermeiſter aus der Holzmarktſtraße, iſt zu erwähnen. Er hatte ein reiches Wanderleben hinter ſich und als Geſelle den Krimkrieg mitgemacht, wobei er ſich einen verkrüppelten Arm geholt hatte. Bei jeder Gelegenheit ſchimpfte er furchtbar über die Ruſſen, deren geſchworener Feind er war.

Die originellſte Erſcheinung war jedenfalls Anton Nölte, ein in ſehr beſcheidenen Verhältniſſen lebender Klempnermeiſter, der vor Jahren ein Dutzend Geſellen beſchäftigt hatte, nun aber mit einem Lehrling um die Exiſtenz ſeiner Familie kämpfte. Sommer und Winter erſchien er ohne Kopfbedeckung und verzehrte nicht mehr als eine kleine Weiße. Er ſetzte ſich dabei niemals, ſondern ging von einem Tiſch zum andern, wo „Schafskopf“ geſpielt wurde, guckte jedem eine Weile in die Karten, teilte unentgeltlichen Rat aus, wobei er gelaſſen die größten Grobheiten einſteckte, griff in die

fremden Schnupftabaksdosen und verschwand nach einer Stunde in ebenso gedrückter Stimmung, wie er gekommen war, um in seinem Keller am Sperrhaken bis in die Nacht hinein zu hämmern.

An jedem Donnerstag war das ganze Philisterium versammelt. An diesem Abend gab es regelmäßig Pökelfleisch mit Erbsen und Sauerkohl, das Nationalgericht der Berliner. Die Tische waren dann vollbesetzt, und Vater Jamrath und Fritz, der einzige Kellner, der, die Serviette am Arm, mit dem Gesicht eines alten Tragöden ernst und gemessen durch die Reihen schritt und sich die möglichste Mühe gab, seinen abgenutzten Frack vor Fettflecken zu bewahren, hatten alle Hände voll zu thun, um die Gäste zu befriedigen. An diesem Abend blieb man auch länger zusammen als sonst, nur Herr Brümmer erhob sich punkt zehn Uhr kerzengerade, ließ für seine Gattin ein besonders schönes Stück Pökelfleisch einwickeln, suchte wie gewöhnlich sehr lange nach einem Fünfpfennigstück für Fritz, und schritt gravitätisch wie auf zwei Stelzen von dannen.

Als Johannes eintrat, rief ihm Jamrath sofort zu:

„Ei, Meister Timpe, sieht man Sie auch 'mal wieder! Das ist hübsch von Ihnen." Und vom Stammtisch, dessen Runde bereits geschlossen war, schallte ihm ein lautes „Hallo" zur Begrüßung entgegen. Kaum hatte man ihm Platz gemacht und er sich gesetzt, so geriet er in nicht geringes Erstaunen über die Gratulation, die man ihm entgegenbrachte.

„Das nenne ich Glück, Timpe", sagte Baldrun,

indem er einen tiefen Griff in ſeine Schnupftabaksdoſe that. „Ihr Sohn hat es weit gebracht.“

„Eine ausgezeichnete Partie, mehr kann man nicht ſagen“, fiel Wipperlich ein. Und ſelbſt Herr Brümmer, der wie eine Pagodenfigur nur zeitweilig mit dem Kopfe nickte, brummte etwas vor ſich hin, was einer Zuſtimmung des ſoeben Gehörten gleichkam. Neben ihm ſaß Deppler, ein Stock- und Schirmfabrikant aus der Alexanderſtraße. Er war ein kleiner verwachſener Mann, deſſen Rieſenkopf tief in die Schultern hineingezwängt ſaß, während die langen knochigen Hände fortwährend auf dem Tiſche ruhten und ſich mit dem Bierglaſe beſchäftigten, als hoffte dadurch ihr Beſitzer größer und gewaltiger zu erſcheinen. Sein Name beſaß in der Geſchäftswelt einen guten Klang und ſeine Ware fand namentlich bei den Kleinhändlern in der Provinz lohnenden Abſatz. Seit vielen Jahren ſtand der Drechslermeiſter mit ihm in Geſchäftsverbindung; er freute ſich daher ungemein, mit einem ſeiner beſten Kunden gemütlich beiſammen ſein zu dürfen.

„Sagen Sie doch, lieber Herr Timpe,“ ſagte der Kleine, „wie iſt denn das ſo ſchnell gekommen mit Ihrem Jungen? Man ſagte mir doch, daß Sie mit Urban verfeindet ſeien.“

Timpes Überraſchung ſteigerte ſich. Sein Blick glitt von einem zum andern, und ſeine Verlegenheit war ſo groß, daß er zu alledem ein ſehr dummes Geſicht machte. Endlich erhielt er die Aufklärung, die ihm anfänglich wie ein ſchlechter Witz erſchien, deren Wahrheit er dann aber, um ſich nicht zu blamieren

und ſich ſeines Sohnes zu ſchämen, zugab. Man reichte ihm ein Zeitungsblatt. Er traute ſeinen Augen nicht. Da ſtand die Nachricht, daß Fräulein Emma Kirchberg mit Franz ſich verlobt habe, angezeigt von Herrn Urban nebſt Frau.

„Gewiß, das mußte ſeine Richtigkeit haben! Vor drei Tagen war Franz bereits des Morgens feierlich gekleidet von dannen gegangen und erſt tief in der Nacht in feſtlicher Stimmung nach Hauſe gekommen. Aber zum erſtenmale in ſeinem Leben freute ſich Timpe über das Glück ſeines Sohnes nicht. In wenigen Minuten überkamen ihn merkwürdige Gedanken, die er nicht zu bändigen vermochte. Langſam und ſchwer, aber um ſo entſetzlicher für ihn, erwachte das Mißtrauen gegen den Einzigen. Wie ein Glied an das andere ſich reiht, damit nach und nach die Kette ſich geſtalte, ſo fielen ihm jetzt hundert Dinge auf einmal ein, die ihn in ſeinem Verdachte ſtärkten: das eigentümliche Benehmen Franzens in letzter Zeit, das ewige Abraten vom Bauen, die fortwährende Lobhudelei ſeines Chefs, das ſtete Betonen der kleinlichen Anſchauung ſeiner Eltern, ſein Hochmut der beſchränkten Häuslichkeit gegenüber, der plötzliche Wohnungstauſch, alles, alles! O, er hatte mit Abſicht die Verlobung verheimlicht, denn er fürchtete die Gegenwart ſeiner Eltern bei dem Feſte. Der Stachel, der ſich plötzlich in Timpes Herz bohrte, drang tiefer und tiefer ein und machte es bluten. Wenn der Großvater und Thomas Beyer doch Recht hätten . . . ?

„Ja, ja," ſagte er endlich ſehr gezwungen, „ich

glaube, der Junge wird ſein Glück machen“ . . . und zu Deppler gewendet: „Die Feindſchaft der Eltern ſoll den Segen der Kinder nicht brechen.“

Und was er nie that, das that er in ſeiner jetzigen Stimmung. Er beſtellte zu ſeiner Weißen einen großen Schnaps und nahm einen herzhaften Zug.

Es dauerte nicht lange, ſo drehte ſich das Geſpräch nur noch um Urban.

„Wenn Ihr Sohn erſt Compagnon ſein wird, werden Sie wohl nicht mehr nötig haben zu arbeiten,“ begann Deppler wieder. „Die beſten Modelle ſcheint Urban Ihnen ohnehin ſchon abgekauft zu haben. Sie ſind vor der Zeit ſchlau! Eines Tages wird er Ihnen ja doch alle Kunden vor der Naſe weggeſchnappt haben.“

Timpe blickte groß auf. Er glaubte nicht recht verſtanden zu haben und bat um nähere Aufklärung. Deppler langte in die Taſche ſeines Paletots, der hinter ihm hing, zog ein Päckchen hervor und wickelte es auf.

„Hier, ſehen Sie: dieſe Viktoriakrücke, die ich früher von Ihnen bezog, liefert mir jetzt Urban um fünfundzwanzig Prozent billiger. Er könnte ſich das leiſten, meinte er neulich zu mir, weil er auf großen Abſatz rechne und die Maſſenfabrikation die Fabrikate billiger ſtelle. Ja, ja, lieber Timpe, das machen der Dampf und die neuen Maſchinenvorrichtungen.“

Die Viktoriakrücke zeigte eine beſonders ſchöne Zeichnung und nahm ſich ebenſo einfach wie geſchmackvoll aus. Timpe hatte ſie zuerſt eingeführt und ſie

hatte reißenden Abſatz gefunden. Namentlich an Damenſchirmen ſah man ſie überall auftauchen. Sie wurde aus Elfenbein, Horn und Holz zu gleicher Zeit hergeſtellt. Ein Hoflieferant, für den der Meiſter arbeitete, hatte ſie ſo geſchmackvoll gefunden, daß er das Modell der Kronprinzeſſin Viktoria vorgelegt hatte. Die hohe Frau ließ ſofort ein Exemplar in Elfenbein ausführen, das hatte dem Griff die Benennung gegeben; und ſchließlich hatte man auch den Schirm danach getauft, der ſofort bei der tonangebenden Damenwelt Mode wurde. Dieſe Krücken wurden noch immer ſehr begehrt, namentlich von den kleinen Fabrikanten in der Provinz, die das ganze Geſtell fertig bezogen und nur die Überſpannung machten.

Timpe erkannte ſofort ſein Modell, aber es war verändert. Der Schwung der Linien, die Zeichnung war dieſelbe, nur die Gliederung war eine andere geworden. Das war eine gute Spekulation, das mußte man ſagen! Die Veränderung war eine ſo unweſentliche, daß das Gros der Abnehmer ſich leicht täuſchen laſſen konnte.

Herr Auguſt Deppler griff noch mehrmals in die weite, einem Sack ähnliche Taſche ſeines braunen Kaftans und holte einen Gegenſtand nach dem anderen hervor.

„Und was ſagen Sie hierzu, mein lieber Meiſter Timpe? Wer hätte früher daran gedacht, daß in Berlin ein Fabrikant auftauchen würde, der ſeinen Abnehmern dieſe Jonvillebüchſe um den dritten Teil billiger liefern könnte als Sie. Aber ich renommiere

nicht: Urban hat mir das Dutzend zu achtzehn Mark angeboten, während ich bei Ihnen vierundzwanzig zahlen mußte. Das kommt aber daher, weil Urban, wie er mir sagte, eine neue Vorrichtung am Support erfunden hat, die es ihm möglich macht, die Zeit der Herstellung zu vermindern."

Diese Büchse, von der man sprach, war ein sehr beliebter Necessairegegenstand für Damen, der aus einem Stück gedreht wurde, inwendig hohl war und vermittelst eines Federdruckes in mehrere Teile sich zerlegte. Ein Pariser Händler, namens Jonville, hatte die Büchse zuerst in Deutschland eingeführt, und Meister Timpe die erste inländische Arbeit danach gemacht Er hatte mit der Zeit dem Artikel auch andere Formen gegeben und dafür reiche Abnehmer gefunden. Nun mußte er erleben, daß die billige Konkurrenz Urbans ihm auch hierfür die Kunden wegzunehmen drohte. Saß doch ihm gegenüber bereits einer von denen, die ihm nach und nach abtrünnig werden würden. Er hatte sich mehr als einmal gewundert, daß der kleine schiefgewachsene Herr Deppler, der seit einem Jahrzehnt zu seinen Auftraggebern gehörte, in den letzten Monaten mit seinen Bestellungen auffallend zurückhaltend war.

Johannes machte sofort einen Überschlag. Wollte er denselben Preis stellen wie Urban, so mußte er über kurz oder lang zu Grunde gehen. Ja früher, das waren noch andere Zeiten! Aber mit den Jahren, wo die Kokurrenz ihm immer mehr zu Leibe gerückt war, war auch der Profit immer tiefer und tiefer gesunken. Aus der einstmaligen Kunst war ein all-

gemeiner Broterwerb geworden, und der Stückpreis von früher hatte sich in einen Dutzendpreis verwandelt. Es wäre selbst für Timpe schwer gewesen, seine eigenen Empfindungen, die ihn in diesen Minuten bewegten, zu schildern. Alles, was sein Gemüt bewegte, seinen Gedankengang bannte, konzentrierte sich in dem großen Etwas, das er im Augenblick noch nicht zu würdigen verstand, das ihm aber unklar, wie im Nebel, vorschwebte. Es war die drohende Faust der Zukunft, die in der Phantasie ihm riesengroß vor Augen stand: das instinktive Gefühl einer unabwendbaren, über Nacht hereinbrechenden Gefahr, das ihn an jenem Tage zum erstenmal überkommen war, als er von Urbans Plänen erfuhr. Und dieses Gewirr von Empfindungen betäubte ein tiefer Schmerz, hervorgerufen durch den einen fürchterlichen Gedanken, der alle anderen überwog: daß sein einziger Sohn eines Tages mit dem verhaßten Konkurrenten Hand in Hand gehen könnte, um seinen eigenen Vater vernichten zu helfen, womöglich gegen den eigenen Willen! Aber er nahm sich vor, ihn gleich am anderen Tage gründlich ins Gebet zu nehmen und ihn auf die unwürdigen Geschäftskniffe seines sauberen Herrn Chefs und zukünftigen Schwiegervaters aufmerksam zu machen.

Timpe bestellte sich einen Schnaps; das Zeug schmeckte ihm heute, er wußte nicht, aus welchem Grunde. Er wurde aufgelegter zum Reden und fühlte, daß ein solcher Trunk unter Umständen dazu angethan sei, neuen Mut zu machen und unangenehme Dinge weniger schwarz erscheinen zu lassen.

Die Unterhaltung am Tiſch wurde nun eine lärmende, die Handwerkerfrage kam in Fluß, und jeder bemühte ſich, ſie von ſeinem Standpunkte aus zu beurteilen, und glaubte, daß ſeine Meinung die allein richtige ſei. Herr Wipperlich ſchrie am lauteſten.

Die Handwerker trieben viel zu wenig Politik, meinte er ſehr beredt. Beſäßen ſie politiſche Kenntniſſe, ſo würden ſie ihre Schäden eher erkennen. Innungen, obligatoriſche Innungen, darin beſtände die einzige Rettung! „Einigkeit macht ſtark“, rief er laut und ſchlug mit der geballten Hand auf den Tiſch. „Man muß einen Wall bilden gegen die Schundkonkurrenz, nur ſolide Arbeit liefern und das Publikum wieder zu geſunden Anſchauungen erziehen.“

„Ja, das Publikum, das Publikum . . . Da hatte man den richtigen Eſel genannt, den man ſchlagen mußte, denn der Fabrikant war doch der eigentliche Sack.“

Das Publikum werde ſich niemals bekehren laſſen, fiel Antonius Deppler ein, denn es laufe immer dahin, wo es am billigſten kaufen könne.

„So meine ich auch“, ſagte Herr Brümmer, und alle ſchauten verwundert auf bei den erſten Worten des ſchweigſamen Mannes, als erwarteten ſie eine große Rede. Aber der Rentier ſenkte das Haupt wieder und hüllte es nach wie vor in große Tabakswolken. Zwiſchen Baldrun und Timpe ſaß Herr Storch, ein Tiſchlermeiſter, der mit ſeiner langen blonden Mähne eher einem Künſtler glich. Aber die erſten ſilbernen Fäden, die ſie durchzogen, zeugten von frühen Sorgen. Vor

fünf Jahren beſaß er ein eigenes Möbelgeſchäft; aber die Großinduſtrie hatte ihn zu Grunde gerichtet. Jetzt arbeitete er jahraus jahrein denſelben Artikel für Händler. An Sonnabenden war es ihm oft nicht möglich, den Lohn für die Geſellen zuſammenzubringen. Dann mußte er die Möbelſtücke um jeden Preis losſchlagen, wollte er nur bares Geld ſehen.

„Ich meine", begann er, „daß die Gewerbefreiheit an allem Schuld hat, denn ſie hat die freie Konkurrenz geſchaffen und ruiniert die kleinen Leute, die nicht das nötige Betriebskapital beſitzen, um günſtige Einkäufe zu machen und daher auch billiger zu produzieren."

Herr Brümmer ſchüttelte den Kopf. Da er ſorgenlos lebte, ſo konnte er dieſen ganzen Streit nicht begreifen. Außerdem ließ er ſich nicht gern in ſeiner Ruhe ſtören. Zum zweitenmal ergriff er das Wort. „Laſſen Sie doch alles gehen, wie es will. Wir werden die Welt nicht beſſern", ſagte er voller Überzeugung . . . Die Unterhaltung wurde nun immer erregter, die Anſichten unklarer und verwirrter. Jeder wollte allein ſprechen und ließ den anderen nicht ausreden.

„Nun Timpe, was ſagen Sie denn?" rief der Schornſteinfegermeiſter ihm zu. Der Drechsler hatte bisher kein Wort geſagt, ſondern ſtill vor ſich hingeblickt. Die wüſte Unterhaltung ſchien ihm zwecklos. Es waren die alten Redensarten, die er ſchon ſo oft an dieſem Tiſche vernommen hatte. Endlich erlaubte er ſich eine beſcheidene Meinung zu äußern:

„Die großen Fabriken sind der Ruin des Handwerks, nur sie ganz allein", begann er. „Es wird eines Tages keine Handwerker mehr geben, nur noch Arbeiter. Und das wird der Untergang des Staates und des gesunden Bürgertums sein. Wenn das Haus seine Hauptstütze verliert, bricht es in sich zusammen. In unserem Stande lernt heute niemand mehr etwas. Die Lehrlinge werden in den Fabriken nur zu Tagelöhnern herangebildet. Haben sie ausgelernt, sind sie eigentlich nur noch Arbeitsleute. Der eine fertigt jahraus jahrein diesen Teil an und der andere jenen, aber keiner hat eine Ahnung vom ganzen. Das ist gerade wie bei den Spezialärzten, die eine Krankheitserscheinung sehr genau studiert haben, ihr ganzes Leben lang ein und dasselbe Gebrechen kurieren, in anderen Fällen aber nicht vertrauenswürdig erscheinen . . . Und das wäre alles nicht so, wenn die Maschine nicht die Handarbeit überflüssig gemacht hätte. Wo früher hundert Hände notwendig waren zur Herstellung eines Gegenstandes, genügen heute zwei, die nur nötig haben, in mechanischer Weise das Material in die richtige Lage zu bringen, das andere thut das Räderwerk. In acht Tagen lernt heute einer das, wozu er in früheren Zeiten Jahre bedurfte. Aber was noch schlimmer ist: die Maschine schafft auf der einen Seite zehnfachen Reichtum und auf der anderen tausendfache Armut . . . Du mein Gott, wieviele habe ich so zu Grunde gehen sehen! Da drüben der Hüttig . . . der Ortmann um die Ecke . . . der Sippert jenseits der Spree — sie alle drei haben als

Leute mit grauen Haaren ihre Zuflucht zu der Fabrik nehmen müſſen. Und was wird aus ihren Kindern? Sie werden eines Tages dasſelbe, was ihre Väter heute ſind: Fabrikarbeiter, deren Nachkommen dasſelbe werden. So entſteht das ungeheure Heer der Proletarier, das die Welt überſchwemmt und nur zweierlei Dinge kennt: den Kampf ums Daſein und den Haß gegen die Reichen . . . Was ſoll daraus werden, wenn das ſo weiter geht? Daran denkt niemand!"

Der Wahrheit ſeiner Worte konnte ſich niemand entziehen. Seine Schilderung war nur zu ſehr aus dem Leben gegriffen.

Faſt jeder kannte mindeſtens einen, der vor ſeinen Augen von der Höhe des Wohlſtandes in die Tiefe des Elends gefallen war. Es entſtand eine längere Pauſe. Wipperlich belegte die Zuchthausarbeit und Abzahlungsgeſchäfte mit derben Bezeichnungen, der kleine Deppler ſagte mehrmals: „Schrecklich, ſchrecklich, aber nicht zu ändern", und der Schornſteinfegermeiſter äußerte ſeine Freude darüber, daß man Gott ſei Dank die Kehrbeſen noch nicht mit Dampfkraft in die Schlote ſenken könne. Herr Brümmer aber erhob ſich, denn ſeine Stunde hatte geſchlagen, und ſagte abermals: „Laſſen Sie die Dinge gehen, wie ſie wollen . . . Gute Nacht."

Es war ſpät geworden, als Timpe das Lokal verließ. Die meiſten Gäſte waren bereits vor ihm gegangen, nur Wipperlich und Baldrun ſtritten ſich noch um den Bart des Kaiſers von Rußland und über den „kranken Mann" fern in der Türkei, wobei der

eine dem anderen nach jeder Behauptung vollständige Unkenntnis vorwarf. Man wollte den Meister noch zurückhalten, er aber hatte Sehnsucht nach der frischen Luft, denn sein Kopf war ihm schwer geworden. Auf der Straße wehte ihm ein scharfer Wind entgegen, der den losen Schnee vom Trottoir fegte. Das that ihm wohl, wie seit langer Zeit nicht. Die Uhr der Andreaskirche schlug die Mitternachtsstunde, und als Timpe beim Dahinschreiten die einzelnen Schläge zählte, wunderte er sich, so lange ausgeblieben zu sein. Aber er wußte selbst nicht, wie das heute gekommen war. Den ganzen Abend über, während der lautesten Debatte, hatte er nur an seinen Sohn gedacht.

Und während er sich gesenkten Hauptes langsam seiner Wohnung näherte, die Hausmütze tief in die Stirn gedrückt, den Kragen des Alltagsrockes in die Höhe geschlagen, erwachte der verletzte Stolz des Vaters, der an ihm nagte und ihn innerlich tief empörte. Soviel er auch nach Entschuldigungsgründen suchte — er fand keinen für Franzens Verschweigen seiner Verlobung. Er sann hin und her, und worauf er zurückkam, war immer dasselbe: Franz wollte sich seinen Eltern nach und nach ganz entfremden, weil sie in die Kreise nicht hineinpaßten, denen er für die Zukunft angehören wollte. Er blieb ein paar Augenblicke stehen und schüttelte mit dem Kopf, als könnte er alles das nicht begreifen.

Einige Häuser weiter fand er die Kellerfenster noch erleuchtet. Die Außenthür war geöffnet, und als er hinunterspähte, erblickte er durch die Thüre Anton

Nölte, der an ſeinem Lötofen ſaß und emſig arbeitete. Das Feuer glühte und der Kolben wanderte fortwährend aus der Hand in die Kohlen. Der Klempner verfertigte ſeit Jahren Küchengerätſchaften, die äußerſt ſchlecht bezahlt wurden. Von früh bis ſpät hämmerte und lötete er, und die ganze Erholung, die er ſich geſtattete, war nach dem Abendbrot die Stunde bei Jamrath. Timpe ſtieg die Stufen hinab und öffnete die Thüre.

„So ſpät noch auf!“ ſagte er nach einem Gruße, trat ganz ein und reichte dem fleißigen Manne ſeine Schnupftabaksdoſe hin. Er habe Arbeit vor, die am nächſten Morgen abgeliefert werden müſſe, erwiderte Nölte. Das Magazin, für welches er arbeite, fackele nicht lange. Es kämen genug Leute, die ſich noch billiger anböten. Zum Unglück ſei ihm der Lehrling noch am Tage vorher ausgerückt. Zwei Jahre lang habe er ſich mit dem Bengel gequält, um ihm etwas beizubringen, und nun, da er von ihm zu profitieren hoffte, ginge die Range heidi, um ſich wahrſcheinlich in irgend einer Fabrik als Geſelle anzubieten. Das Maß dazu beſitze er allerdings.

„Das war einmal richtig geſprochen von Ihnen, Herr Timpe — ich meine da heute abend bei Jamrath,“ fuhr er fort; „ich könnte ein Liedchen von der Fabrikarbeit ſingen, aber ich wollte mich nicht gern in das Geſpräch miſchen. Wozu auch? Am Biertiſch iſt das weiter nichts als Dreſchen leeren Strohes, die Köpfe erhitzen ſich unnütz, und den einzigen Vorteil hat nur der Wirt ... Es wird für uns Handwerker

nicht anders werden auf Erden, als bis eine neue Sündflut kommt und die Fabriken und Schornſteine verſchlingt. Da wird der Wert der Menſchen, die übrigbleiben, ſich erſt beweiſen. Jeder wird zu zeigen haben, was er gelernt hat. Wir müſſen in den Urſtand zurücktreten, habe ich geſtern geleſen, und das wird wohl das beſte ſein. Haben die Menſchen, die vor tauſend Jahren ihren Acker bebauten und ſich die Dinge, die ſie brauchten, ſelbſt anfertigten, nicht viel glücklicher gelebt? O, Meiſter Timpe, ich habe viel geleſen — früher, als ich noch meinen Laden beſaß. Aber die Bücher ſind zum Teufel gegangen, fragen Sie nur meine Gläubiger . . ."

Kindergeſchrei ertönte aus einem Nebenraum. Nölte ſprang auf. „Einen Augenblick — der Junge hat die Flaſche verloren," ſagte er und verſchwand in der einzigen Wohnſtube, wo ſeine Frau mit ſechs Kindern ſchlief.

Als er wieder zurückgekehrt war, ging die Thür abermals auf. Es war Kruſemeyer, der ſeinen Kopf hereinſteckte. Er wollte ſich ein wenig erwärmen und dem Klempner einen Schluck anbieten.

„Nun, Herr Timpe," ſagte er nach der Begrüßung, „das nenne ich ſchnell ans Ziel gelangen. Ihr Sohn hat doch nicht zuviel geſagt, damals — ich meine in jener Radaunacht". Auch Meiſter Nölte kam auf die Verlobung zu ſprechen, und Timpe geriet nun zum zweitenmal in Verlegenheit. Wie es ſchien, wußte die ganze Nachbarſchaft bereits davon, nur er

allein hatte es in letzter Stunde erfahren. Er kam ſich wie ein großer Narr vor.

„Ja, ja — Sie ſind zu beneiden. Wer ſolch' eine Ausſicht für die Zukunft hat, der kann ſich ſchon getroſt ohne Sorgen des Abends niederlegen," ſagte Nölte. Kruſemeyer erwähnte bei dieſer Gelegenheit, daß die Nachfeier drüben in der Raupachſtraße vor ſich gehe. Da ſpendiere Herr Franz inmitten ſeiner Freunde ganz gehörig. Er habe ihn vor ungefähr zwei Stunden hineingehen ſehen. Das Lärmen und Singen ſchalle durch die ganze Straße, und die Kneiperei werde wohl bis zum frühen Morgen dauern.

Timpe horchte auf. Als er mit dem Wächter auf der Straße war, ließ er ſich das Reſtaurant näher beſchreiben und bat den würdigen Beamten um weitere Aufſchlüſſe. Nach der Trennung ſchritt er unbewußt, halb wie im Traume, der Raupachſtraße zu. Er hatte plötzlich den Entſchluß gefaßt, in dem Stammlokale ſeines Sohnes noch ein Glas Bier zu trinken. Bei dieſer Gelegenheit würde er ihn gewiß ſehen und ſprechen können. Irgend eine Aufklärung mußte er haben. Was ſollte auch ſeine Frau dazu ſagen, wenn er ihr die Neuigkeit mitteilte, ohne etwas anderes hinzufügen zu können?

Das betreffende Reſtaurant gehörte einer behäbigen Witwe und war der Sammelplatz von jungen Leuten, größtenteils Studenten. Es gab hier einen guten Trank, die bedienenden Mädchen zeichneten ſich durch Schönheit und Liebenswürdigkeit aus, und die Speiſen ſtanden in einem vortrefflichen Rufe. Als Timpe den

ersten großen Raum betreten hatte, öffnete sich gerade die Thür eines kleinen Zimmers, aus dem lautes Stimmengewirr und fröhliches Lachen hereinschallte. Sein Blick fiel auf seinen Sohn, der inmitten der langen Tafel saß und lebhaft mit der Schenkmamsell sprach, um deren Taille er den Arm gelegt hatte.

Der Meister setzte sich. Rechts und links von ihm saßen sehr vergnügt dreinschauende junge Männer, die ihn gleich bei seinem Hereintreten mit einem Blick von oben nach unten gemustert hatten, als wollten sie fragen: Wie kommst du denn hierher, Alter? Und Timpe, der einen dieser Blicke aufgefangen und seine Bedeutung wohl verstanden hatte, mußte sich sagen, daß es seinen grauen Haaren schlecht stehe, zu so später Stunde an diesem Ort zu sitzen. Endlich fragte er das ihn bedienende Mädchen, ob man hier den jungen Herrn Timpe kenne?

„Den schönen Franz? — Ei versteht sich! Alle Welt kennt ihn ja!“ erwiderte sie lächelnd und zeigte ihre weißen Zähne.

Ob sie wohl die Freundlichkeit haben wolle, den jungen Mann auf wenige Augenblicke herauszurufen? Er habe ihn sehr dringend zu sprechen. Das Mädchen blickte den Alten verwundert an. Gewiß war das jemand aus Urbans Fabrik, der eine Bestellung auszurichten hatte. Er möchte nur dann hineingehen, sagte sie dann. Der Meister aber bestand auf seinem Wunsch. Nach einigen Minuten öffnete sich die Thür wieder, und Franz trat herein, gefolgt von zweien seiner Freunde, die ihre Neugierde befriedigen wollten.

Beim Anblick der prächtigen Erſcheinung ſeines Sohnes, die noch gehoben wurde durch eine leichte Röte des Geſichts und durch den Ausdruck des Frohſinns, hatte er im Augenblick nur noch Verzeihung für ihn. Er erhob ſich und trat ihm mit ausgeſtreckter Hand entgegen.

„Mein Junge —"

Franz war betroffen. Sein Vater hier und im Werkeltagsanzug? Das hatte er nicht erwartet. Im Augenblick erfaßte er die Situation: die aufmerkſamen Blicke der Gäſte ringsherum, ſeiner Freunde, namentlich der Mädchen, die ihn immer für einen Sohn aus beſtem Hauſe gehalten hatten. Nur eine Minute lang kämpfte er mit einer ſtummen Verlegenheit, dann richtete er ſehr gleichgültig an ſeine Freunde die Bitte, ihn einige Augenblicke zu entſchuldigen und ergriff die Hand ſeines Vaters, wie man ungefähr die eines Menſchen ergreift, dem man gezwungener Weiſe Freundſchaft entgegen bringen muß. „Vater", ſagte er leiſe, „komm' hinaus, dort ſind wir ungeſtört." Als der Alte die Mütze ergriffen hatte und ihm gefolgt war, atmete er auf und fragte, ob zu Hauſe etwas Unangenehmes paſſiert wäre? Und als Timpe ihn beruhigt hatte und nun erklärte, weswegen er eigentlich hierher gekommen ſei, überſchüttete ihn Franz mit einem Wortſchwall, aus dem nur zu deutlich das Beſtreben hervorging, ſeinen Vater ſo bald als möglich von hier fortzubringen.

„Morgen, morgen, Vater, ſollſt du alles erfahren. Ihr werdet zufrieden ſein . . . Geh' nur jetzt, ich

bitte dich! Was ſoll die Mutter denken, wenn du ſo ſpät nach Hauſe kommſt!"

„Aber mein Bier iſt noch nicht bezahlt —"

„Das werde ich beſorgen."

„Aber deine Freunde — willſt du mich nicht mit ihnen bekannt machen?"

„Ein anderes Mal, du ſollſt ſie alle kennen lernen, verlaß dich darauf . . . Sie ſind heute zu bekneipt . . . Geh' nur jetzt . . . Es iſt zu ſpät . . ."

Und Meiſter Timpe ſah das ein und ging. Wie ſonderbar das Benehmen ſeines Sohnes war, wie unmutig er über die Störung erſchien, wie er ſich umblickte, als wünſchte er nicht belauſcht zu werden! Plötzlich blieb der Alte ſtehen und ſtarrte vor ſich hin. Ein entſetzlicher Gedanke durchzuckte ihn. Es war nicht anders zu deuten. Franz ſchämte ſich ſeiner. Er war ihm nicht fein genug gekleidet, zu gering für ſeine Freunde. Und je weiter er ſchritt, je fürchterlicher dämmerte ihm die Wahrheit, je mehr nahm der Gedanke Form und Geſtalt an. Immer nebelhafter wurde das Idealbild Franzens, immer greifbarer das Zerrbild einer fremden Kreatur. Timpe ſeufzte laut auf. Er ſpürte die Kälte nicht, die Schneeflocken nicht, die der Wind ihm ins Geſicht trieb, ſondern nur das Feuer, das in ſeinem Gehirn loderte und unzähligen Funken gleich Gedanken auf Gedanken entfachte. Und es war immer derſelbe, aber phantaſtiſcher und wilder: Ein Sohn ſchämt ſich ſeines Vaters!

Als er nach Hauſe kam, ſchlief Frau Karoline bereits feſt. Er wollte ſie wecken, ihr alle ſeine

Empfindungen über den Einzigen mitteilen, als er aber auf ihr mildes Antlitz blickte, kam er davon ab. Weshalb ihren Frieden ſtören? Vielleicht träumte ſie gerade von dem, der ihm heute ſo großes Weh bereitet hatte! Leiſe legte er ſich nieder, aber es dauerte lange, lange, ehe der Schlaf ihn umfing, der ihm heute wohler that als je.

X.

Im Kampfe des Jahrhunderts.

Die Fabrikationsweise Urbans begann auf die Dauer große Triumphe zu feiern. Er ging darauf aus, die kleinen Konkurrenten durch alle nur erlaubten Mittel tot zu machen. Mit dem weiten Blick des ausgezeichneten Geschäftsmannes erkannte er sofort die Ausbeutung irgend eines Artikels, dessen Verbreitung bisher noch nicht genügend gewürdigt worden war. Er stellte seinen Abnehmern die möglichst besten Bedingungen, und selbst solche Arbeiten, deren Herstellung ihm ebenso teuer kam, wie den kleinen Fabrikanten, lieferte er den Kunden billiger als diese, wenn auch der Profit ein ganz geringer war. Er ging dabei von dem Grundsatz aus, daß der Verlust an dem einen Fabrikat durch den dreifachen Gewinn am anderen gedeckt werden müsse. Es lag ihm hauptsächlich daran,

die Abnehmer an ſich zu feſſeln, ſeine Fabrik zum Monopol für den ganzen Bedarf zu machen. Er beſaß genügende Mittel, das Rohmaterial im großen und zu den mäßigſten Preiſen einzukaufen, den ihm als ſicher bekannten Kunden einen größeren und längeren Kredit zu gewähren, als die kleineren Konkurrenten. „Die Maſſe muß es bringen“, ſagte er ſich. Das Geheimnis ſeiner billigen Produktion lag in der ſchnellen Ausführung ſeiner Entſchlüſſe: der Idee folgte ſofort die That. Er wußte, daß das Publikum ſtets das Neue liebte. So war er denn raſtlos in dem Beſtreben, ſeine Kunden von Zeit zu Zeit mit irgend einer „Nouveauté“ zu überraſchen, die er entweder nach ausländiſchem Muſter hergeſtellt oder ſelbſt verfertigt hatte. Geſchickte Zeichner und Techniker ſtanden ihm dabei zur Seite. Und die Reiſen, die er nach Paris, Brüſſel und London machte, thaten das übrige, um ihn nie dem Verlangen ſeiner Kunden gegenüber in Verlegenheit zu bringen.

Nach einem halben Jahre bereits genoß ſeine Fabrik in der ihm naheſtehenden Geſchäftswelt eines bedeutenden Rufes. Nannte man die Firma Ferdinand Friedrich Urban, ſo verband ſich damit bei den Galanteriewarenhändlern, Stock- und Schirmfabrikanten und all den Kaufleuten, welche mit der Elfenbein- und feineren Holzbranche zu thun hatten, der Gedanke an einen Großinduſtriellen, dem man bedeutende Vorteile zu verdanken habe. Selbſt die ihm ebenbürtigen Konkurrenten lernten ihn fürchten, denn ſie ſahen ſich ſchließlich aus Exiſtenzrückſichten gezwungen,

ebenſo billig zu produzieren wie er. Ein allgemeiner Druck auf die Engrospreiſe ging von ihm aus, denn ein großes Betriebskapital, das noch durch das Vermögen ſeiner Frau vermehrt worden war, ſtand ihm zur Verfügung.

Mit der Zeit verſpürte dieſe gewaltige Konkurrenz niemand härter als die kleinen Fabrikanten; in erſter Linie die Meiſter, die mit wenigen Geſellen direkt für die Händler arbeiteten. Johannes Timpe gehörte zu ihnen. Im Frühjahr desſelben Jahres bereits mußte er zwei Geſellen entlaſſen; und vor Weihnachten, zu einer Zeit, wo er ſonſt außerordentlich viel zu thun hatte, mußte der dritte folgen. Die Beſtellungen vieler Kunden waren ausgeblieben. Traf er einen von ihnen zufälligerweiſe und forſchte nach der Urſache der geſchäftlichen Zurückhaltung, ſo kam nach vielem Drehen und Wenden endlich die Antwort: und ſie war immer dieſelbe: Urban liefere billiger, das Hemde liege einem näher als der Rock.

Selbſt das Preisherabſetzen half nichts. Der Meiſter mochte kalkulieren wie er wollte: es war unmöglich mit dem Fabrikbeſitzer zu konkurrieren; oder aber er mußte das Material ſtehlen und den Gehilfen einen Hungerlohn oder einen ſchmählichen Accordpreis bezahlen. Aber auch das blieb nicht aus. Eines Tages ſah er ſich gezwungen, die Geſellen auf ſeine üble Lage aufmerkſam zu machen. Als ehrlicher Mann rechnete er ihnen vor, wie gering ſein Verdienſt ſei, daß er nicht länger beſtehen könne, wenn er die Accordpreiſe nicht herabſetzte. Ein Gehilfe blieb nach dieſer

Auseinanderſetzung gleich fort, während die anderen ſich dadurch zu entſchädigen ſuchten, indem ſie ihre Arbeit nicht mehr ſo ſolide ausführten, wie früher. Der Meiſter drückte ein Auge zu, wenn die Sachen nur nicht zu leichtſinnig ausgeführt wurden. Er tröſtete ſich damit, daß es bei Urban nicht beſſer gemacht werde. Einmal gerieten ihm verſchiedene von dem großen Konkurrenten fabrizierte Artikel in die Hände. Er reichte ſie in der Werkſtatt umher und ließ ſie von jedem prüfen. Man erſtaunte über die leichte Arbeit. Es ſah alles ſehr elegant und einnehmend aus, aber von Solidität war keine Spur vorhanden.

„Schlecht und billig, — ſo wird's gemacht," ſagte Thomas Beyer und warf den Kram gleichgültig in die Ecke.

Timpe mußte ſich ſagen, daß der Altgeſelle mit ſeinen Worten den Nagel auf den Kopf getroffen habe. Darin beſtand eben der große Erfolg Urbans: das Publikum ließ ſich durch den äußeren Schein blenden und täuſchen. Es fragte nicht mehr nach guter Arbeit, die Billigkeit gab den Ausſchlag. Das war das betrübendſte Zeichen der Zeit: Menſchen und Waren ſanken im Werte. Der redlichſte Arbeiter wurde durch die Sorge ums Daſein gezwungen, zum Betrüger am Publikum und ſeinem Nächſten zu werden. Es war der große ſoziale Kampf des Jahrhunderts, in dem immer daſſelbe Feldgeſchrei ertönte: „Stirb Du, damit ich lebe!" Und die beiden Rieſenarmeen, die ſich Tag für Tag ſchlagfertig gegenüberſtanden, auf ein-

ander losstürmten und die Schlacht der Verzweiflung schlugen, nannten sich Ausbeuter und Ausgebeutete. Das Kapital war das Pulver, und wer es am meisten besaß, der trug den Sieg davon. Die Heerführer dieser Armeen aber hießen Hand und Maschine. Die Kraft des Dampfes führte den Vernichtungskampf gegen die Kraft des Menschen. Und in diesen fürchterlichen Strudel, der rücksichtslos gegen die Gesetze der Weltmoral sein Zerstörungswerk an den Stützen der Gesellschaft beging, wurde auch Meister Timpe immer mehr und mehr hineingezogen.

Wenn er jetzt den Blick durch das Fenster nach der Fabrik hinüberrichtete, so that er es mit geballter Faust und dem Ausdrucke des Hasses. Das Getöse der Dampfmaschine kam ihm dann wie das dumpfe Ächzen hundert zu Tode getroffener Männer vor; und das leise Zittern des Erdbodens wie das Nahen einer verderbenbringenden Gewalt, die dereinst das ganze Haus verschlingen würde. Die Fabrikpfeife, deren langgedehnter Ton gellend zu ihm herüberklang, machte ihn zusammenschrecken. Und wenn der Wind den heißen Dampf in den Garten schlug, so konnte er sich nicht enthalten, eine laute Verwünschung auszustoßen.

Was Johannes am meisten schmerzte, war, daß sein Vater noch diesen geschäftlichen Niedergang erleben mußte, und er versuchte alles aufzubieten, dem Greise den wirklichen Zustand der Dinge zu verschweigen, um jegliche Aufregung von ihm fernzuhalten. „Es könnte sein Tod sein," sagte er zu seiner Frau.

Mit Gottfried Timpe stand es sehr schlimm. Das

Leben ſchien ihm nur noch eine Laſt. Du lieber Himmel, was konnte man auch von einem Greis, der ſeinem ſiebenundachtzigſten Geburtstage entgegenging, noch anderes verlangen, als das Abbild eines leibhaftigen Todeskandidaten. Die Beine waren bereits ſo ſchwach geworden, daß er ſich ohne die kräftige Hilfe ſeines Sohnes oder Karolinens nicht fortzubewegen vermochte. So kam es denn, daß er den ganzen Tag über den Lehnſtuhl am Fenſter drückte und förmlich ins Bett hineingetragen werden mußte. Jeden Morgen befürchtete man, er könnte während der Nacht ohne Schmerzen, friedlich und ſtill, wie es ſein Wunſch war, zu einem beſſeren Daſein entſchlummert ſein. Das war jedenfalls der ſanfteſte Tod, ſo an Altersſchwäche aus dem Leben zu ſcheiden — wie eine Uhr, die langſam ſtehen bleibt, wenn das Räderwerk ſeine Dienſte verſagt. Aber gerade der Gedanke, das dies einmal ohne Beiſein eines Zweiten geſchehen könne, war für Johannes ein fürchterlicher. Man hatte das Nachtlager des Alten bereits ſeit längerer Zeit unten in der guten Stube aufgeſchlagen, und jedesmal, bevor der Meiſter ſich zur Ruhe legte, ſtattete er mit leiſem Tritte dem Vater einen Beſuch ab, um ſich von ſeinem Wohlſein zu überzeugen.

So gebrechlich aber auch der Körper Gottfried Timpes war, ſein Geiſt blieb alledem friſch, ſein Gehör war noch immer dasſelbe feine wie früher, und ſein Gedächtnis dasſelbe ſtarke. Die Folge davon war, daß er die Stunden damit ausfüllte, ſich Erinnerungen an vergangene Zeiten hinzugeben. Sein geiſtiger Blick

war immer nur nach rückwärts gerichtet. Und so glich er schließlich einem verlorenen Weltkörper, der abseits von der großen Heerstraße seine eigenen Kreise zieht und das Leben aus sich heraus gestaltet. Das Merkwürdigste war, daß, seitdem er nicht mehr im Hause herumgehen konnte, die Lust zur Unterhaltung bei ihm gestiegen war. Er wollte von allem unterrichtet sein, was um ihn her vorging, und Frau Karoline mußte stundenlang bei ihm sitzen, um seine Fragen so lange über sich ergehen zu lassen, bis ihm der Atem ausging. Es bedurfte nur der leisesten Andeutung, irgend eines Hinweises auf eine neue Straße, eine neue Brücke u. s. w., um ihn vom Berlin der alten Tage sprechen zu hören. Dann feierte sein Gedächtnis Triumphe. Er erinnerte sich irgend eines alten Hauses, eines Platzes, origineller Menschen, mit denen er zu thun gehabt hatte, und die nun nicht mehr zu finden waren. Auch der Humor kam zum Vorschein, wenn er von seinen Knabenjahren sprach und die Gewohnheiten von Nachbar Hinz und Kunz beschrieb. Dann sagte er ungefähr folgendes: „. . . Der trug die Nase auch 'mal bis zum Himmel und wußte nicht warum . . . Na, die Krauses, wenn ich noch daran denke! Das Paar war lustig anzusehen. Die Frau war drei Köpfe größer als der Mann, und er trug immer die größte Angströhre, die nur aufzutreiben war, um zu beweisen, daß er der Herr sei. Aber da hatte sich was! Die Frau kommandierte: nach dem Markt gehen und einkaufen, und er wurde von ihr wieder retour geschickt, wenn er nicht das Richtige gebracht hatte. Die Jungens

liefen hinter ihm her und nannten ihn immer ‚Muttern's Schlafmütze' . . . Da war auch noch der alte Kantor Riez, Gott laff' ihn selig ruhen! Er war so vergeßlich, daß er einmal sein eigenes Haus nicht finden konnte und mich auf der Straße fragte, ob ich nicht wisse, wo der Kantor Riez wohne. Na, ich habe lachen müssen!"

Und das Endwort dieser Erinnerungen Gottfried Timpes war immer das alte: „Ja damals — das waren noch andere Zeiten!"

Viel Sorge hatte es dem Ehepaare gemacht, dem Alten gegenüber einen Grund für die gänzliche Abwesenheit Franzens zu finden. Seit jenem Abend nämlich, an dem des Meisters Mißtrauen gegen seinen Sohn so plötzlich erwacht und bestätigt worden war, hatte er diesen nicht mehr zu Gesicht bekommen. Am anderen Tage war, wie es schien, nachträglich, eine gedruckte Verlobungsanzeige eingetroffen und einige Zeilen Franzens, worin er anzeigte, daß er zum Mittagsessen nicht erscheinen könne, und die Eltern bat, das anfängliche Verschweigen seiner Verlobung nicht übelzudeuten. Da sein Vater auf Urban nicht gut zu sprechen sei, so habe er geglaubt, man würde sein Glück nicht so auffassen, wie er es wünschte. Er werde seinen Eltern immer in Liebe zugethan sein, man solle es aber entschuldigen, wenn er von jetzt ab seinen eigenen Weg ginge und sich selten mache. Er habe jetzt eben große Verpflichtungen gegen die Familie Urban, werde auch geschäftlich sehr in Anspruch genommen.

Frau Karoline nahm nach diesen Zeilen den

„guten Jungen“ in Schutz. Der Meister aber sah tiefer, denn er war plötzlich sehend geworden. So groß die Zärtlichkeit war, die er seinem Sohne stets entgegengebracht hatte, so unauslöschlich war jetzt der Groll gegen ihn in seiner Brust. Der Einzige war aus seinem Herzen gerissen; und wenn die Wunde auch niemals zuheilen würde — es sollte so bleiben! So sehr liebte Johannes seinen Vater, daß er sich schämte, ihm Mitteilung von dem Zerwürfnis zu machen. Man erfand denn für den Greis und die Gesellen die Mär, daß Franz für seinen Chef Reisen machen müsse und infolgedessen sich selten sehen lassen könne. Nur Thomas Beyer ließ sich nicht täuschen. Er ahnte den ganzen Zusammenhang, wollte aber Timpe nicht wehe thun und enthielt sich daher jeglicher Bemerkung darüber.

War Gottfried Timpe auch über diesen Punkt beruhigt, so konnte man es doch nicht verhindern, daß er nach und nach etwas von der geschäftlichen Misere erfuhr, wenn auch nicht in ihrem ganzen Umfange. Nun wollte er alles vorher geweissagt haben und kam daher jeden Tag mit einem Dutzend Ratschlägen zum Vorschein, die Johannes befolgen sollte. Der Meister half sich auch hier mit allerlei Notlügen aus und belog sich selbst, indem er eines Tages dem Vater die Mitteilung machte, daß die Bestellungen sich wieder mehrten, trotzdem das gerade Gegenteil der Fall war. Gottfried Timpe aber hatte auf Wochen hinaus neue Anregungen in seinen Unterhaltungen mit Frau Karoline gefunden und sprach nun nur noch von den goldenen Tagen des Handwerks.

Eines Abends ſuchte Timpe Jamrath wieder auf. Der Stammtiſch war bereits beſetzt und die Wogen der Debatte gingen hoch. Das Geſpräch drehte ſich um die Stadtbahn, deren Bau vom Staate wieder aufgenommen worden war. Seit Wochen behandelte man Abend für Abend dieſes Thema. Einige Hausbeſitzer, welche die Runde zierten, waren beſonders dabei intereſſiert, vor allem der lange Brümmer, deſſen windſchiefes Haus direkt von der Linie berührt wurde, und der ſeit dem Tage, an dem er das erfahren hatte, ſo geſprächig geworden war, daß der Schornſteinfegermeiſter aller Welt erzählte, die Schweigſamkeit des Rentiers wäre bis dato nur Verſtellung geweſen. Kam die Rede auf die Stadtbahn, ſo hüpfte er förmlich auf ſeinem Stuhl, und war, wenn er das Lokal betrat, noch niemand von den bekannten Gäſten anweſend, und ſelbſt Vater Jamrath für ihn unſichtbar, ſo unterhielt er ſich mit dem Kellner über das neueſte Wunder Berlins und ſuchte dieſem ſehr eindringlich zu beweiſen, was für einen Vorteil der Staat durch den Ankauf ſeines Grundſtücks haben würde. Fritz, der nie trauriger ausſah, als wenn er ein freundliches Geſicht machen wollte, ſagte zu allem „ja“ und bekam ſeit dieſer Zeit ein ganzes Nickelſtück als Trinkgeld.

Seit Monaten bereits waren die Strecken, welche die Schienen zu nehmen hatten, öffentlich ausgelegt geweſen, und das Verwaltungsgericht zu Potsdam als oberſte Entſcheidungsbehörde in dieſer Angelegenheit hatte ſeine liebe Not, um allen einlaufenden Proteſten gerecht zu werden. Hinterhäuſer mußten herunter-

geriſſen, Vorderhäuſer durchſchnitten, ganze Grundſtücke durchtrennt werden, um dem Dampfroß einen Weg durch das Steinmeer zu bahnen. Das erforderte Unſummen an Abſtands- und Entſchädigungsgeldern, denn jeder Grundbeſitzer wollte die Gelegenheit wahrnehmen, ſoviel als möglich bei dem Verkauf zu gewinnen. Und weſſen Forderung zu hoch war, und wer ſich dem Gemeinſinn nicht fügen wollte, gegen den mußte das Enteignungsverfahren eingeleitet werden. Unangenehme Prozeſſe entſtanden dadurch; Fiskus und Bürgertum führten einen harten Kampf.

„Wiſſen Sie ſchon, Herr Timpe," rief Deppler dem Meiſter zu, „es ſteht feſt, daß Ihr Haus oder wenigſtens der Giebel desſelben eines Tages fallen muß. Die Stadtbahn geht quer über die Holzmarktſtraße und ſchneidet Ihren Vorgarten weg . . . Urban iſt wie immer auch diesmal der Schlaue geweſen; er hat ſämtliche alte Baracken hinter Ihrem Grundſtück bereits vor Jahren angekauft und ſchlägt nun einen vierfachen Wert heraus. Das nenne ich Spekulation! . . . Er hat einen Prophetenblick, das muß man ſagen. Übrigens iſt er auf Sie noch ſchlechter zu ſprechen als ſonſt. Sie würden es eines Tages bitter bereuen, ſein Kaufgebot nicht angenommen zu haben, meinte er neulich zu mir . . . Aufrichtig geſtanden: ich begreife ſeine Feindſchaft gegen Sie nicht, wo Ihr Sohn ihm ſo nahe ſteht."

Sein Sohn! Oh, wenn man gewußt hätte, was er von ihm zu erwarten haben werde! Der Meiſter

ſchwieg ſich wie gewöhnlich darüber gründlich aus und kam auf andere Dinge zu ſprechen.

Im Frühjahr des folgenden Jahres wurde mit dem Abbruch der alten Häuſer hinter Timpes Grundſtück begonnen; und wenn der Meiſter jetzt die „Warte“ beſtieg und ſeinen Blick nach rückwärts ſandte, ſah er vor ſich weiter nichts als halbabgetragene Mauern, herabhängende Tapetenfetzen, große Haufen Steine und halbmorſche Balken, die nur noch als Brennholz dienen konnten. Die ganze Straßenecke mußte fallen. Von früh bis ſpät hörte man das Hämmern der Spitzhacken, Abbröckeln und Raſſeln der Steine, wenn ſie ihren Weg durch die Holzbahn vom Dache her bergab nahmen. Hin und wieder ſtürzte eine halbe Mauer ein und der Staub, der den ganzen Tag über in der Luft lag, wurde durch eine ungeheure Wolke vermehrt, welche die Arbeiter und Mauerreſte wie in Pulverdampf einhüllte. Das hörte ſich dann im Innern des Häuschens an, als wäre für die Bewohner das letzte Stündlein gekommen. Der Großvater hatte ſeinen ganzen Humor verloren und erfand fortwährend neue Bezeichnungen für den „Skandal“ da draußen. Es ſcheine, als wenn man halb Berlin abriſſe. Die Menſchen würden immer unverſchämter und reſpektierten den Frieden des lieben Nächſten nicht mehr, meinte er voller Ingrimm. Nächſtens würden ſie noch ihren Beſuch durch den Schornſtein machen, nur um die Ruhe zu ſtören.

Die größte Aufregung kam jedoch, als es an den Abbruch des Gebäudes ging, das die hintere Giebelſeite von Timpes Haus begrenzte. Während dieſer

Arbeit saß der Meister stundenlang auf seinem Auslug, um rechtzeitig für das Anbringen von Stützen zu sorgen. Aber auch das ging ohne Unglück ab. Nach einem Monat lag die Ecke frei und die Ausschachtung des Erdbodens begann. Timpes Haus nahm sich nun wie ein störender Punkt in der Umgebung aus, wie ein alter Sonderling, der der Neuerung trotzt; vorn der freie Platz, begrenzt von den Neubauten der Holzmarktstraße, und hinten die roten Backsteingebäude der Fabrik, überragt von dem Schornstein, der Siegessäule der modernen Industrie.

Als Timpe eines Abends wieder auf den Baum gestiegen war, der die ersten Blüten zeigte, erblickte er auf der neugeschaffenen Baustelle Urban, der mit einem fremden Herrn, anscheinend einem Bauführer, hinter dem Bretterzaun auftauchte. Der große Konkurrent zeigte auf das Haus des Drechslers mit einer Gebärde, als machte er sich über die Ruine lustig. Der andere Herr lachte dazu, und Johannes hörte deutlich, wie der Fabrikbesitzer mit seiner piependen Stimme sagte: „Wie der Kasten da jetzt aussieht! Gerade wie eine Wanze auf einer hellen Tapete. Aber ich werde diese Wanze schon eines Tages wegbringen, verlassen Sie sich darauf! Die Geschichte macht sich . . . Sind das verrückte Menschen, diese Timpes! — bis auf den Jüngsten natürlich, aber den kann man gar nicht mehr zu ihnen rechnen. Er sieht das auch ein . . . Mir den Weg auf dieser Seite hier zu versperren, trotzdem ich zehnmal so viel geboten habe, als die Jammersteine wert sind!

„Und doch freue ich mich jetzt, daß mir Widerſtand entgegengeſetzt wurde, denn ich hätte mich ſchön geärgert, da es der Stadtbahn wegen nicht zu fallen braucht. Ich bekomme es noch billiger, viel billiger, unter dem Koſtenpreiſe; verlaſſen Sie ſich darauf. Wie ſchön kann ich da nicht die Viadukte benutzen, die hier entſtehen werden! Wer dem Geiſte der Zeit ſich widerſetzt, der muß beſtraft werden. Unſer Jahrhundert verlangt Neuerungen, nur Neuerungen. Der Alte ſtürzt und neues Leben blüht aus den Ruinen! Wie meinen Sie? Das Alte heißt es? Meinetwegen! Ich meine aber den Alten da drüben, und da habe ich wieder einmal recht. Wer kann überhaupt die Dichter alle kennen! Die richten nur Unheil an in der Welt. Sprechen von Freiheit und Menſchenwürde und hetzen die Arbeiter auf! Mir ſoll einer kommen! Ich kann auch ohne ſie leben."

Während er dieſen Erguß zum beſten gab, ohne irgend welche Oppoſition zu vernehmen, war er unwillkürlich dem Hauſe ſeines Feindes näher gekommen, ſo daß die letzten Worte immer deutlicher Timpes Ohr berührten. Plötzlich erblickte er den Drechsler und machte erſchreckt kehrt. Der Meiſter hatte ſchon längſt von Wut übermannt die Hand geballt. Plötzlich rief er laut hinunter: „Trotz alledem bleiben Sie doch ein kleiner Mann mit einem großen Mund! Sie — mein Haus bekommen?! Sie komiſcher Knirps! Da müſſen Sie früher aufſtehn!"

Urbans Begleiter drehte ſich überraſcht um. Der Fabrikbeſitzer aber zog ihn mit ſich fort und ſagte: „Laſſen Sie ihn nur reden! Er ärgert ſich doch!"

Seit dieſem Abend war der Haß des Meiſters gegen den Nachbar zum vollen Ausbruch gekommen. Schon die Nennung des Namens Urban genügte, um ihn herbe Worte ſprechen zu laſſen. Frau Karoline ſtellte im geheimen ihre Betrachtungen darüber an und ſchreckte zuſammen, wenn Johannes mit zuſammengezogenen Augenbrauen in die Stube trat. Das war das Zeichen, daß wieder etwas Ärgerliches paſſiert war. Gewöhnlich hatte Timpe dann in Erfahrung gebracht, daß ein Kunde ihm abgeſprungen ſei, weil Urban ihm billiger liefere. Der Meiſter kam dann aus einer Stimmung in die andere. Er drohte mit der Fauſt nach der Fabrik hinüber und wurde dann wieder ſanft wie in früheren Zeiten, ſetzte ſich zu dem Vater ans Fenſter, plauderte mit ihm und erzählte luſtige Schnurren, um ſeine üble Laune vergeſſen zu machen; oder er ging zu ſeinem Weibe nach der Küche hinaus und ſcherzte mit ihr wie in jungen Jahren. Er wollte ſich dadurch Mut machen. Und wenn Frau Karoline ſeine Hände ergriff und herzlich ſagte: „Vater, es wird ſchon wieder beſſer werden, nur den Glauben an Gott nicht verlieren“, — dann erwiderte er vergnügt: „Mutter, du haſt recht“, und verließ ſie mit geſtärktem Vertrauen, um aufs neue an ſeine Arbeit zu gehen.

Am Anfange des Sommers ſtanden bereits vier Drehbänke ſtill. Das brachte Timpe faſt in Verzweiflung, denn wenn das ſo weiter ging, hatte er in unabſehbarer Zeit auch für die anderen Geſellen keine Beſchäftigung mehr und konnte gleich dem langen Herrn Brümmer mit der Pfeife im Munde den ganzen

Tag zum Fenſter hinausſehen. Wollte er dieſer ſchlimmſten Gefahr aus dem Wege gehen, ſo mußte er den letzten Verſuch machen, den Kampf mit Urban aufzunehmen. Er begann alſo von neuem zu rechnen und ſtellte den Kunden, die ihm noch übriggeblieben waren, denſelben Preis wie der große Konkurrent. Sein ganzer Verdienſt wurde dadurch eingebüßt, ſo daß eigentlich die Arbeit nur noch ins Haus kam, um die Geſellen zu beſchäftigen; aber Timpe blieb zähe. Es handelte ſich um ein Prinzip, das einmal durchgefochten werden mußte. Dazu geſellte ſich der Haß des Feindes, der ſich lieber ſelber wehe thut, ehe er dem Gegner einen Triumph gönnt. Der Meiſter mußte ſchließlich das kleine Kapital angreifen, das er ſich während vieler Jahre ſauer erworben hatte, und das dereinſt für ſeinen Sohn beſtimmt war; aber an dieſen dachte er nicht mehr, war Franz doch gut aufgehoben und bekümmerte ſich nicht um das Schickſal ſeiner Angehörigen.

Aus dieſem Konkurrenzkampf mit ungleichen Mitteln erwuchſen ihm nach und nach Unannehmlichkeiten, deren Folgen er allein zu tragen hatte. Mehrmals kam partienweiſe die Arbeit zurück. Die Kunden beklagten ſich, daß ſie nicht mehr ſo ſolide wie früher ausgeführt ſei; ſie beſtanden auf Erſatz. Das war der ſchwerſte Schlag, der den Meiſter treffen konnte: daß er auf dem beſten Wege war, ſein während eines Viertel-jahrhunderts erprobtes Renommee zu verlieren. Und doch mußte er ſich ſagen, daß ihn am wenigſten die Schuld treffe, daß nur allein die Konkurrenz ihn zwinge, zu denſelben Mitteln zu greifen wie ſein Gegner.

Er verglich die Arbeit mit der aus Urbans Fabrik und fand nicht den geringſten Unterſchied. Es war nur zu ſehr erſichtlich: man glaubte, ſich ihm gegenüber das erlauben zu dürfen, was man gegen den großen Fabrikanten, der einen längeren Kredit gewährte, nicht wagte. Aber auch das ertrug er mit Stillſchweigen. Er ſelbſt arbeitete bis in die Nacht hinein, um den Schaden wieder gut zu machen und die Gehilfen nicht leiden zu laſſen, die er ſelbſt zur leichteren Arbeit ermuntert hatte.

Zwei Monate lang befriedigte Timpe ſeine Kunden auf dieſe Art; dann erfuhr Urban davon und ſetzte den Preis für die Artikel, welche Timpe lieferte, noch niedriger. Der Meiſter folgte auch dieſem Beiſpiel und verzichtete auf den letzten geringen Gewinn, den er hauptſächlich nur ſich ſelbſt und den Lehrlingen zu verdanken hatte.

„Bis aufs Meſſer ſoll es gehen“, ſagte er bei dieſer Gelegenheit laut in der Werkſtatt, und die Geſellen, die ſeit Jahren ihre Plätze bei ihm innehatten, konnten ihm ihre Teilnahme nicht verſagen.

Eines Sonnabends bei der Löhnung, als der Meiſter die Gehilfen nacheinander in ſeine Arbeitsſtube rief und Thomas Beyer an die Reihe gekommen war, zögerte der Altgeſelle, das ihm hingezählte Geld einzuſtecken.

„Meiſter“, ſagte er, „Sie haben viel Unglück zu erleiden. Wenn ich auch nicht viel rede, ſo ſehe ich doch alles und mache mir mein Bild zurecht. Ich werde nicht länger bei Ihnen arbeiten, wenn Sie mir

nicht den Accordpreis um ein Drittel herabſetzen. Und was Spiller, den Sachſen, anbetrifft, ſo ſage ich ebenfalls für ihn gut; er kann weniger Schinken eſſen und weniger Liqueur trinken . . . Sie leiden unſchuldig, und ein Lump, der dem Unſchuldigen nicht beiſteht."

Dieſe ſchlichten Worte rührten Timpe bis zu Thränen. Er wandte ſich ab, um ſeiner weichen Stimmung Herr zu werden. Dann, als er ſich gefaßt hatte, ſtreckte er Beyer die Hand entgegen und wies das Anſinnen mit Dank, aber energiſch zurück. Beyer aber wollte nicht nachgeben. Er und der Sachſe müßten auf ihrer Bitte beſtehen, und wenn der Meiſter ſie nicht erfüllen wolle, ſo würden ſie einfach „Adieu" ſagen.

Timpe blieb nichts anderes übrig, als nach wiederholtem Sträuben nachzugeben. An der Thür wandte ſich Beyer noch einmal um; es war ihm ſchwer, ohne eine „Diskuſſion", wie er es nannte, von dannen zu gehen.

„Meiſter", begann er daher wieder, „Sie wiſſen, ich bin ein Bücherwurm und habe ſo meine eigenen Anſichten über die Dinge und ihre Urſachen. Da habe ich neulich einen Vortrag gehört, der nicht ſchlecht war."

Und diesmal unterbrach ihn Timpe nicht mit ſeinen früheren Worten: weiß ſchon, weiß ſchon, ſondern ließ den Altgeſellen weiterreden und wandte ihm ſeine ganze Aufmerkſamkeit zu. Und dieſer fuhr fort:

„Wir leben in einer Zeit, wo der Egoismus das Chriſtentum immer mehr und mehr verdrängt. Es

heißt nicht mehr ‚Hilf deinem Nächſten‘, ſondern ‚Töte deinen Nächſten‘; nicht mehr, ‚Liebet Euch untereinander‘, ſondern ‚Fürchtet euch vor einander‘. Ich wollte nur fragen: Stehen Sie immer noch auf Ihrem alten Standpunkt, denken Sie immer noch nicht anders? Glauben Sie immer noch, daß die Erde mit ihren Schätzen nur für wenige geſchaffen ſei und nicht für alle?“

„Mein lieber Beyer“, erwiderte Timpe, „das Unglück hat angefangen, mich zu verfolgen; aber trotzdem werde ich mich nicht auflehnen gegen die Geſetze der Menſchen und ihre Satzungen. Gehe ich zu Grunde, ſo werde ich das als eine Notwendigkeit der Ordnung dieſer Welt betrachten. Aber ich werde mit Ehren zu Grunde gehen, und wer das von ſich ſagen kann, der nimmt ein ſchönes Bewußtſein mit. Ich glaube an einen Gott, und deſſen Fügungen ſind wunderbar. Mein Wahlſpruch heißt: Thue recht und ſcheue niemand. Ich weiß ſchon lange: die Sozialdemokratie hat Ihnen den Kopf verdreht, aber ich will den meinigen gerade behalten. Sie ſind einer von der beſſeren Sorte, lieber Beyer, denn Sie ſind ein Schwärmer. Aber ſehen Sie: Ich habe einmal geleſen, daß Kaiſer Karl der Fünfte ſein ganzes Leben lang ſich damit gequält hat, zwei Uhren in die gleiche Gangart zu bringen, ohne daß es ihm gelungen wäre. Geradeſo iſt es mit den Menſchen: nicht zwei von ihnen beſitzen die gleichen Eigenſchaften. Und die beſten Freunde ſind ſchon zu Todfeinden geworden, weil der eine eines Tages mehr beſaß, als der andere. Und

was im kleinen nicht geht, wollen Sie im großen vollführen? . . . Die Monarchie soll sich der Schwachen und Bedrückten annehmen! Ich bin gut königstreu — also reden wir nicht mehr darüber."

Beyer schüttelte mit dem Kopf. „Ihre Glaubenstreue ist zu bewundern," sagte er dann; „aber Meister, Meister, ich sage Ihnen, Sie werden einmal anders denken. Sie gehen noch in unser Lager über. Und die Ordnung dieser Welt, wie Sie es nannten, wird das zuwege bringen."

Timpe machte eine abwehrende Bewegung. „Niemals!"

„Doch Meister —" Mit diesen Worten verschwand der Altgeselle und ließ Timpe sinnend zurück.

XI.

Schlimmer Verdacht.

Gegen Weihnachten desselben Jahres hob sich das Geschäft Timpes wieder ein wenig, so daß er nicht mit Verlust zu arbeiten brauchte; nach Neujahr aber ging es mit Macht bergab, ein plötzlicher Stillstand trat ein und der Meister mußte den Gesellen das Geld förmlich aus der eigenen Tasche zahlen, nur um sie an sich zu fesseln. Im folgenden Sommer sah er sich genötigt, abermals einen Gehilfen zu entlassen. Diesmal traf den lustigen Berliner das Los. Fritz Wiesel bat den Meister voll Treuherzigkeit, seiner wieder zu gedenken, wenn es besser gehen sollte. Man trennte sich ungern von dieser Werkstatt, wo man sich noch gestatten durfte, in Gegenwart des Meisters einen derben Witz zu machen, und nichts von einer drakonischen Fabrikordnung zu sehen war.

Nach acht Tagen bereits sprach Wiesel wieder vor. Er hatte noch keine andere Beschäftigung gefunden. In vielen Fabriken und kleineren Werkstätten war eine plötzliche Arbeitsstockung eingetreten, die eine Folge jahrelanger Überproduktion war. Die ersten Schatten des großen industriellen Krachs kamen drohend herangezogen. Die Papiere zahlreicher Aktiengesellschaften sanken über Nacht. Die Waren stauten sich, denn die Nachfrage nach ihnen verminderte sich von Tag zu Tag. Nur diejenigen Firmen, die dem verlockenden Schwindel der Zeit nicht gefolgt waren, denen ein genügendes Kapital zur Verfügung stand, produzierten nach wie vor in gleichem Umfange. Das Publikum fing an, gegen die „goldene Ära" mißtrauisch zu werden, und bangte um seine „gut angelegten" Ersparnisse. Es lag etwas in der Luft, das sich wie das unheimliche Murmeln einer aus weiter Entfernung herannahenden Flut ausnahm, die nach den Trümmern lechzte, welche die Ebbe zurücklassen würde.

Fritz Wiesel erzählte, daß man ihm angeboten habe, bei Urban einzutreten, und daß er auch in der Fabrik gewesen sei, um mit dem Werkführer Rücksprache zu nehmen. Er habe sich die Sache aber noch einmal gründlich überlegt und sei davon abgekommen. Er würde es mit seinem Gewissen nicht vereinen können, bei dem Manne zu arbeiten, der Meister Timpe jede mögliche Schikane anthue. Überdies lebe er bei seiner Mutter, die einen Kohlenhandel betreibe, und da könne er es eine Weile aushalten.

Der ehemalige Kamerad wurde nach dieser Mit-

teilung sofort umringt. Nur ein braver Kerl könne so von seinem früheren Meister sprechen, sagte man ihm. Und Timpe, der beim Hereintreten die letzten Worte Wiesels gehört hatte, streckte ihm voll Dankes die Hand entgegen. Der lustige Fritz hatte dann verschiedene Neuigkeiten aufzutischen. Ob man schon wisse, daß man Urban angeboten habe, seine Fabrik in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln? Alle verneinten und zeigten sich erstaunt. Timpe meinte, daß er schon längst auf diese Nachricht gewartet habe.

Mit der Mitteilung Wiesels hatte es seine Richtigkeit. Vor einem halben Jahre hatte ein Konsortium von Spekulanten Urban zu bewegen versucht, die Fabrik durch ein Aktienkapital zu erweitern; er hatte aber dieses Ansinnen sehr bestimmt zurückgewiesen. Sein scharfer Blick ließ ihn nur zu sehr den Rückschlag der industriellen Gründungen vorhersehen. Wolle er sein Geschäft vergrößern, hatte er gemeint, so könne er es auch aus eigenen Mitteln thun. Und um sogleich den Beweis dafür zu liefern, eröffnete er ein Vierteljahr später eine Knopffabrik, die er bereits längst geplant hatte. Zu diesem Zwecke hatte er im vergangenen Jahre einen Anbau an die hintere Seite der großen Fabrik errichten lassen; auch ein zweites Kesselhaus gehörte dazu.

Es war ihm namentlich um die Anfertigung von Steinnußknöpfen zu thun. Dieselben waren von London zuerst eingeführt worden und schnell in Mode gekommen. Der Bedarf für die Konfektion war ein gewaltiger.

Urban bezog die Nüſſe in Maſſenlieferungen und brachte die fertigen Knöpfe äußerſt billig auf den Markt. Das Plattenſchneiden an der Dampfſäge war eine gefährliche Beſchäftigung. Gleich am erſten Tage wurden einem Arbeiter die drei Finger der rechten Hand abgeſchnitten. Die ganze Fabrik kam zuſammengelaufen und bedauerte den vor Schmerz Heulenden. Es war ein bereits ergrauter Familienvater, den das Unglück getroffen hatte. Der Blutverluſt hatte ihn ohnmächtig gemacht. In dieſem Zuſtande trug man ihn nach Bethanien. Urban zahlte der verzweifelten Frau den Lohn für zwei Wochen aus und erklärte, ſeiner Pflicht damit genügt zu haben. Nach ſeiner Meinung habe der Arbeiter durch eigene Fahrläſſigkeit ſich beſchädigt; für derartige Fälle könne man ihn nicht verantwortlich machen.

Als Timpe davon erfuhr, erging er ſich in Ausdrücken, die nicht ſehr ſchmeichelhaft für den großen Konkurrenten waren. „Es wäre jedenfalls beſſer geweſen, wenn die Säge einen Teil von Urbans langer Naſe mitgenommen hätte“, ſagte er voller Galgenhumor, ſo daß die Geſellen laut auflachten.

In den nächſten Tagen drehte ſich ſein ganzes Mitleid um den Verunglückten. Er brachte es ſoweit, daß unter Berufsgenoſſen eine Geldſammlung abgehalten wurde. Es kam eine Summe zuſammen, die neben der Unterſtützung aus der Krankenkaſſe ausreichte, um die Familie des Invaliden wenigſtens vor der äußerſten Sorge zu bewahren.

Während der ſchlechten Geſchäftszeit fand der

Meister genügend Zeit, dem Bau der Stadtbahn hinter seinem Häuschen, der sich immer mehr entwickelte, seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Öfter als sonst bestieg er in diesem Sommer die „Warte", für die er niemals mehr die Bezeichnung „Franzens-Ruh" gebrauchte. Saß er oben zwischen den Zweigen und rauchte gemütlich seine Pfeife, so vergaß er beim Anblick des geschäftlichen Treibens unter sich ein Viertelstündchen lang die Drangsale des Lebens, hatte er nur noch Sinn für die neue Welt, die sich vor ihm aufbaute und immer gewaltiger und kühner emporstrebte.

Bis zum Frankfurter Bahnhof war die Gasse freigelegt worden, die dem Verkehre Spreeathens einen neuen Weg eröffnen sollte. Eine eigenartige Perspektive bot sich dem Auge dar. Es war gerade, als hätte eine Riesenfaust vom Himmel sich herniedergesenkt und mit gewaltigem Hammerstreich eine Bresche durch die Häuser geschlagen, gleichgültig darüber, ob das eine stehen bleibe oder die Hälfte des anderen falle.

Dort blickte man in einen Hof hinein, dem bis vor kurzem noch Luft und Licht fehlte, und der nun die Geheimnisse der Hinterhäuser verriet; und daneben in einen kleinen Garten, der bisher wie ein seltener Schatz inmitten der grauen Mauern nur zur Freude seines Besitzers gedient hatte und nun gleich einer weithin sichtbaren Oase das Auge entzückte. Aber nur noch kurze Zeit, und der Dampf des Eisenrosses wälzte sich über ihn fort und raubte den herrlichen Rosen den Duft . . . Und dazwischen freigelegte Ställe und Scheunen, Trocken- und Holzplätze, zwei Seitengebäude

ohne Vorderhaus, die Reſte von durchſchnittenem Mauerwerk; und dort, wo der Trümmerweg eine Kurve machte, die offene Straße wieder mit ihren vier- und fünfſtöckigen Mietskaſernen, in deren Fenſtern die Sonne ſich blendend ſpiegelte.

Vom dunklen Grunde dieſer Gaſſe hoben ſich leuchtend die hellen, kalkbeſtäubten Jacken eines Heeres von Maurern ab. Wie ſich das bückte, hinauf- und hinabſtieg, Stein an Stein fügte, um das Fundament der breiten Pfeiler zu geſtalten. Die roten Steine leuchteten, die Hammerſchläge klangen hell herüber, und ein Fuhrmann trieb fluchend die Pferde vor einem ſchwer mit Sand beladenen Wagen an.

Auch zu den Füßen Timpes, wenige Schritte von ſeinem Hauſe, erhoben ſich bereits die erſten Anfänge der Viadukte. Einer ihrer Pfeiler berührte die hintere Giebelwand ſo dicht, daß der Meiſter vermeinte, ihn mit der Hand berühren zu können. Faſt gleichmäßig von Tag zu Tag, als wüchſen ſie Fuß für Fuß aus der Erde, erhoben die Pfeiler ſich auf der ganzen Linie, bis ſie anfingen, allmählich in die Rundung des Bogens überzugehen. Und je weiter die Steinmaſſen ſich rechts und links ausdehnten, um zu einem rieſigen Ringe zn werden, je beengter fühlte ſich der Meiſter ſchwebend über dem Dache ſeines Häuschens, je mehr überkam ihn das Gefühl einer gewaltſamen Erdrückung — gleich einem Menſchen, der nach und nach in immer kleinere Räume geführt wird, bis er ſich im letzten befindet, in dem er nicht mehr zu atmen vermag. Immer winziger und ruinenhafter erſchien ihm ſein

Häuschen angesichts des ersten kühnen Bogens, der sich von einem Pfeiler zum andern spannte.

Mit der Zeit flößte ihm der Wunderbau so großes Interesse ein, war er auf seine weitere Entwickelung so gespannt, daß er die Stunde kaum erwarten konnte, die ihm den alten und doch neuen Anblick gewährte. Zuletzt kannte er jeden Arbeiter von Angesicht, hatte er sich ihre Gewohnheiten eingeprägt, wußte er, ob dieser fleißig und jener faul sei; und aus den Gesprächen, die sie miteinander führten, lernte er schließlich ihre persönlichen Verhältnisse kennen. Mit einem der Maurer, einem alten, ehrwürdig aussehenden Manne, mit langem weißen Kinnbart, war er bereits so vertraut geworden, daß er ihn des Morgens wie einen guten Bekannten begrüßte und seine Meinung über das Wetter und andere für den Tag höchst wichtige Dinge mit ihm austauschte. Dann redete man sich gegenseitig nur mit „Meister" an; und mehr als einmal reichte Timpe dem Manne im weißen Kittel helles Feuer zu oder ließ sich herab, ihm mit einer Hand voll Tabak auszuhelfen.

Und war der letzte Arbeiter vom Gerüst verschwunden, dann warf er noch einen langen Blick auf seine Umgebung und lauschte eine Weile den gleichmäßigen Schlägen der Ramme, deren dumpfer Knall von der Spree herübertönte. Hier arbeitete man auch des Nachts bei Fackelschein, um die Pfähle ins Wasser zu treiben, auf denen das Fundament der Viadukte ruhen sollte.

Bis in den Winter hinein hielt die Geschäfts-

ſtille an, ſo daß der Verluſt, den Timpe in dieſem Jahre trug, für ſeine Verhältniſſe ein geradezu unerſetzlicher war. Um dieſe Zeit ſtellte ſich Deppler, der längſt abgeſprungene Kunde, bei ihm wieder ein. Der Meiſter war nicht wenig erſtaunt, freute ſich dann aber aufrichtig über den Beſuch. Schien doch die Möglichkeit nicht ausgeſchloſſen, daß die ſolide Arbeit wieder zu Ehren kommen und die abtrünnigen Abnehmer nach und nach zu ihm zurückkehren würden. Der Gedanke des Meiſters an eine große Beſtellung ſchwand aber bald. Deppler kam im Auftrage eines andern, eines Amerikaners, der ein Modell angefertigt haben wollte. Timpe konnte das Anliegen nicht gut abſchlagen, um ſo weniger, da Deppler durchblicken ließ, es gäbe vielleicht etwas zu verdienen, wenn Timpe die Arbeit gut ausführe und der Artikel ſich nicht zu teuer ſtelle.

Als Timpe den Auftrag in Arbeit nehmen wollte, fiel ihm ein, daß er vor Jahren ähnliche Formen gedreht hatte, wie die Zeichnung aufwies. Er ſuchte alſo unter ſeinen zahlreichen Modellen. Bei dieſer Gelegenheit machte er die Entdeckung, daß ein Teil der beſten und wertvollſten fehlte. Er traute erſt ſeinen Augen nicht, glaubte an einen Irrtum und durchſuchte die ganze Arbeitsſtube; rückte mit Hilfe eines Lehrlings Tiſche und Kaſten von der Wand, vergebens — die vermißten Holzteile fanden ſich nicht. Selbſt die Pappſtreifen, auf denen die Nummern verzeichnet waren, konnten nicht entdeckt werden. Man hatte ihn alſo beſtohlen.

Das ganze Haus geriet bei dieſer Nachricht in

Aufregung. Der Großvater gab den Rat, sofort nach der Polizei und dem Staatsanwalt zu schicken, denn so lange er in diesem Hause lebe, sei so etwas nicht passiert. Und Frau Karoline war so erschreckt, daß sie Johannes auf das Inständigste bat, Keller und Boden durchsuchen zu lassen, denn es käme oft vor, daß Spitzbuben sich tagelang im Hause aufhielten. Am seltsamsten wurden die Gesellen durch die Entdeckung berührt. Es leuchtete ihnen aber sofort ein, daß die Gegenstände nur von jemand entwendet sein konnten, der sie für sich zu verwenden wußte. Der Meister pflegte seine Stube niemals zu verschließen; stundenlang war er nicht zu sehen. Sie arbeiteten Tag für Tag in der Nähe, konnte nicht auf jeden von ihnen der Verdacht fallen?

Timpe hatte denselben Gedanken, und doch lag es ihm fern, auch nur im geringsten an der Ehrlichkeit der altbewährten Arbeiter zu zweifeln. Als er die Werkstatt betrat, kam er seinen Gehilfen zuvor und gab sofort mit aller Offenheit eine dahingehende Erklärung ab. Und man wußte ihm Dank für seine Worte; wurde doch allen dadurch ein Alp von der Brust genommen. Aber die Thatsache stand trotzdem fest, nur ein Hausdieb konnte seine Hand nach den Modellen ausgestreckt haben.

Der Meister nahm sich die beiden Lehrlinge vor und redete ihnen voller Güte ins Gewissen. Es sollte ihnen verziehen werden, wenn sie die Wahrheit sagen würden. Die Jungen waren Söhne armer, aber anständiger Eltern. Sie brachen sofort in Thränen aus

und ſchwuren hoch und teuer, nichts von dem Diebſtahl zu wiſſen. Als ſie merkten, daß man ihnen noch nicht glauben wollte, fielen ſie auf die Knie und baten mit gefalteten Händen, mit ihnen nach Hauſe zu ihren Eltern zu gehen, um dort nachzuſuchen. Der Meiſter blickte in die von Thränen umflorten Augen, in denen keine Spur von Lüge zu finden war, und glaubte ihnen. Er ſah nun ein, daß er zu weit gegangen war, drückte jedem die Hand und bat um Verzeihung. Damit ſie ſich tröſteten, ſchenkte er ihnen ein Markſtück.

Während das Geſpräch ſich immer noch um den heiklen Punkt drehte, hatte Thomas Beyer ſtumm auf ſeine Arbeit geblickt, plötzlich ſagte er:

„Meiſter, ich hab's!“

Die Drehbänke ſtanden ſofort ſtill. Jedermann blickte erwartungsvoll auf den Altgeſellen, der fortfuhr zu ſprechen:

„Es kann nur jemand geweſen ſein, der mit Urban in Verbindung ſteht. Als ich die Viktoriakrücken von drüben ſah, wunderte ich mich gleich über einen Fehler im Griff, der nur in unſerem Modell vorhanden war, bei den Arbeiten aber verändert wurde. Urban glaubte natürlich, daß das zur Zeichnung gehöre und ließ die Geſchichte ruhig mitdrehen.“

Timpe verſchwand ſofort und kam mit der Nachricht zurück, daß auch dieſe beiden Modelle mit zu den geſtohlenen gehörten.

Als Deppler ihm ſeiner Zeit dieſe beiden Artikel Urbans zeigte, nahm er an, daß der Fabrikbeſitzer ſie mit den üblichen Veränderungen nach den Vorbildern

in den Läden angefertigt habe. Nun leuchteten ihm die Worte Beyers nur zu ſehr ein.

Wer war nun der Dieb und Verräter?

Man ließ die entlaſſenen Geſellen Revue paſſieren. Aber unter ihnen war keiner, auf den der Verdacht ſich mit Gewißheit lenken konnte. Ja, wenn einer von ihnen bei Urban beſchäftigt wäre, ſo hätte die Sachlage ſich geändert. Da ſagte der älteſte der Lehrlinge, der mit immer noch zuckendem Munde und geröteten Augen wieder an ſeine Arbeit gegangen war:

„Jetzt fällt mir ein, Meiſter — ich habe Ihrem Herrn Sohn einmal die Leiter halten müſſen, als er noch abends ſpät an der Wand da drinnen etwas ſuchen wollte.“

Timpe wurde leichenblaß. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen, aber er nahm ſeine ganze Kraft zuſammen, um ſich ſeinen Leuten gegenüber zu beherrſchen. Während er vor ſich auf die Diele ſtarrte, ſah er im Geiſte die erſtaunten Blicke ſeiner Geſellen auf ſich gerichtet. Und er fühlte, wie das Blut ihm heiß ins Geſicht ſtieg. Dann ermannte er ſich, wendete ſich langſam nach dem Burſchen um und ſagte mit unheimlicher Ruhe:

„Naſeweiſe Jungen machen naſeweiſe Bemerkungen. Künftighin wirſt du den Mund erſt aufthun, wenn du gefragt wirſt . . . Was mein Sohn damals ſuchte, das weiß ich ſchon.“ Und zu den Geſellen gewendet:

„Zerbrechen wir uns nicht mehr die Köpfe um den Dieb, der Zufall wird uns ſchon zu Hilfe kommen.“

Nach dieſen Worten verließ er gemeſſenen Schrittes die Werkſtatt und verſchwand in ſeine Arbeitsſtube. Hier aber verließ ihn die Kraft. Wie erſchöpft ließ er ſich auf einen Stuhl am Fenſter nieder und verbarg ſein Geſicht in die Hände. So ſaß er lange, lange. Was ſeine Seele bewegte, kam durch kein Wort zum Ausbruch, aber die ſchweren Atemzüge zeugten für die fürchterlichen Kämpfe in ſeinem Innern.

Sein eigener Sohn ſollte ihn beſtohlen haben, um ſich den Dank des Todfeindes zu verdienen? Der Gedanke war zu fürchterlich, als daß er es wagen durfte, ihn laut zu äußern, wäre es auch nur in einem Selbſtgeſpräche . . . Als er aber endlich das Haupt erhob, deſſen Haare Sorge und Kummer der letzten Zeit früh gebleicht hatten, und er hinausblickte auf das rote Gemäuer der Viadukte, das das Zimmer halb verdunkelte, ſah er verändert aus, als hätten Minuten Furchen in ſein Antlitz gezeichnet. Er ſchüttelte den Kopf, als wollte er mit Gewalt das nicht begreifen, was für ihn ſchreckliche Wahrheit war. Ein langer Seufzer kam über ſeine Lippen, in dem alles lag: die Erinnerung an einen ſchlanken Knaben, den er auf den Knien geſchaukelt hatte, die unbeſchreiblichen Hoffnungen und Wünſche, welche ſich an ſeine Zukunft geknüpft hatten, der Gedanke an viele Jahre harter Arbeit, an Liebe und Pflege um den Einzigen, und an einen betrogenen Vater . . .

Plötzlich ſchreckte er zuſammen, wie jäh aus einem Traume erweckt: die Meiſterin ſtand neben ihm und hatte ſeine Schultern berührt.

„Vater, dich drücken wieder ſchwere Sorgen . . . Und wie du ausſiehſt, mein Gott . . ."

„Wie immer, Mutter."

Er fand ein Lächeln und zog die Alte ſanft an ſich. Und als ſie mit ihren Lippen ſeine Stirn berührt hatte, ging es ihm wie ein Frühlingswehen durch die Seele, ſo daß er ſein Weib herzhaft küßte. Sie betraten dann die gute Stube. Sein Blick fiel auf das Bild ſeines Sohnes. Franz war dargeſtellt als ein Jüngling von ſechzehn Jahren. Meiſter Timpe konnte nicht an ſich halten; die Vaterliebe beſiegte den Schmerz. Er nahm das Bild und küßte es. Als Frau Karoline das ſah, drückte ſie den Zipfel der Schürze gegen die Augen und verließ leiſe das Zimmer. Den Anblick konnte ſie nicht ertragen.

XII.

Ein entarteter Sohn.

Um dieſelbe Zeit ſaß Franz an ſeinem Pult und zeigte ein ſehr mißvergnügtes Geſicht. Die Urſache dieſer Stimmung war das lange Hinausſchieben ſeiner Hochzeit. Nichts lag gegen ihn vor; Emmas Liebe zu ihm war noch die alte, Frau Urban kam ihm mit derſelben Freundlichkeit entgegen, und der Vertrauenspoſten, den er als Geſchäftsführer inne hatte, zeugte am beſten für die Wertſchätzung ſeiner Perſon. Endlich, nach mancherlei Andeutungen, die er ſich infolge der Verzögerung erlaubt hatte, war er zu der Überzeugung gekommen, daß die Hauptſchuld lediglich an ſeinem Chef liege. Urban hatte in der That darauf hingewirkt, daß man es ihm ganz überlaſſe, den Tag des Ehebündniſſes feſtzuſtellen. Er hatte ſeinen ganz beſonderen Grund dafür. Erſtens wollte er ſich

für die unveränderte Feindschaft, die Emma ihm immer noch entgegenbrachte, rächen, und zweitens hatte seiner Meinung nach Franz noch nicht die genügende Prüfung abgelegt, die ihn völlig würdig machte, zu der Familie Urban-Kirchberg in verwandtschaftliche Beziehungen zu treten. Und doch hatte Timpe junior bereits bewiesen, daß er vor nichts zurückschrecke, um sich angenehm zu machen und erneuerte Dankbarkeit entgegenzubringen.

Gewiß, wenn Urban aufrichtig sein wollte, so mußte er das anerkennen. Er hatte ihm alle Kunden seines Vaters namhaft gemacht, ihre Eigentümlichkeiten geschildert, manches Geheimnis der Fabrikationsweise des Meisters verraten, gelogen und geheuchelt, sein Gewissen geopfert, mit rührender Miene, thränenden Augen von dem Abstand zwischen sich und seinen Eltern gesprochen, mehr als einmal das Mitleid erweckt, nur um an das große Ziel zu gelangen, das ihm die Verwirklichung seiner berückenden Träume bringen würde.

Das aber gerade war es, was Urban mißtrauisch gemacht hatte. Er erblickte in Franzens Charaktereigenschaften so viele Berührungspunkte mit den seinigen, daß es ihm leichter als seiner Frau und Emma wurde, den wirklichen Wert seines Prokuristen zu taxieren. Was er an ihm allein zu würdigen wußte, waren die großen Fähigkeiten; und wodurch er sich immer aufs neue bestechen ließ, waren die einnehmende Erscheinung und die große Liebenswürdigkeit Franzens.

„He“, sagte er mehr als einmal zu sich, „der hält mich für dumm, aber er irrt sich . . . Ein Teufelskerl! Hat sich bei allen „liebes Kind“ gemacht, und man weiß eigentlich nicht, wie das gekommen ist. Solche Leute aber passen in die Welt — die bringen es zu etwas.“

Ärgerte er sich dann über die „klassische Unverschämtheit“, mit der Franz sich in seiner Familie „eingenistet“ hatte, so sehr, daß er daran dachte, die Verlobung aufzuheben und Timpe junior die Thür zu weisen, so verlor er wieder den Mut dazu, wenn der Prokurist vor ihm stand und ihn mit einem bezaubernden Lächeln fragte: „Wünschen Sie was, Herr Urban? Womit kann ich dienen? Soll ich Ihnen eine Arbeit abnehmen? Darf ich um die Auszeichnung bitten, mir das gestatten zu wollen?“

Urban war es dann jedesmal, als spräche aus diesen gesucht höflichen Worten etwas wie Spott. Und wenn er mit schiefgeneigtem Kopf zu dem großgewachsenen Nachbarssohn emporblickte, so lebte er stets in der Einbildung, als machte sein vertrautester Untergebener sich über die „lange Nase“ ebenso lustig, wie sämtliche Arbeiter in der Fabrik. Er war dann entwaffnet, versuchte das Lächeln seines Prokuristen nachzuahmen, was ihm aber um deswegen schlecht gelang, weil er mit seinen defekten Zähnen keinen Staat machen konnte, drehte sich kurz um und suchte das Kontor auf, um seinen Zorn über das erlittene Fiasko an einem der Kommis auszulassen.

Einmal gerieten beide doch sehr ernst zusammen.

Seitdem Franz verlobt war, hatte er sich gewisse Gewohnheiten angeeignet, die insofern denen Ferdinand Friedrich Urbans ähnelten, als aus ihnen ersichtlich das Bestreben hervorging, zu herrschen und zu befehlen, oder doch zum mindesten Anordnungen zu treffen, wie sie aus den Rechten einer Autorität herzuleiten sind. Mit der Zeit hatten die Arbeiter in der Fabrik sich daran gewöhnt, ihn ebenso zu respektieren wie Urban; ja es kam oft vor, daß man den kleinen Fabrikbesitzer ganz übersah und nur auf den großen Prokuristen hörte, der unter Umständen sehr herablassend sein konnte und in seinen Manieren den gebildeten Mann zeigte, den man bei Urban stets vermißte. Der letztere beobachtete diese Hintansetzung seiner Person mit stillem Ingrimm. Als aber einer seiner Befehle nicht befolgt worden war und man sich deswegen auf Franz berief, bot sich ihm endlich die Gelegenheit dar, den gereizten Löwen hervorzukehren. Es gab unter vier Augen einen argen Auftritt.

„Sie thun ja gerade, als wenn Sie hier der Chef wären und ich Ihr junger Mann!“ schrie er in voller Entrüstung, worauf dann sofort die höflichste aller Antworten kam.

„Es würde mir zur größten Ehre gereichen, Ihr Chef zu sein, Herr Urban, denn derartige vortreffliche Menschen findet man selten“, sagte Timpe junior.

Diesmal aber ließ der kleine Mann sich nicht ködern, trotzdem ihn die Erwiderung wie gewöhnlich verblüfft hatte.

„Wenn das noch einmal vorkommt, dann ſind wir geſchiedene Leute, verſtehen Sie?“

Franz klappte ſein Buch zu und ſagte gleichgültig: „Da das noch ſehr oft vorkommen wird, Herr Urban, ſo werde ich ſogleich gehen. Ich werde meinem Vater zu Füßen fallen und ihn um Verzeihung bitten. Sie wiſſen, daß Emma großjährig und ihr Vermögen ſichergeſtellt iſt. Mein Vater und ich werden dann ebenfalls eine Fabrik bauen, und damit Sie ſich meiner ſtets erinnern, werden wir das in Ihrer unmittelbaren Nähe, auf der anderen Seite der Straße, thun . . . Adieu!“

Er nahm kaltblütig ſeinen Hut und wollte verſchwinden. Nach zehn Minuten aber konnte man ihn nach wie vor auf dem alten Platz finden; denn Urban, vor Entſetzen bleich, hatte ihn in ſein Kabinett gebeten, um „vorher noch ein paar Worte“ mit ihm zu wechſeln. Man ſprach ſich ſehr vernünftig aus. Franz ſpielte auch hier den höflichen Mann weiter, der alles nur aus Intereſſe für ſeinen Prinzipal thue. Urban bot ihm eine Cigarre an, die er ſelbſt nur in Ausnahmefällen zu rauchen pflegte, reichte ihm ſelbſt, auf den Zehen ſtehend, das Feuer zu, was ſich ſehr komiſch ausnahm, drückte ihm warm die Hand und glaubte der Verſicherung ſeiner Hochachtung nicht beſſer Ausdruck geben zu können, als daß er ihn mehrmals hintereinander mit „mein junger Freund“ anredete. So erneuerte man denn das Bündnis und trennte ſich als die alten Ehrenmänner.

Die Züge Urbans veränderten ſich erſt, nachdem

die Thür ſich geſchloſſen hatte. Aus dem liebenswürdigen Chef entpuppte ſich der gefeſſelte Zwerg, der ſeine Ohnmacht fühlt und die berechtigte Wut nicht hervorkehren darf. O, das hätte ihm noch gefehlt, daß dieſer große Schlingel ſich jetzt aus dem Staube machte, nachdem er ihn in ſeine Geſchäftskniffe eingeweiht hatte; und nur zu dem Zwecke, um den halbtoten Gegner jenſeits der Mauer wieder lebendig zu machen. Wenn dann Vater und Sohn ans Ausſprechen kämen, würden ſchöne Sachen zum Vorſchein kommen, deren Folgen er allein zu tragen hätte. Und überdies das ſchöne Geld ſeiner Stieftochter, das er durch die dereinſtige Compagnieſchaft ihres zukünftigen Mannes für ſein Geſchäft zu kapern gedachte. Er hätte im Bewußtſein dieſes doppelten Verluſtes keine Nacht ruhig ſchlafen können und ſich das Leben bis an ſein Ende verbittert.

Franz zeigte heute große Unluſt zum Arbeiten; er kam aus dem Gähnen nicht heraus. Seine ganze Beſchäftigung beſtand darin, nach der Straße hinunterzublicken, ſeine Nägel zu putzen und an den Spitzen ſeines Schnurrbartes zu drehen, der jetzt in üppiger Fülle ſein Geſicht zierte. Überhaupt ſah er ſehr blaß und abgeſpannt aus. Die Augen erſchienen trübe, als hätte er die Nacht wenig geſchlafen.

Im großen Kontor machte man durchaus kein Geheimnis daraus, daß er ein ſehr lockeres Leben führe und Paſſionen nachgehe, die ihm viel Geld koſteten. Da man ihn aber fürchtete, und ſeine Nobleſſe bei gewiſſen Gelegenheiten bekannt war, ſo raunte

man ſich die üblen Dinge, die man über ihn erfuhr, nur leiſe zu. So kam es, daß weder Urban noch deſſen Frau irgend etwas von ſeinem bedenklichen Lebenswandel erfuhren und um ſo weniger Verdacht ſchöpften, als er ſich thatſächlich niemals eine Unpünktlichkeit oder Vernachläſſigung ſeiner geſchäftlichen Pflichten zu ſchulden kommen ließ.

Wenn Franz des Abends von ſeiner Braut Abſchied genommen hatte, ſo ſuchte er die Bierkneipen auf, oder die zahlreichen Vergnügungslokale Berlins, in denen der jungen Männerwelt Zerſtreuungen jeder Art geboten werden. Ja, eines Abends, nahe an Mitternacht, wollte man ihn in Geſellſchaft von Fräulein Irma, einer bei den Studenten des Viertels ſehr beliebten Biermamſell, im Café Bauer erblickt haben. Als das einer der Commis im Kontor erzählte, meldeten ſich ſofort einige Kollegen, die ſchon längſt von dieſer Liebſchaft Kenntnis haben wollten. Man fand das aber für einen noch unverheirateten jungen Mann in Berlin ſo ſelbſtverſtändlich, daß man ſich nur witzige Bemerkungen über dieſe neueſte Entdeckung erlaubte und im übrigen den Glücklichen um ſein ungebundenes Leben beneidete.

Durch dieſe Abwege geriet Franz in Schulden, die er ohne Bedenken bei einem Wucherer entrierte und die ſich immer mehr anhäuften. Wußte man doch, daß er mit einem vermögenden Mädchen aus guter Familie verlobt war, und daß er eines Tages die acceptierten Wechſel prompt werde einlöſen können. Was ihn ſelbſt anbetraf, ſo machte er ſich über dieſen

Punkt durchaus keine Vorwürfe. Der Tag der Hochzeit ſtand vor der Thür, die Schuld würde dann rechtzeitig getilgt werden. Der hohen Zinſen wegen, die er zahlen mußte, wünſchte er aber die Eheſchließung ſobald als möglich herbei.

Er hatte ſoeben zum viertenmale einen kleinen Taſchenſpiegel hervorgeholt und ſich in ihm von allen Seiten betrachtet, als der Kontorburſche eintrat und ihm die Mitteilung überbrachte, daß der „Herr Chef“ ihn zu ſprechen wünſche.

„Mein lieber Timpe,“ redete ihn Urban an, als er deſſen Arbeitszimmer, das an der anderen Seite des großen Kontors lag, betreten hatte, „nehmen Sie gefälligſt Platz. Ich kann Ihnen die angenehme Mitteilung machen, daß meine Frau und ich beſchloſſen haben, den Hochzeitstag endgültig auf den fünften Januar feſtzuſetzen. Freuen Sie ſich, he? Die Geſchichte macht ſich, was?“

Er legte ſeinem Prokuriſten die Hand auf die Schulter und blickte ihn über die Brille hinweg pfiffig an. Franz freute ſich in der That; aber er war ſo überraſcht, daß er zum erſtenmale ſeit langer Zeit die halb ironiſchen Höflichkeitsphraſen anzuwenden vergaß und ganz verlegen ſeinen Dank hervorbrachte.

Und Urban, dem dieſe Verlegenheit erſichtliches Amüſement bereitete, fuhr fort:

„Wir werden keine große Hochzeit machen, ſondern ein einfaches Diner veranſtalten. Wir haben dabei in erſter Linie auf Sie Rückſicht genommen, um Ihnen manche Unannehmlichkeit in betreff Ihrer Eltern zu

erſparen . . . Ich liebe überhaupt dieſe großen Tafeleien nicht, wo Hinz und Kunz ſich auf Generalunkoſten ſatteſſen. Wir werden ganz unter alten Bekannten ſein, von denen ſich nun einmal Frau Urban nicht zu trennen vermag. Ich habe dieſe Leute ſozuſagen mitgeheiratet und muß hin und wieder ihre Gegenwart über mich ergehen laſſen. Sie werden die Häberleins, die Roſés und die Ramms vorfinden — Leute, die längſt in Ihre Verhältniſſe eingeweiht ſind . . . Eine Hochzeitsreiſe ſteht Ihnen natürlich frei, aber ich würde Ihnen raten, dieſelbe lieber im Sommer zu machen. Sie frieren dann weniger. — Sie gehen dann meinetwegen nach der Schweiz oder nach Südtirol.“

Er ſchwieg eine Weile, klopfte dann dem glücklichen Timpe junior abermals, und zwar etwas kräftiger als vordem, auf die Schulter und ſagte wieder:

„Und das ſchönſte iſt, Sie werden mein Compagnon werden. Es iſt beſſer ſo, das Geld bleibt in der Familie . . . Selbſtverſtändlich, wenn Sie wollen. Die Geſchichte macht ſich, he?“

Franz begnügte ſich minutenlang mit einer ſtillen Verwunderung. Das plötzliche, greifbare Glück hatte ihn ſtumm gemacht. Da lag die goldene Perſpektive vor ihm, mit all ihrem märchenhaften Zauber, in dem er bereits als Jüngling in Gedanken geſchwelgt hatte. O, was hatte das Schickſal beſchloſſen, aus ihm zu machen! Er, der in der alten Ruine da drüben geboren worden war, ſollte der Compagnon von Ferdinand

Friedrich Urban werden? Und ganz von dieſem Taumel ergriffen, vergaß er die reſervierte Haltung, die er in der letzten Zeit Urban gegenüber angenommen hatte, ergriff voller Unterwürfigkeit deſſen Hand und preßte einen Kuß darauf.

„Sie werden mir ein zweiter Vater ſein, Herr Urban, nicht wahr?“ ſagte er mit bittendem Augenaufſchlag. „O, wenn Sie wüßten, wie ganz anders es iſt, in einem Vater den gebildeten Mann zu ſehen! Vielleicht verdammt man mich, daß ich mich faſt ganz von meinen Eltern losgeſagt habe, aber können die Kinder dafür, wenn die Verhältniſſe, unter denen ſie geboren wurden, nicht gleichen Schritt mit ihrer Erziehung und ihrer Bildung gehalten haben? . . . O, Herr Urban, wenn Sie in mein Herz blicken könnten . . .“

Der kleine Chef fand dieſe Scene ſo rührend, daß er das Geſicht abwandte, das rotſeidene Taſchentuch hervorzog und dasſelbe dem Auge zuführte. Als er ſich wieder umdrehte, ſagte er voller Teilnahme:

„Herr Timpe, Sie ſind ein Ehrenmann — ſeien Sie verſichert, es giebt in der ganzen Welt keinen Menſchen, der mehr mit Ihnen fühlte als ich. Nicht Sie ſind zu verurteilen, ſondern Ihr Vater, der hartnäckig alte Prinzipien vertritt. Das kommt davon, wenn man ſolche Jammerſteine, wie die da drüben, mehr liebt, als Ruhe und Frieden. Wie glücklich könnten wir alle miteinander leben, mein lieber Timpe . . . O, man ſollte es nicht glauben, aber es iſt ſo: die Welt ſteckt voller Böſewichte.“

Nach zehn Minuten hatten beide ſich über dieſe Angelegenheit beruhigt und beſprachen dann rein geſchäftliche Dinge. Wenn Urban jemand eine Freude bereitete, ſo verlangte er regelmäßig einen Gegendienſt dafür; denn eine der vielen Deviſen, die ſeinen praktiſchen Standpunkt beweiſen ſollten, lautete: Eine Hand wäſcht die andere.

Es handelte ſich abermals um einige komplizierte Modelle Meiſter Timpes, die er ſehr zu beſitzen wünſchte. Natürlich nur, um ſich auf eine halbe Stunde „an ihrem Anblick“ zu erfreuen, wie er beruhigend hinzufügte. Und um nun Franzen gleich die richtige Rolle zu erteilen, die er diesmal bei der Ausbeutung fremden Eigentums zu ſpielen haben werde, redete er ihn mehrmals mit „lieber Compagnon in spe“ an. So hieß es denn hintereinander: „. . . Sie werden davon überzeugt ſein, daß es in unſerem beiderſeitigen Intereſſe liegen muß, die Modelle einmal in die Hände zu bekommen, um zu ſehen, wie die Zuſammenſetzung iſt . . . Aber mein „lieber Socius“ — ich will nicht in Sie dringen, wenn ſchon „unſere“ Firma einen bedeutenden Vorteil davon hätte und ich in der feſten Meinung lebe, daß es auf die Dauer gut ſein wird, wenn „wir Chefs“ zuſammenhalten . . . Ich ſtelle mir die Sache nicht ſo ſchlimm vor. Sie beſuchen Ihre Eltern unter irgend einem Vorwand und — — und — — Oder thun Sie es lieber nicht! „Nein, nein, der liebe Gott bewahre mich vor einer Sünde!“

Gerade die letzten Worte hatten genügt, um Franzens Entſchluß zu befeſtigen. O, was für Rück-

ſichten hat man nicht als Geſchäftsmann auf ſeinen Compagnon zu nehmen! War man nicht moraliſch verpflichtet, deſſen Intereſſen zu den eigenen zu machen?

Drei Tage dachte er darüber nach, wie er es anſtellen ſollte, den abermaligen Wunſch Urbans zu erfüllen. Hundertmal nahm er ſich vor, dem Hauſe ſeiner Eltern frank und frei einen Beſuch zu machen, aber die Scham hielt ihn davon ab; noch mehr die Furcht vor ſeinem Vater, die gerade jetzt in ihn eindrang. Wenn der Alte ihm die Thür wieſe, ihn wie einen Schuljungen behandelte, angeſichts der Geſellen . . . ? Nein, nein! . . . Sagte ihm ſein Gewiſſen auch, daß er eine derartige Behandlung verdient habe, ſo wollte er ſich ihr doch nicht zur Freude anderer ausſetzen. Und doch, ſollte er jetzt davor zurückſchrecken, ſich Urban erkenntlich zu zeigen, jetzt, wo die Göttin des Glücks ihr Füllhorn vor ihm ausgeſtreut hatte, um ihn doppelt zu belohnen? . . . Ein wahnwitziger Gedanke ſchreckte ihn aus ſeinem Sinnen. Beſaß er nicht einen Schlüſſel zu ſeines Vaters Haus, den er ſich in der letzten Zeit ſeines dortigen Aufenthaltes hatte anfertigen laſſen? Wie — wenn er mitten in der Nacht . . . ſeine Eltern hatten einen feſten Schlaf . . . die Thür der Werkſtatt war niemals verſchloſſen . . . die Lehrlinge ſchliefen oben in der Bodenkammer . . .

Noch ſchlug ſein Gewiſſen laut genug, um ihm bei dieſen Gedankenſprüngen den Schweiß auf die Stirn zu treiben. Aber ſo oft er ſich mit Gewalt

von ihnen wandte — sie kehrten zurück und peinigten ihn so lange, bis er sich an den Schmerz gewöhnte, gleichgültig und abgestumpft gegen ihn wurde . . .

Zwei Tage später, nahe um Mitternacht, schritten Krusemeyer und Liebegott langsam die schmale Straße entlang, in der Timpe wohnte. Es war Mitte November, der Himmel sternenklar, aber der Wind, der die dünne Schneeschicht wie einen durchsichtig-weißen Schleier in die Höhe trieb und gegen die Häuser fegte, von schneidender Kälte. Soweit das Auge reichte, zeigte sich kein menschliches Wesen, außer den beiden unzertrennlichen Beschützern der Bürgerruhe. Liebegott hatte die Hände in die weiten Ärmel seines Mantels gesteckt, und Krusemeyer den breiten Kragen des Rockes hoch über die Ohren geschlagen. So trotteten die beiden gemächlich in größter Seelenruhe ihres Weges dahin.

„Ich möchte wissen, wo heute der Wind herkommt. Das ist, als wenn einem das Messer an die Kehle gesetzt wird," sagte der Schutzmann, worauf der Wächter erwiderte:

„Aus 'nem Bäckerladen kommt er nicht; verlaß dich drauf."

Nach diesem höchst lehrreichen Gespräche entstand abermals eine längere Pause, denn der Schnee hatte sich in die Bärte gesetzt und die Kälte aus ihnen kleine Eiszapfen gebildet, die das Sprechen nicht gerade zur angenehmen Beschäftigung machten. Selbst die Philosophie war heute eingefroren. Sie taute auch nicht auf, als die beiden Kumpane an einem einsamen

Thore Halt machten, Kruſemeyer das Fläſchchen mit den Erholungstropfen aus der Taſche zog und jeder ein herzhaftes Schlückchen zu ſich nahm. Die einzige diesbezügliche Bemerkung Liebegotts war die, daß der Winter immer ſchöner wäre, wenn er aus den Sommermonaten beſtünde.

Sie kamen bei des Drechslers Haus vorüber und bemerkten hinter dem Laden des letzten Fenſters noch Licht.

„Timpe noch auf, das wundert mich," ſagte Liebegott.

„Der arme Meiſter! Er wird ſich noch an ſeiner Drehbank quälen," fiel Kruſemeyer ein. „Wer hätte früher gedacht, daß es mit dem Alten in ſeinen ſpäten Tagen noch bergabgehen würde! Aber der Urban macht ihn „alle", ſo wenigſtens ſagte mir Beyer. Und bei alledem komme ich am ſchlechteſten weg; denn Thomas iſt verſeſſen darauf, bei dem Alten auszuharren, und wenn er ein Hundegeld verdienen ſollte. Wie kann mein Mädel da aus dem Hauſe kommen? Sie wird alt ſein, wenn er ſie heiraten kann, und da wird ſie ihm nicht mehr gefallen . . . Wäre ich an ſeiner Stelle, na —" Er brach plötzlich ab, blieb ſtehen und ſpitzte die Ohren.

„Hörſt du nichts, Liebegott?" fragte er leiſe. „Ich glaube, man ſchrie um Hilfe — da drinnen bei Timpes. Sollte das am Ende ein Dieb ſein, ſollte wirklich mein Tag gekommen ſein? . . ."

„Beruhige dich, du wirſt es nicht erreichen, ver-

laß dich darauf . . . Das ſind die Geſpenſter deiner Phantaſie," ſagte Liebegott und ſetzte wieder den einen Fuß vor den anderen. Aber der Wächter hielt ihn zurück, denn in demſelben Augenblick ertönte ein lauter Schrei im Hauſe, dem die Rufe folgten: „Hilfe, Diebe!"

Mit wenigen Sätzen war Kruſemeyer am Eingange. Aber bevor er die Klinke ergreifen konnte, wurde die Thür von innen geöffnet und eine dunkle Geſtalt ſtürzte bei ihm vorüber und die Straße hinunter. Es war Franz, der, die Modelle in der Taſche, keine Ahnung davon hatte, daß der Großvater in der guten Stube ſchlief, von der aus eine Thür zum Arbeitszimmer des Vaters führte. Ein Blick des Wächters hatte genügt, um in dem Fliehenden den Sohn Meiſter Timpes zu erkennen. Er wollte ihn feſthalten, ihm nacheilen, aber wie vom Schrecken gelähmt, ſtand er rat- und bewegungslos da. Das einzige, was er zu thun vermochte, war, daß er in ſeiner Herzensangſt zu Liebegott ſagte:

„Wirklich ein Dieb, lauf' ihm nach, halt' ihn feſt!"

Und des Schutzmanns ungeſchlachter Körper bewegte ſich in möglichſter Schnelligkeit nach der Richtung zu, die Franz genommen hatte. Jedoch konnte man mit ziemlicher Beſtimmtheit bereits vorherſagen, daß Liebegotts Verfolgung trotz beſtem Willen nicht von Erfolg gekrönt ſein werde. In einiger Entfernung ertönte noch die Notpfeife des Schutz-

mannes; dann war auch die letzte Spur von ihm verſchwunden.

Im Hauſe ſchallten die Hilferufe Gottfried Timpes, wenn auch ſchwächer, noch fort. Dazwiſchen wurde die Stimme des Meiſters vernehmbar; und dann auch die Jammerlaute Frau Karolinens, die jäh aus dem Schlafe erſchreckt worden war und nicht wußte, um was es ſich handelte. Als der Wächter laut an die Thür klopfte, öffnete ihm Johannes, der nur notdürftig bekleidet war.

„Haben Sie ihn? Wer war es?“ fragte er mit einer Stimme, bei der der Wächter erbebte.

Kruſemeyer ſchüttelte mit dem Kopf. Ein paar Augenblicke überlegte er. Sollte er dieſen Vater töten, wenn er ihm den Namen ſeines Sohnes nannte — ihn, der Beſten einen, dem die Ehrlichkeit das Haar gebleicht hatte? Eine Minute lang kämpfte es in ſeiner Bruſt, dann hatte das Mitleid geſiegt.

„Liebegott iſt ihm nach; es war ein „zerlumpter Kerl,“ ſagte er dann und atmete tief auf, als er die Worte hervorgeſtammelt hatte.

Er möge ſchnell zum Arzt laufen, bat ihn der Meiſter. Der Großvater ſei aus dem Bette geſprungen und liege drinnen auf der Diele. Kruſemeyer entfernte ſich eiligſt.

Als der Meiſter zurück ins Zimmer kam, erblickte er Frau Karoline damit beſchäftigt, ihre ganze Kraft anzuwenden, um die magere Geſtalt des Großvaters emporzurichten. Er lag vor der halbgeöffneten Thür, die zur Modellſtube führte. Seitdem der erſte Dieb-

ſtahl im Hauſe bekannt geworden war, hatte er keine Nacht ruhig ſchlafen können. Überall witterte er Diebe, und das leiſeſte Geräuſch genügte ſchon, um ihn aus dem Schlafe zu ſchrecken und laut nach Johannes oder Karolinen rufen zu laſſen. So war es auch in dieſer Nacht. Als im Nebenzimmer die Holzmodelle, die an der andern Seite der Wand hingen, wo ſein Bett ſtand, gegeneinander klapperten, war ſofort die alte Furcht über ihn gekommen. Er hatte ſich aufgerichtet und gelauſcht, dann mit der Kraft der Verzweiflung ſich aus dem Bett erhoben und auf allen Vieren bis zur Thür geſchleppt, als dieſe plötzlich geöffnet wurde und Lichtſchimmer ihn blendete. Nun rief er um Hilfe. Seine Hände hatten die Knie Franzens umſpannt und dann deſſen Hand ergriffen und befühlt. Die Entdeckung, die ſein Taſtſinn gemacht hatte, war für ihn eine grauenhafte. Noch einigemale ſtieß er ſeine Rufe hervor, dann verſagte ihm die Sprache.

Er bot einen jammervollen Anblick dar. Der Meiſter und ſein Weib wollten ihn in ſein Bett tragen, er aber wehrte ab, und ſo ſetzte man ihn auf einen Lehnſtuhl und umhüllte ihn mit Decken. Johannes kniete vor ihm und hielt die eine welke Hand, während Karoline die andere erfaßt hatte. So ſaß er fünf Minuten lang da, ohne zu ſprechen, aber kurz und ſchnell nach Atem ringend.

„Mein Vater,“ ſagte der Meiſter ein über das andere Mal, während Karolinens Hand ſanft über den kalten Schädel glitt.

Gottfried Timpe verſuchte ſich emporzurichten, der Mund öffnete ſich halb und ſeine erloſchenen Augen richteten ſich ſtarr auf einen Punkt. Er wollte ſprechen. Johannes verſtand ihn. Er beugte ſich tief zu ihm hernieder. Mit Anſtrengung deutete der Greis nach der Thür der Modellſtube.

„Dein Sohn — ein Dieb — die Zuchtrute —“ flüſterte er in abgebrochenen Lauten, aber deutlich vernehmbar für Johannes.

Dann fiel er wieder zurück; der Kopf neigte ſich weit auf die Bruſt, und die Arme hingen ſchlaff herunter.

„Gott, er ſtirbt!“ ſchrie der Meiſter laut auf; und dieſem Schrei folgten die Verzweiflungsworte: „Vater, Vater, was iſt dir?“

Beide warfen ſich gleichzeitig über den Körper, fühlten den Puls, drehten den Kopf nach allen Seiten, taſteten auf dem mageren Körper nach dem Herzen — es war zu ſpät: Gottfried Timpe war erlöſt von ſeinem Leben in ewiger Nacht, Schrecken und Entſetzen hatten ihn getötet.

Sie richteten das Haupt hintenüber und blickten ihm mit verſchlungenen Armen lange ins bleiche Antlitz, dann löſte ſich der grenzenloſe Schmerz Johannes' in heiße Thränen auf, die durch keinen Laut entheiligt wurden. Die treue Ehehälfte ſetzte ſich ſtill beiſeite und ſchluchzte leiſe hinter ihren Händen.

Dann kam Kruſemeyer mit dem Arzt, der nun ſeines letzten Amtes noch zu walten hatte. Und hinter den beiden zeigte ſich auch das behelmte Haupt Liebe-

gotts, der unverrichteter Sache nach dem Orte der That zurückgekehrt war. Und als er nach einer Viertelſtunde draußen auf der Straße Kruſemeyer fragte, ob er ſich die Geſichtszüge des Diebes eingeprägt habe, erwiderte dieſer kurz und bündig:

„Und wenn du mich totſchlägſt, Liebegott, ich kann es dir nicht ſagen. Es giebt Augenblicke, wo der Menſch blind iſt und nichts ſieht. Und doch wünſchte ich, der Schuft hinge am Galgen, denn er hat nicht nur geſtohlen, ſondern auch gemordet . . .“

XIII.

Timpes Versuchung.

Seit dieſer Nacht ging Johannes Timpe wie ein verſchloſſener Menſch umher, der jedermann ausweicht, weil er befürchtet, nach Dingen gefragt zu werden, die ihn in Verlegenheit bringen würden.

An dem Tage bereits, an dem man die irdiſche Hülle des Großvaters zu Grabe getragen, hatten Jamrath, Deppler und Anton Nölte, die den Meiſter erſt wenige Tage vorher geſehen hatten, ſich gegenſeitig ihr Erſtaunen über ſein verändertes Ausſehen zugeflüſtert.

Er machte in der That den Eindruck, als wäre er plötzlich um zehn Jahre älter geworden. Die entſetzliche Enthüllung, die ihm die letzten Worte Gottfried Timpes gebracht hatten, laſteten wie das Bewußtſein eines ſelbſtbegangenen Verbrechens auf ſeiner

Seele. Am Tage des Begräbniſſes war die Nachricht eingetroffen, daß Franz krank ſei und das Zimmer nicht verlaſſen dürfe. Dafür hatte er einen großen Kranz geſandt, der dem Großvater mit in die Gruft gelegt werden ſollte. Nun fand Johannes erſt recht eine Beſtätigung der Anklage ſeines Vaters. Trotz der Trauer war eine ſtumme Wut bei ihm hervorgebrochen. Er hatte im geheimen den Kranz in Stücke zerriſſen und ihn mit den Füßen zertreten.

Die erſten Wochen, die dieſen Begebenheiten folgten, waren die entſetzlichſten in des Meiſters Leben. Er ſchlich faſt nur umher, betrat nur in den notwendigſten Fällen die Werkſtatt und ſchloß ſich ſtundenlang in ſeiner Arbeitsſtube ein. Sprach ihn einer der Geſellen an, um ihn nach etwas zu fragen, ſo ſchreckte er zuſammen; und es bedurfte erſt einer Wiederholung der Frage, um ihn aus der halben Betäubung, in der er ſich befand, zu erwecken. Alles in allem bot er das Bild eines an Körper und Seele gebrochenen Menſchen. Thomas Beyer meinte eines Tages, der Meiſter ſähe aus, als wäre er eine Weile lebendig begraben geweſen und wieder zum Leben erweckt worden. Wenn die anderen Gehilfen die Veränderung des Meiſters dem plötzlichen Tode des von ihm ſo ſehr geliebten Vaters zuſchrieben, ſo war der Altgeſelle wie gewöhnlich anderer Meinung und blickte tiefer. Timpe hatte keine Silbe von dem nächtlichen Diebſtahle erwähnt, wohl aber hatte Beyer von Kruſemeyer davon erfahren, wenn auch der Wächter ihm ebenfalls die Geſchichte von

dem „zerlumpten, graubärtigen Kerl“ erzählt hatte. Am auffallendſten war es Beyer, daß über den nächtlichen Vorfall keine Anzeige erſtattet wurde. Als er Kruſemeyer ſeine Verwunderung darüber ausſprach, meinte dieſer, Timpe wolle keine Scherereien haben; umſoweniger, da er keinen Schaden erlitten habe, denn es ſei nichts geſtohlen worden. Der Meiſter habe auch erklärt, er könne an die Wirklichkeit des Vorganges gar nicht glauben, er müſſe alles für eine Viſion oder einen böſen Spuk halten.

Und Viſionen hatte Timpe auch am hellen Tage. Wo er ging und ſtand, ſah er den Großvater in ſeinen letzten Augenblicken: wie er mit halberloſchenem Auge nach der Thür deutete, vor der er zuſammengebrochen war — hörte er ihn die fürchterliche Anklage ausſprechen: „Dein Sohn, ein Dieb!“ Und dieſes letzte Wort gellte dem Meiſter in tauſend verſchiedenen Tonarten entgegen: Früh, wenn er ſich von ſeinem Lager erhob, den ganzen Tag über, des Abends, wenn er ſich zur Ruhe legte, und des Nachts, wenn er aus wildem Traume erwachte. Einſtmals hatte er im Schlafe laut um Hilfe gerufen, ſo daß Karoline beſtürzt Licht machte und vor Furcht zitternd ihn weckte. Als er die Augen aufſchlug, war er förmlich in Schweiß gebadet. Es war ein ſchlimmer Traum geweſen: Die Polizeibeamten hatten ſeinen Sohn gefeſſelt, um ihn als Verbrecher ins Gefängnis zu führen, und er wollte ſich dem mit Gewalt widerſetzen. Schließlich packte man auch ihn, um ihn wegzuführen. Die Gewalt hatte ihm im Schlafe die Zunge gelöſt.

Die Erinnerung an dieſes Traumgeſpenſt wirkte nur noch niederdrückender auf ihn, denn es hatte ihm die ganze Verworfenheit ſeines Sohnes verkörpert vor die Augen geführt. Was er am meiſten befürchtete, war, daß irgend jemand ſeinen Sohn in jener Nacht erkannt und daß ſein Name dadurch öffentlich entehrt werden könnte. Im geheimen horchte er überall herum, ob ſein Verdacht begründet ſei. Faſt allabendlich ſuchte er den Stammtiſch bei Jamrath auf und blieb länger als ſonſt beim Biere. Sämtliche Gäſte wußten vom plötzlichen Tode des alten Timpe und auch von dem angeblichen Diebſtahl, denn Kruſemeyer und Liebegott hatten davon geſprochen. Kam dann das Geſpräch zufälligerweiſe auf den Vorfall, ſo ſpielte der bekannte „zerlumpte, graubärtige Kerl“ ſeine Rolle. Der Meiſter atmete auf und ging befriedigt nach Hauſe. Auch Kruſemeyer und den Schutzmann forſchte er noch einigemale aus; um ganz ſicher bei ihnen zu gehen, ſprach er von ihren „Luchsaugen“, ſo daß der Hüter der Nachtruhe ſich betroffen abwandte, um ſeine Verlegenheit zu verbergen.

„Dieſer Spitzbube!“ ſagte er einmal zu Kruſemeyer. „Schade, daß er Ihnen entwiſcht iſt. Es wäre doch ſchön geweſen, wenn wir ihn auf friſcher That ertappt und ihm das ſiebente Gebot auf dem Rücken eingeprägt hätten ... Alſo einen grauen Bart hat er gehabt? Der iſt gewiß im Zuchthauſe gereift. Ja, ja, lieber Kruſemeyer, wenn man wie Sie noch geſunde Augen hat.“

Und während er das ſagte, blickte er den Wächter

liſtig an, um aus deſſen Mienenſpiel zu erſehen, wie ſeine Worte aufgenommen wurden. Kruſemeyer machte zu dieſer Schmeichelei das Geſicht eines Menſchen, der nicht weiß, ob er weinen oder lachen ſoll, und ſagte ſchließlich voller Überzeugung: „Liebegott und ich gehören zur Polizei, und die ſieht alles, auch wenn ſie die Diebe manchmal nicht bekommt.“ Seine Gedanken aber lauteten: Wenn du wüßteſt, was ich weiß, armer Meiſter Timpe!

Es war ein richtiges Verſteckenſpiel, das ſie widerwillig trieben.

Auch in der Nachbarſchaft ſpionierte Timpe, um ſchließlich zu demſelben Reſultat zu gelangen. Niemand teilte mit ihm ſein Geheimnis. Wenn auch in dieſer Beziehung Beruhigung über ihn kam, ſo änderte das ſein Weſen doch nicht. Er wandelte noch ſcheuer als ſonſt umher. Das Bewußtſein, daß trotz alledem ſein Sohn ein Dieb war, wich nicht von ihm; und der Gedanke, daß er der einzige Menſch auf Erden ſei, der um die That Franzens wiſſe, ſie aber um ſeines Namens willen nicht zur Sühne bringen dürfe, ließ ihn in der Einbildung leben, daß auch er teilhaftig an einem Verbrechen, daß auch ſein Gewiſſen für ewige Zeiten belaſtet ſei. Und das erweckte in ihm ein Gefühl der Furchtſamkeit, der Selbſterniedrigung, ſo daß die leiſeſte Hindeutung auf die Unglücksnacht genügte, um ihn in die größte Angſt zu verſetzen.

Eines Nachmittags betrat er die Werkſtatt, als gerade der Name ſeines Sohnes genannt wurde. Thomas Beyer war Franz begegnet, dieſer aber wie

mit Absicht nach der anderen Seite der Straße gegangen, um ihm auszuweichen. Der Meister zitterte vor Schreck, brauste dann aber auf, so daß die Gesellen zusammenfuhren.

„Sie haben sich gar nicht von meinem Sohne zu unterhalten, zumal hinter meinem Rücken", sagte er erregt zu dem Altgesellen. „Ich verbiete Ihnen das ein für allemal."

Er drehte sich kurz um und schritt wieder seinem Arbeitszimmer zu. Thomas Beyer schwieg, blickte ihm aber kopfschüttelnd nach. Nach einer Weile rief ihn Timpe zu sich herein, bat für seine vorherige Unhöflichkeit um Verzeihung und forschte nach verschiedenen Dingen: wie Franz aussehe, was er für einen Eindruck auf Beyer gemacht habe, ob er hier bei seinem Hause vorübergegangen sei u. s. w.

Dabei hafteten seine Augen auf des Altgesellen Lippen; und die Hast, mit der er fragte, das nervöse Zittern der Hände, die ihre einstige Ruhe verloren hatten, bewiesen Beyer nur zu sehr, wie krankhaft das Gebahren Timpes war. Und als er von dem stattlichen Äußeren des Sohnes sprach und Timpe dabei langsam sein Haupt neigte, als wollte er sich in süße Erinnerungen versenken, zeigte sich, wie sehr das Herz des Meisters noch an seinem ihm fremd gewordenen Kinde hing. Aber er ermannte sich bald wieder. Er schämte sich seiner Weichheit nach all den Erfahrungen, die er mit Franz gemacht hatte.

„Wenn Sie einmal einen Sohn bekommen sollten, lieber Beyer", sagte er rauh, „dann vergessen Sie nicht,

ihm frühzeitig die Zuchtrute zu geben, wie Großvater ſelig zu ſagen pflegte. Und merken Sie beizeiten, daß der Junge Ihnen eines Tages den Stuhl vor die Thür ſetzen könnte, dann bitten Sie den lieben Gott, er möge das Kind lieber wieder zu ſich nehmen. Beſſer, daß es ſtirbt, als daß es lebt zum Hohne ſeiner Eltern."

„Entſinnen Sie ſich noch, Meiſter, was ich Ihnen vor Jahren an einem Donnerstag im Garten geſagt habe? Ich meine die Geſchichte von den Sperlingskindern, die ſolange mit den Stieglitzen verkehrten, bis ſie ſich ſelbſt für ſolche hielten . . . Es iſt alles ſo eingetroffen: Sie ſind der kleine Vater, auf den der lange Schlingel von Sohn herabblickt. Ich will offen wie immer reden: Hätten Sie Ihren Sohn ein Handwerk lernen laſſen, ſo wäre er bei den einfachen Sperlingen geblieben und hätte ſich nimmer ſeines ſchlichten Gefieders geſchämt. Die Sucht vieler Eltern aus Ihrem Stande, die Kinder etwas Größeres werden zu laſſen, als ſie ſelber ſind, trägt viel dazu bei, den „goldenen Boden" immer mehr zu durchlöchern, bis nichts mehr von ihm vorhanden ſein wird . . . Sehen Sie, Meiſter, da habe ich neulich einen Vortrag gehört über die Zuchtwahl. So iſt es auch mit dem Handwerk. Wenn die Meiſter ihre Söhne zu guten Handwerkern machten, und die Söhne dieſem Prinzipe ihren dereinſtigen Kindern gegenüber treu blieben, ſo würden immer wieder aufs neue kräftige Generationen entſtehen, die ein gutes Fundament unter den Füßen hätten. Und wo das iſt, da iſt bekanntlich gut Bauen."

Er machte eine Pauſe, während welcher Timpe zuſtimmend nickte. Dann begann er aufs neue:

„Meiſter, Sie ſind einer der beſten Menſchen, die ich kennen gelernt habe. Sie haben niemand etwas zu leide gethan, haben von früh bis ſpät fleißig gearbeitet, ſind gerecht gegen jedermann geweſen, und doch hat es den Anſchein, als wären Sie auf der Welt überflüſſig, als würde die Großinduſtrie eines Tages ſiegreich über Sie hinwegſchreiten. Meiſter, Sie müßten blind ſein, wenn Sie nicht einſähen, daß das Heil nur in der Sozialdemokratie liegt. Treten Sie zu uns über, beſuchen Sie unſere Verſammlungen — heute abend ſchon! Geben Sie Ihre Stimme bei der nächſten Reichstagswahl einem Manne aus dem werkthätigen Volke, der die Leiden der Kleinmeiſter kennt, der mit beredten Worten Ihre Rechte vertreten wird. Dann wird auch für Sie der Tag der Vergeltung kommen — gegen den da drüben, der einen einzigen Treibriemen höher ſchätzt, als die Exiſtenz von hundert Familien; der Ihnen das letzte Stück Brot aus dem Munde wegnehmen wird, ſo wahr ich Thomas Beyer heiße. Die Welt läuft nicht rückwärts, denn ſie muß vorwärtsgehen. Ich weiß, Sie ſind ein gottesfürchtiger Mann, aber Gott will nicht, daß ein Gerechter leide um hundert Ungerechter willen. Und ſelbſt die Könige ſind doch demütig vor Gott . . . Schlagen Sie ein, Meiſter — ſolche Leute können wir gebrauchen.“

Während der Altgeſelle ſprach, hatten die Wangen ſeines männlichen Geſichts ſich leicht gerötet. Die

Augen leuchteten, das Antlitz hatte ſich verſchönert. Beyer hatte nichts von einem Fanatiker. Es ſprach aus ihm die Anſchauung eines ehrlichen Menſchen, der imſtande iſt, ſich bis zur Schwärmerei zu verſteigen, wenn es ſich um die Verteidigung ſeiner Idee handelt. Seine Stimme klang weich, und in der Ruhe, mit der er zu ſprechen pflegte, lag etwas Seltſames, Beſtrickendes, dem ſeinesgleichen nicht zu widerſtehen vermochten. Er gehörte zu den Leuten, deren Rede man gern lauſcht, weil ſie immer etwas von Intereſſe zu ſagen haben.

Er war auf Timpe zugetreten und hatte ſeine Hand auf deſſen Schulter gelegt. Und nun zuckte der Meiſter, der ihm ohne Unterbrechung zugehört hatte, zuſammen und trat einen Schritt zurück. Es war ihm, als ſtände in dieſem ſonderbaren Menſchen, den er ſeit mehr denn zwanzig Jahren noch nie ſo geſehen hatte wie heute, plötzlich eine veränderte Geſtalt vor ihm, ein böſer Dämon, der ihn in Verſuchung führen wolle.

Sein ganzes Ich, ſein beſſeres Selbſt bäumten ſich auf bei der Zumutung des Geſellen. Er, der königstreue Handwerker, der ſeine Liebe zur Monarchie und dem angeſtammten Herrſcherhauſe während eines Menſchenalters nicht verleugnet hatte, ſollte am Spätabende ſeines Lebens ſeiner tiefeingewurzelten Anſchauung untreu werden und zur Sozialdemokratie übertreten: jener blutroten Fahne zuſchwören, die dereinſt über die Leichenfelder der halben Menſchheit hinweg dem Sturmſchritt der Maſſen als Siegeszeichen

vorangetragen werden ſollte? Er ein Anhänger der Umſturzpartei der ſozialen Revolutionäre? Im Augenblick erſchien ihm ſchon der bloße Gedanke an dieſe Möglichkeit wie ein Verbrechen. Er dachte an die patriotiſche Geſinnung Gottfried Timpes, und wie oft ihm dieſer von Franz David Timpe erzählt hatte, als von einem Manne, der zwei Königen treu gedient hatte. Ganze Generationen ſeines Stammes hatten Gott und den Herrſcher gefürchtet und geliebt, und nun ſollte er — —? Er vollendete den Gedankenſatz nicht, denn ſein Entſchluß ſtand feſt trotz Schickſalsſchlägen, beginnendem Ruin und dem Körnchen Wahrheit, das in Beyers Worten lag.

„Niemals, niemals!“ ſprach er mit einer Stimme der Überzeugung und wandte ſeinem Geſellen den Rücken.

Thomas Beyer aber begann aufs neue auf ihn einzureden — mit der Zähigkeit eines Agitators, der alle Gründe ins Gefecht führt, um zu ſiegen und zu triumphieren. Immer röter färbte ſich ſein Geſicht, immer heller leuchteten die Augen, immer beredter wurden die Lippen.

„Meiſter, jeder Menſch iſt das Produkt ſeiner Verhältniſſe. Die moderne Geſellſchaft mit ihrem Produktionsſchwindel hat Sie auf dem Gewiſſen . . . Die Leute, die Sie zu Grunde richten, ſind Ihre natürlichen Feinde, gegen welche Sie ſich aufbäumen müſſen, um wieder zu Ihrem Rechte zu gelangen. Gehen Sie, wohin Sie wollen — nur bei uns wird man Ihnen die Hand reichen, denn wir ſind doch Ihre einzigen

wahren Freunde. Die Armut kann niemals heucheln, ſie giebt ſich immer, wie ſie iſt. Meiſter, Meiſter, kommen Sie zu uns und beten Sie den neuen Heiland an.“

Timpe war das zu viel. Man ſollte ihn nicht für ſchwach halten. Außerdem war er hier noch Herr im Hauſe, der bei aller Rückſicht und Toleranz gegen ſeine Arbeitnehmer eine derartige Propaganda nicht dulden durfte.

„Genug jetzt, Beyer“, ſagte er mit leichtem Zorne. „Das ſind Phraſen, weiter nichts als Phraſen, mit denen Sie die Dummen fangen können, nicht aber aufgeklärte Männer. Sie ſind mir ein tüchtiger Arbeiter und auch lieber Freund geworden, wenn Sie aber derartige Geſpräche nicht laſſen können, ſo müſſen wir uns in aller Güte trennen . . . Gehen Sie!“

Der Altgeſelle lächelte leicht und ſchien nicht im geringſten berührt von den letzten Worten.

„Ich habe mir gelobt, bei Ihnen auszuhalten, ſo lange noch ein Stück Arbeit vorhanden iſt, Meiſter; dabei bleibt es“, erwiderte er, drehte ſich kurz um und entfernte ſich. An der Thür aber blieb er wieder ſtehen und ſagte mit der Stimme und Gebärde eines Propheten: „Meiſter, Meiſter, Sie werden einmal anders denken.“

Timpe war ärgerlich geworden, ſo daß er ein Selbſtgeſpräch eröffnete, worin die Worte „Narrenspoſſen“ — „Seelenfängerei“ und „ſozialiſtiſcher Unſinn“ eine Hauptrolle ſpielten. Das hatte gerade noch gefehlt, daß man ihm in ſeinem ſeeliſchen und geſchäftlichen

Elend noch mit der Politik kam, um ihm den Kopf gänzlich zu verwirren. Und doch mußte er ſich während der nächſten halben Stunde immer wieder die Worte des Altgeſellen ins Gedächnis zurückrufen. Hatte er nicht dem Staate Jahrzehnte hindurch als treuer Bürger gedient, ſeine Pflichten als ſolcher vollauf erfüllt? Wo war nun der Schutz, der ihn vor dem ſicheren Verderben bewahrte?

Zu dem tiefen Herzenskummer um ſeinen Sohn, zu den ſonſtigen Bekümmerniſſen des Lebens geſellte ſich nun auch der Zwieſpalt zwiſchen Bürgerpflicht und dem Zweifel an der Richtigkeit ſeiner bisherigen Überzeugung. Oft grübelte er ſtundenlang nach, ohne jemals mit Beyer darüber ein Wort zu wechſeln, denn der Stolz hielt ihn davon ab. Das Schlimmſte war, daß ein bitterer Menſchenhaß anfing, nach und nach ſeine Seele zu befruchten.

Gleich nach Weihnachten ſprach die ganze Nachbarſchaft nur noch von der bevorſtehenden Hochzeit ſeines Sohnes mit Emma Kirchberg. Ließ er ſich irgendwo ſehen, ſo ſtand die erſte Frage, die man an ihn richtete, mit dieſem Ereignis in Verbindung.

„Nun, Herr Timpe, haben Sie Ihren alten Bratenſtecher ſchon hervorgeholt?“ fragte ihn Nölte eines Mittags, als er vor der Hausthür ſtand. „Da werden Sie einmal wieder Staat machen und den Galanten ſpielen können . . . Und Ihre Frau — wie werden alte Erinnernngen bei ihr auftauchen! Ja, ja — ſo eine Hochzeit unter feinen Leuten, die lobe ich mir. Wiſſen Sie — wenn Sie ſo eine Pulle mit Wein bei-

ſeite ſchaffen könnten, dann denken Sie an mich. Du mein Gott, ich würde mich ſchon freuen, wenn ich nur einmal am Korken riechen könnte. Und meine Minna erſt und die Kinder —"

Timpe geriet in Verlegenheit. Dann lächelte er gezwungen und erwiderte: „Ja, das wird ſchön werden . . . Ich werde an Sie denken, lieber Nölte."

Als er ſich wieder im Hauſe befand, mußte er an ſich halten, um nicht laut aufzuſchluchzen. Es war immer noch die weiche Stimmnng, die ihn überkam, wenn er an das Glück ſeines Sohnes dachte, dem er fernbleiben mußte.

Am erſten Neujahrstage traf ein ſeltenes Ereignis ein. Als der Meiſter, durch Frau Karoline gerufen, die gute Stube betrat, fand er eine elegant gekleidete junge Dame vor, der die Meiſterin den Ehrenplatz auf dem Sofa eingeräumt hatte. Das ganze Zimmer duftete nach dem Parfüm der Beſucherin. Es war Fräulein Emma Kirchberg, die er erſt erkannte, nachdem ſie ihren Schleier gelüftet hatte. Timpe traute ſeinen Augen nicht. Als er ſich von ſeiner Überraſchung erholt hatte, fragte er höflich, aber gemeſſen nach dem Begehr des „gnädigen Fräuleins". Aus jedem Worte klang der Groll gegen die feindliche Nachbarſchaft. Er polterte die Frage ſo rauh hervor, daß Karoline, die ſich allem Anſcheine nach ſehr freundlich mit Urbans Stieftochter unterhalten hatte, ein erſchrecktes Geſicht zeigte und ihn durch Zeichen bat, ſeine Heftigkeit zu zügeln. Er aber nahm keine Rückſicht. Gehörte Emma nicht zur „Sippſchaft da drüben", die ſein

Unglück beſchloſſen hatte, mußte ſie nicht mit Franz unter einer Decke ſtecken, alſo auch wiſſen, wie das Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn lag? Was wollte ſie alſo hier? War ſie gekommen, um ſich an ſeinen Qualen zu weiden?

Emma hatte ſich ſofort erhoben und ihm die Hand entgegengeſtreckt. Sie glaubte dem unfreundlichen Auftreten des Meiſters mit um ſo größerer Liebenswürdigkeit begegnen zu müſſen.

„Geſtatten Sie mir, Herr Timpe, Ihnen meine aufrichtigſten Glückwünſche zum neuen Jahre auszuſprechen", ſagte ſie mit der ganzen Herzlichkeit, die ihr zu Gebote ſtand. „Wenn Ihre Meinung von mir nicht gar zu ſchlecht iſt, ſo werden Sie von der Wahrhaftigkeit meiner Gefühle für Sie überzeugt ſein . . ."

Sie wollte noch etwas hinzufügen, aber ſtutzte nun doch. Timpe hatte ſich nicht vom Flecke gerührt, zeigte auch nicht die geringſte Neigung, die dargereichte Hand zu ergreifen, ſo ſeltſam er auch von dem Klange der weichen Stimme und dem bittenden Ausdruck der Augen berührt wurde. Der Kummer, der ſeit Jahren an ihm fraß, der unauslöſchliche Haß gegen Urban und alles, was zu ihm gehörte, hatten ein krankhaftes Mißtrauen in ihm erweckt, das ihn in jedem Menſchen außerhalb des Hauſes einen Feind erblicken ließ, dem er nicht trauen dürfe. Wo war ſeine bei jedermann ſprichwörtlich geweſene Höflichkeit geblieben, wo die vielen Verbeugungen, die er ſtets bereit hatte, wenn ein „feiner Beſuch", wie er zu ſagen pflegte, ihn be-

ehrte? Wie er ſo daſtand, die Arbeitsmütze in der linken Hand, die rechte im Bruſtlatz ſeiner Schürze verborgen, war er nur noch der eckige, rauhe Handwerker, der, durch des Lebens Verdruß geſtachelt, eine Genugthuung darin fand, herausfordernd zu erſcheinen.

Er hatte die Abſicht, kurz und bündig zu erklären, daß er nicht die geringſte Gemeinſchaft mehr mit „denen da drüben“ haben wolle, als ſeine getreue Ehehälfte, die ihm den Unmut vom Geſichte abgeleſen hatte, ſich ins Mittel legte.

„Johannes, das Fräulein hat dir doch nichts gethan, es meint es ja ſo gut. Wer wird denn einen Glückwunſch zurückweiſen“, ſagte ſie vorwurfsvoll. Das milderte ſeine Rauheit.

„Ach ſo — Sie ſind nur gekommen, um uns Ihre Neujahrsgratulationen zu überbringen, Fräulein — das ändert die Sache — gewiß. Das iſt 'was anderes . . . Schönſten Dank alſo, und ich wünſche Ihnen von Herzen dasſelbe, trotzdem Sie es wohl gar nicht ſo nötig haben werden.“

Und nun ſtreckte er ihr die Hand entgegen, die ſie mit ihrer zart-umlederten ergriff und herzhaft drückte.

Es entſtand eine peinliche Pauſe. Timpe hatte ſich dem Fenſter zugewandt, Frau Karoline blickte ſtumm zu ihm hinüber, und Emma glättete mit der Hand den Pelz ihres Muffs. Sie ſah blaß aus; man wußte nicht, ob von dem Schein des Schnees, der draußen luſtig wirbelte, oder von dem kalten Em-

pfange, der ihr hier zu teil geworden war. Sie hatte ſich ſehr zu ihrem Vorteil verändert. Ihre Geſtalt war voller geworden und auch ihr Geſicht hatte ſich gerundet.

Endlich, als ſie vergeblich auf einige weitere Worte des Meiſters gewartet hatte, begann ſie in der Unterhaltung fortzufahren:

„Verzeihen Sie, Herr Timpe, wenn ich trotz Ihrer Abweiſung, von der ich nicht weiß, ob ich ſie verdient habe, die Sie mir aber deutlich genug zu verſtehen geben, mich nicht gleich entferne. Ich bin aber gekommen, um etwas gut zu machen, und wegen des ſchweren Unrechts, das man Ihnen angethan hat, um Verzeihung zu bitten. Für meine Perſon wenigſtens . . . Ich bin hier erſchienen, um Ihre gute Frau und Sie im Namen meiner Mutter zu unſerer Hochzeit einzuladen . . .“

Vom Fenſter her erſchallte ein lautes Lachen, das ſo jäh hervorquoll, daß die Meiſterin beſtürzt einen Schritt vorwärts that und Emma erbebte.

„Dachte ich's doch, dachte ich's doch — daß man noch kommen würde, mich obendrein zu verhöhnen. Fehlgegangen, mein gnädigſtes Fräulein! Ich ſage, fehlgegangen! Alle Hochachtung vor Ihnen — Sie ſind eine liebenswürdige Dame, gewiß, das ſind Sie. Auch meinen ſchönſten Dank für Ihre Freundlichkeit! Aber es iſt zu allen Zeiten immer dasſelbe geweſen: Ein Vater kann nur von einem Sohne zu deſſen Hochzeit eingeladen werden, wenn er einen ſolchen beſitzt. Aber ich, ich habe keinen! Beſtellen Sie das

gefälligſt Ihrer gnädigen Frau Mama. Verſtehen Sie auch recht: Ich habe keinen Sohn . . . Und wenn er ſelbſt hier vor meinen Knien läge und mit tauſend Schwüren es beeidete, daß ich ſein Vater ſei, ſo ſage ich ihm ins Geſicht hinein: Du lügſt! Denn das Blatt, das vom Baume losgetrennt iſt, hat keine Gemeinſchaft mehr mit dem Stamm. So wahr ich Johannes Timpe heiße und in Ehren grau geworden bin, ſo iſt's und ſo ſoll's bleiben, ſo lange mir der liebe Gott das Leben ſchenkt."

Er zitterte am ganzen Leibe, das Antlitz war vor Erregung fahl geworden, und die rechte Hand hatte ſich geballt. Karoline war auf ihn zugetreten, um ihn ernſtlich zu beſchwichtigen. So hatte ſie ihn noch nie geſehen.

„Vater, du gehſt zu weit. Er trägt unſern Namen . . ."

Er dachte an den Diebſtahl und wollte ſich hinreißen laſſen, das Wort „ehrlos" zu gebrauchen; aber er bezwang ſich. Das fürchterliche Geheimnis, um das er allein wußte, ſollte mit ihm zu Grabe getragen werden. So ſagte er denn mit erzwungener Ruhe:

„Das iſt nicht zu leugnen; aber er trägt den Namen ſeines Vaters, nicht ſeinen eigenen. Und ſo wenig eine Herde von Hammeln dafür kann, wenn ein räudiger in ihr ſich befindet, ſo wenig kann man es einer Familie zur Laſt legen, wenn eins ihrer Mitglieder aus der Art geſchlagen iſt."

Das Ehepaar hörte ein leiſes Schluchzen. Als ſich beide umdrehten, ſahen ſie Emma, wie ſie auf das

Sofa niedergesunken war und die Augen mit ihrem Taschentuch bedeckt hielt. Die Meisterin eilte sofort auf sie zu, legte die Arme liebevoll um ihre Schulter und fragte:

„Was ist Ihnen, Fräulein? Sie weinen? Um Himmels willen!“

Statt der Antwort wurde das Schluchzen stärker. Die ganze Gestalt war gepackt von der Erschütterung, die über sie gekommen war. Endlich brachte sie die Worte hervor: „O, lassen Sie mich weinen, es thut mir wohl.“

Auch der Meister war nun bestürzt, trat auf sie zu und sagte so freundlich, als er es in diesem Augenblick vermochte: „Fassen Sie sich, gnädiges Fräulein. Wenn ich Sie durch irgend etwas beleidigt haben sollte, so bitte ich vielmals um Entschuldigung, vielmals . . . Aber ich bitte, Rücksicht auf den Vater zu nehmen, dem der Groll mit dem Herzen durchgeht. Nochmals: ich bitte vielmals um Verzeihung. Und wenn ich meine letzten unschicklichen Worte wieder gut machen kann, so soll es geschehen. Wohlverstanden: soweit es in meinen Kräften steht.“

„Sie können es, Herr Timpe.“

Sie hatte sich plötzlich erhoben, war vor ihm auf die Knie gefallen und blickte mit von Thränen umschleierten Augen zu ihm empor. Und jedes Wort, das sie jetzt sprach, schien zugleich mit einem Schluchzen aus der Kehle zu quellen.

„Mag Franz nicht recht an Ihnen gehandelt haben, mag er vergessen haben, was er Ihnen schuldig

iſt, ich kann darüber nicht richten, denn ich liebe ihn von ganzem Herzen. Und ich ſchwöre Ihnen hier bei dieſer Liebe, daß ich verſuchen will, gut zu machen, was er Ihnen wehe gethan hat . . . Ich will mit tauſend Zungen zu ihm reden, ich will Tag und Nacht zu Gott beten, damit er Sie wieder vereinige. Aber ich flehe Sie an, ich bitte inſtändigſt, wenn Sie auch nicht zur Hochzeit kommen wollen, geben Sie mir für Ihren Sohn Ihren Segen."

Mit zuckenden Lippen blickte ſie zu ihm empor, riß den Hut ab, neigte das Haupt und faltete die Hände krampfhaft über das Taſchentuch. Bei dieſem Anblick konnte auch die Meiſterin nicht mehr ihre Faſſung bewahren. Ihr weiches Gemüt preßte auch ihr eine Thräne ins Auge. Und ſo ſtand ſie hinter ihrem Mann, dem es ſeltſam zu Mute ward, und drängte ihn leiſe, den Wunſch der Knienden zu erfüllen.

Der Meiſter war wieder ein anderer geworden. Er legte die harten Hände auf den Scheitel Emmas und ſagte halblaut: „Und der Herr ſegne dich und behüte dich, und laſſe auch dieſen Segen deinem zukünftigen Manne teilhaftig werden."

Und kaum hatte er die letzte Silbe ausgeſprochen, ſo fühlte er ſich von den Armen Emmas umſchlungen.

„Mein Vater, ich danke Ihnen."

Auch der Meiſterin Hals umſchlang ſie und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Dann ging ſie. Und als die Thür ſich hinter ihr leiſe geſchloſſen hatte, war es

dem Ehepaare, als wäre der ganze Vorgang ein Spuk geweſen, hervorgerufen durch die lichte Erſcheinung eines Engels . . .

Als nach einigen Tagen die Trauung des jungen Paares in der nahen Andreaskirche ſtattfand und die Augen ſämtlicher Anweſenden auf das Brautpaar vor dem Altar gerichtet waren, zeigten ſich auch am äußerſten Ende der ſonſt menſchenleeren Galerie zwei Köpfe, deren Blicke unverwandt an der Geſtalt des Bräutigams hingen. Es waren Timpe und ſein Weib, die längſt vor Beginn der Ceremonie die Kirche aufgeſucht hatten, um ungeſehen mitzubeten für das Heil des jungen Ehepaares. Niemand hatte ſie kommen ſehen, niemand bemerkte ſie von unten. Es war ein eiſig kalter Tag, nur wenige Menſchen füllten das Gotteshaus, denn, wie Urban es zu Franz geſagt hatte, ſo war es geſchehen: Die Einladungen waren nur an die bevorzugteſten Freunde des Hauſes erlaſſen worden.

Die Kirche hatte ſich langſam geleert; Wagen auf Wagen rollte davon, und auch die wenigen Neugierigen, die das Portal umſtanden, hatten ſich zerſtreut. Bis zur Naſe in Kragen und Tücher gehüllt, traten Johannes und Karoline wieder ins Freie. Noch tief bewegt von dem heiligen Akte, ſchritten ſie nebeneinander ihres kurzen Weges dahin. An einer Straßenecke begegnete ihnen Meiſter Nölte.

„Na, alles vorüber, gut abgelaufen?“ redete er ſie an. Und plauderhaft, wie er Timpe gegenüber immer war, ſprach er ſofort weiter: „Ich wollte eben-

falls kommen, um mir das Brautpaar anzuſehen, aber ich habe die Zeit verpaßt . . . Sie gehen jetzt wohl erſt nach Hauſe, um ſich für die Hochzeit umzukleiden? Vergeſſen Sie nur die Flaſche Wein nicht; ich habe ſchon zu Hanſe davon erzählt."

Johannes nickte und ſchüttelte ſich vor Kälte, was für Nölte ein Zeichen war, ſich nicht lange aufzuhalten.

„Adieu, Frau Timpe, auf Wiederſehen, Herr Timpe."

Nach fünf Schritten kehrte er noch einmal um.

„Wenn Sie vielleicht noch ein paar Stückchen Torte für meine Mädchen . . . Sie verſtehen mich ſchon." Er machte eine Handbewegung im Bogen nach der Taſche.

„Soll beſorgt werden," brachte Timpe brummend hervor. Dann ſagte er beim Weiterſchreiten zu Frau Karolinen: „Das haben wir einmal gut gemacht. Nun dauert es nicht lange, und ganz Berlin weiß, daß wir in der Kirche waren und die Hochzeit in allen Ehren mitmachen. Es koſtet zwar eine Flaſche Wein und Kuchen obendrein, aber immer beſſer, dieſes Opfer zu bringen, als allen Menſchen die Familienverhältniſſe preiszugeben."

Nach dieſen Worten mußten ſie trotz ihres herben Wehes leiſe lachen.

XIV.

Verzweiflungskampf.

Als der Sommer wieder hereinbrach, ſah es trauriger als je mit der Arbeit in Timpes Werkſtatt aus. Beyer und Spiller waren nun die einzigen Gehilfen, welche die Drehbänke in Bewegung ſetzten. Die in Ausſicht geſtellte Beſtellung Depplers traf nicht ein; wohl aber mußte der Meiſter erleben, daß nach ſeinem für den Amerikaner angefertigten Modell Urban tapfer fabrizierte. Als Johannes dem kleinen und verwachſenen Deppler eines Abends bei Jamrath Vorwürfe über den „Jeſuitenſtreich“ machte, zuckte der Schirmfabrikant die Achſeln und gebrauchte einige Worte des Bedauerns. Er habe es gut genug gemeint, verteidigte er ſich; aber es ſei eben die alte Geſchichte: Die Preisaufſtellung Urbans habe ſich um fünfundzwanzig Prozent billiger herausgeſtellt als diejenige Timpes.

Nun bereute der Meiſter bitter, das Modell an den Amerikaner, ohne Vorbehalt ſeiner Rechte, verkauft zu haben. Er hatte ſich in dieſer Beziehung ganz auf Deppler verlaſſen. So viele Anſpielungen er aber machte, und zwar in einer Art und Weiſe, die der Mißgeſtalt nur zu deutlich das Gewiſſenloſe ihrer Handlung vor Augen führen mußte — immer kam die gleichgültige Antwort: Man müſſe heutzutage der Konkurrenz die Spitze zu bieten verſuchen; wer das nicht könne, der ſolle lieber ruhig einpacken und als Rentier leben.

Eines Abends wurde der kleine Herr ſogar wütend.

„Sie können auch gar nicht genug kriegen!“ rief er Timpe zu. „Sie haben doch gewiß ſchon Ihre Reichtümer beiſammen. Wer ſo einen Sohn hat, dem kann es doch nicht fehlen . . . Übrigens ſpricht ja alle Welt davon, daß Sie nach und nach das Arbeiten ganz aufgeben wollen, um von Ihren Renten zu leben. Wie ich gehört habe, halten Sie ſich Ihre zwei Geſellen nur noch, um mit den letzten Beſtellungen aufzuräumen.“

Die ernſte Miene, mit der er das ſagte, ließ Timpe erkennen, daß von irgend einer Verhöhnung keine Rede ſein könne. Und da die traurigen Erfahrungen der letzten Jahre ihn gelehrt hatten, nicht jedermann ſeine innerſten Gedanken preiszugeben, ſo nahm er eine reſervierte Haltung an und lächelte ſtatt der Antwort nur, ſo daß man das als eine Zuſtimmung auffaſſen konnte.

Die Annahme Depplers, daß die Vermögungsverhältniſſe des Drechslers vortreffliche ſeien, war nicht nur die ſeinige. Da ſie die inneren Familienverhältniſſe nicht kannten, ſo waren viele Leute, mit denen der Meiſter zu thun hatte, der Anſicht, daß er durch ſeinen Sohn große materielle Vorteile genieße, und nur ſeine und ſeiner Frau Anſpruchsloſigkeit es verhinderten, aus der Beſcheidenheit herauszutreten und ſich ein behaglicheres Leben zu verſchaffen. Schließlich hielt man ihn für einen Duckmäuſer, der wohl wiſſe, wie viel er in ſeinem Beutel habe, aber den Menſchen Sand in die Augen ſtreue, um ihrer aufdringlichen Freundſchaft zu entgehen. Gewiß würde ſchon die Zeit kommen, wo der Säckel ſich öffnete, und Herr und Frau Timpe ſich der Welt als wohlhabendes Ehepaar präſentierten, das bis an ſein Lebensende aus den Fenſtern eines ſtattlichen Hauſes herausblickte. Ja, es kam ſo weit, daß neidiſche Nachbarsleute, die es niemals verziehen, daß der Sohn des Handwerkers eine glänzende Partie gemacht hatte, in unzweideutiger Weiſe von einem Geizhalſe ſprachen, und nur zu leicht durchblicken ließen, wer damit gemeint ſei.

Johannes Timpe und ein Geizhals! Als der Meiſter zufälliger weiſe von dieſer Bezeichnung erfuhr, mußte er trotz ſeiner düſteren Stimmung laut auflachen. Es fiel ihm aber nicht im geringſten ein, dieſem teils ſchmeichelhaften, teils wenig angenehmen Gerüchte entgegenzutreten. Trug alles das doch dazu bei, über ſeine wirklichen Verhältniſſe hinwegzutäuſchen und der Welt das traurige Schauſpiel, in dem

ein gewiſſenloſes Kind die Hauptrolle ſpielte, zu erſparen.

So führte er von nun an eine Art Scheinexiſtenz, durch die er ſich genötigt ſah, den Ruin im Hauſe durch das äußerliche Renommee zu verdecken. Das ging ſo weit, daß er zuletzt ſich ſelbſt betrog und an den vermögenden Vater des vermögenden Sohnes glaubte. Und dieſe fixe Idee ſteigerte ſich in demſelben Maße, in dem ſeine Erſparniſſe zuſammenſchrumpften und das Geſpenſt des gänzlichen Unterganges immer drohender heranzog und rieſiger vor ſeinen Augen auftauchte. Aber ſeine Gleichgültigkeit gegen die Vorkommniſſe des Tages war bereits ſo groß, daß er ſich langſam vom Strome der Ereigniſſe mit fortziehen ließ. Er führte ein halbes Traumleben. Um ſo ſchrecklicher mußte das Erwachen ſein.

Eines Vormittags ſtellte ſich Anton Nölte bei ihm ein, deſſen Familie ſeinerzeit der erlogene Hochzeitswein und -Kuchen gut bekommen war.

„Herr Timpe, Sie ſind ein braver Mann," begann er ohne Umſchweife. „Alle Welt erzählt davon, daß Sie ſich demnächſt ein großes Haus bauen werden. Ja, erſt geſtern verſicherte man mir mit heiligem Eide, daß Ihr Sohn Ihnen in Friedrichshagen eine Villa, direkt am See gelegen, gekauft habe. Es wird alſo für Sie eine Kleinigkeit ſein, wenn Sie mir auf ein paar Wochen fünfzig Mark leihen. Da hat ſich noch ein alter Gläubiger gefunden, den ich längſt begraben glaubte und der durchaus behauptet, ich ſei derſelbe Nölte, der früher den ſchönen Laden in der Andreas-

ſtraße beſaß . . . Was wollen Sie machen — ich kann es nicht beſtreiten."

Timpe machte ein ſehr verdutztes Geſicht, ging dann aber nach dem alten Schreibſekretär, wo die letzten Thalerrollen ſeines Kapitals lagen. Wenn einer verdiente geholfen zu werden, ſo war es der fleißige Klempnermeiſter, der ſechs Kinder zu ernähren hatte.

Gleich am anderen Tage wartete Nölte abermals mit ſeiner Perſon auf; das Geld habe nicht gereicht, er müſſe noch Koſten bezahlen. Der Klempner blickte den Meiſter ſo flehentlich an, daß dieſer nicht widerſtehen konnte. Er erfüllte auch die zweite Bitte.

Seit dieſer Stunde pries Nölte den Retter in der Not in allen Tonarten. Und ſelbſt für die Zweifler war es jetzt eine ausgemachte Sache, daß Timpes Vermögen ſeit der Verheiratung ſeines Sohnes bedeutend geſtiegen ſei. Er durfte ſich ſomit nicht wundern, wenn Leute, denen er bisher dieſe Höflichkeit niemals zugetraut hatte, bei einer Begegnung auf der Straße den Hut ſehr tief zogen, und ihn ſo merkwürdig anblinzelten, als wollten ſie ſagen: Wir kennen dich ſchon, du alter Schlaukopf! Uns das vierſtöckige Haus und die Villa zu verheimlichen! Wenn du erſt behaglich eingerichtet biſt, dann wirſt du dich unſerer hoffentlich erinnern.

Dieſes Selbſtbelügen war der einzige Spaß, den Timpe ſich noch erlaubte. Seine Verſchloſſenheit, der Menſchenhaß, der in einſamen Stunden immer mehr zum Ausbruch kam, die ganzen Seelenleiden, die ihn

gebeugt und alt gemacht hatten, erhielten ihr Gleichgewicht durch den Galgenhumor, der wie der Blitz am umwölkten Nachthimmel aufzuckte und wieder verschwand.

„Laßt sie nur von dem vermögenden Timpe träumen", pflegte er zu sagen. „Wenn ich auch nichts davon habe, so sehe ich doch an ihren Gesichtern, wie sie sich ärgern."

Als Thomas Beyer einmal derartige Worte hörte, glaubte er ebenfalls seine Meinung äußern zu müssen.

„Sehen Sie, Meister, das ist die große Lüge unserer Zeit: Nur der Schein blendet, der innere Wert spielt keine Rolle mehr. Verbreiten Sie heute das Gerücht, daß Sie völlig mittellos seien, gehen Sie morgen in ihrem schlechtesten Rock über die Straße — Sie sollen dann einmal sehen, wie die Leute sich nicht erinnern werden, Sie jemals gekannt zu haben. Aus dem fleißigen Manne wird dann über Nacht der Mensch geworden sein, der sein Schicksal selbst verschuldet hat . . . Nur die Armen werden gerecht urteilen, weil sie annehmen, daß Sie nun ebenfalls zu ihnen gehören . . . Meister, unsere Partei ist die einzige, die sich der Unterdrückten und Hilfsbedürftigen annimmt."

Und diesen Worten folgte dann die Propaganda, die um so nachdrücklicher von ihm betrieben wurde, je schlechter die Verhältnisse im Hause sich gestalteten. Immer mehr empfand Timpe den verführerischen Zauber, mit dem der Altgeselle ihn zu umstricken versuchte. Es war gerade, als wäre Thomas Beyer sein

ſchlechteres Ich, das mit aller Gewalt das beſſere zu töten verſuche. Jede Gelegenheit nahm er wahr, um den Meiſter zu „bearbeiten“, wie er ſich dem Sachſen gegenüber ausdrückte. Und wenn Johannes auch mit aller Energie die Verſuchungen zurückwies, dem Geſellen ins Geſicht lachte und ihm ſagte, daß er ſeine Bemühungen nur als komiſch auffaſſen könne — Beyer ſchien das nicht im geringſten zu berühren. Sein Geſicht blieb ernſt und kein Wort deutete darauf hin, daß er ſeinem Brotgeber böſe ſei. Gleich einem Manne, der von ſeinem endlichen Siege überzeugt iſt, begann er den erneuerten Kampf mit der alten Hartnäckigkeit und trieb ſeinen Gegner ſo in die Enge, daß Timpen ſchließlich keine andere Waffe übrig blieb, als die Grobheit. Aber auch ihr gegenüber büßte der Altgeſelle von ſeiner faſt demütigen Ergebenheit nichts ein. Es war dann immer dasſelbe, ſein Geſicht verklärende Lächeln, das die Worte begleitete: „Meiſter, und wenn Sie mich beſchimpfen, ich nehme Ihnen das nicht übel, denn auf die Unwiſſenheit muß man immer Rückſicht nehmen.“

Dieſe kecken Worte machten Timpe ſo ſtutzig, daß er vergeblich nach einer paſſenden Erwiderung ſuchte, aber ſtärker denn je ſeine Ohnmacht empfand. Mehr als einmal nahm er ſich vor, Beyer zu entlaſſen, dann aber ſchämte er ſich ſeiner Furcht und ließ es beim alten.

Eines Vormittags fand er auf dem Tiſche ſeiner Arbeitsſtube einige Schriften liegen. Er wußte nicht, wie ſie dorthin gekommen waren. Als er, neugierig

gemacht, eine von ihnen aufſchlug, fand er, daß er Broſchüren ſozialiſtiſchen Inhalts vor ſich hatte. Sofort ahnte er, wer der Beſitzer der Bücher ſei. Sein Zorn kannte keine Grenzen. Voller Wut packte er die Schriften zuſammen, ſchritt nach der Küche und ſteckte ſie in den Ofen, ſo daß die Flamme hell auflohderte. Dann ging er wieder zurück, rief den Altgeſellen zu ſich herein, zog ihn nach dem Kochherd und ſagte:

„Ich wollte Ihnen nur zeigen, wie gut man mit Ihren Hetzſchriften Kaffee kochen kann. Sehr viel Stroh in dem Papier, das muß ich ſagen! Es brennt ausgezeichnet! So etwas dürfen Sie mir nicht machen! Sie wollen wohl mich alten Mann noch mit der Polizei in Konflikt bringen, indem Sie verbotene Schriften in mein Haus ſchleppen? Sie waren es doch, geſtehen Sie es nur ein!“

Frau Karoline war hinzugekommen und ſchlug entſetzt die Hände zuſammen.

In des Altgeſellen Geſicht regte ſich keine Muskel; nur etwas wie Mitleid leuchtete aus ſeinen Augen, als er die fieberhafte Erregung Timpes gewahrte.

„Ja, ich war es“, ſagte er dann ruhig. „Haben Sie die Bücher vorher geleſen?“

Der Meiſter lachte auf und erwiderte:

„Das fehlte noch! Ich will meine Seele nicht vergiften.“

Derſelbe traurige Blick des Altgeſellen traf ihn.

„Dann haben Sie die letzte Ihrer Hoffnungen vernichtet; Sie ſind nicht mehr zu retten. Man ſoll

erſt prüfen, ehe man verdammt, erſt lernen, ehe man lehren will . . . Meiſter, ich muß Sie aufgeben. Leben Sie wohl, wir ſehen uns nicht wieder . . . Aber Sie werden einſtmals anders denken, und dann erinnern Sie ſich Thomas Beyers."

Die Mittagsſtunde hatte gerade geſchlagen. Der Altgeſelle drehte ſich um, ſuchte die Werkſtatt auf und verließ das Haus. Zwei Tage lang blieb er weg, ohne ſeinen rückſtändigen Lohn zu holen, dann fand ihn der Meiſter eines Morgens wie gewöhnlich an der Drehbank. Man that ſo, als wäre nichts vorgefallen, wechſelte aber nur die notwendigſten Worte, die ſich auf die Arbeit bezogen.

Die Monate Juni und Juli erwieſen ſich ſo ſchlecht in geſchäftlicher Beziehung, daß Timpe ſich mit dem Gedanken vertraut machte, auch den kleinen Sachſen zu entlaſſen. Es war weit gekommen. Trotzdem hoffte er von Tag zu Tag, daß irgend eine unvorhergeſehene Kataſtrophe hereinbrechen und dadurch mit einem Schlage eine Beſſerung eintreten würde. Als dann für Spiller eines Sonnabends die Trennungsſtunde ſchlug, hatten der Meiſter und ſein Weib das Gefühl, als würde es für ihre Zukunft beſſer ſein, wenn ſie auch den Altgeſellen entließen. Aber Thomas Beyer wich und wankte nicht. Es kam eine Woche, in der wirklich kein Stück Arbeit vorhanden war. Die Lehrlinge räumten gründlich auf und drechſelten dann zu ihrem Vergnügen allerhand Dinge, die für ihre Fortbildung nützlich waren. Der Altgeſelle nahm dieſen Zuſtand mit völliger Gleichgültigkeit auf. Er

ſchärfte ſeine Drehſtähle, erſetzte die ſchadhaften Griffe und pfiff dabei nach wie vor leiſe ſeine Lieblingsmelodie: „So leben wir, ſo leben wir, ſo leben wir alle Tage.“ Als er mit ſeinem Werkzeug fertig war, nahm er ſich auch dasjenige des Meiſters vor und brachte es in Ordnung. Dann unterrichtete er die Lehrlinge und verfertigte ſchließlich einen kunſtvollen Aſchbecher, den er Kruſemeyer zugedacht hatte.

Als der Sonnabend kam, verſchwand er eine Stunde vor der Lohnzeit, traf dann aber am Montag wie gewöhnlich pünktlich ein. Und als immer noch keine Arbeit anlangte, begann er für ſich eine lange Bernſteinſpitze zu drehen, wozu er das Material ſchon längere Zeit beſaß. Timpe hielt es nun für nötig, den Altgeſellen folgendermaßen anzureden:

„Mein lieber Beyer, ich ehre Ihre Anhänglichkeit und erſehe aus ihr, daß Sie trotz Ihrer frevelhaften politiſchen Anſchauung große und edle Eigenſchaften beſitzen, wie man ſie ſelten findet. Aber ich muß Sie ſchon von Herzen bitten, ſich von mir zu trennen, denn ich kann den Lohn für Sie nicht mehr erſchwingen. Kommen beſſere Zeiten, was ich zu Gott hoffe, ſo werde ich Ihrer zuerſt gedenken . . . Ich weiß wohl, weshalb Sie am Sonnabend ohne Löhnung fortgegangen ſind, aber ſo ſehr ich Ihr Zartgefühl auch anerkenne: ein jeder Menſch iſt ſeines Lohnes wert und Sie nicht minder. Wenn keine Arbeit vorhanden war, ſo trifft die Schuld nicht Sie.“

Nach dieſen Worten zählte er den rückſtändigen

Lohn in harten Thalern auf den Tiſch und wandte dem Geſellen den Rücken.

Beyer hatte ruhig zugehört, ohne ein einziges Mal aufzublicken. Dann ſagte er gleichgültig:

„Meiſter, ſtecken Sie das Geld nur wieder ein, ich nehme es nicht an . . . Ich werde an dieſem Prinzip ſo lange feſthalten, bis ich meinen Lohn wieder verdiene. Ich laſſe mir nichts ſchenken.“

„Ich aber auch nicht,“ gab Timpe zurück. „Sie beleidigen mich, wenn Sie das Geld nicht nehmen.“ Sein Antlitz war rot geworden, ein Sturm drohte heranzubrechen.

„Thut mir leid, Meiſter, aber es bleibt dabei.“

„Aber wovon wollen Sie denn leben?“

„Ich habe einige Erſparniſſe, die werden reichen, und wenn es damit zu Ende iſt, dann — — o, beſter Herr Timpe, meine Schweſter und ich werden nicht zu Grunde gehen, wenn's ans Hungern geht. Die Genoſſen werden für uns ſammeln . . . In unſerer Partei kommt niemand um, ſolange der andere noch ein Stückchen Brot für ihn übrig hat . . . Uns gilt noch das Wort etwas: hilf deinem Nächſten . . . Unter den Handwerksmeiſtern ſcheint das anders zu ſein; denn ich habe bis jetzt noch nicht geſehen, daß einer Ihrer Kollegen gekommen wäre und hätte das erſte Gebot des Chriſtentums erfüllt . . . Sie, Meiſter, machen eine Ausnahme . . . Da hat mir geſtern der Nölte drüben ſo eine Geſchichte von Barmherzigkeit erzählt. O, Herr Timpe, Sie ſind zu ſchade für den Liberalismus.“

Bei dieſen letzten Worten warf er von der Seite einen prüfenden Blick auf Timpe, um ſich von der Wirkung ſeiner Worte zu überzeugen. Seit dem letzten Auftritt, den er ſeiner Propaganda wegen gehabt hatte, erlaubte er ſich nur noch indirekte Anſpielungen auf die politiſche Anſchauung des Meiſters zu machen.

Eine innere Bewegung hatte Timpe gepackt, der er aber in der nächſten Minute wieder Herr wurde. Er wollte ſich nicht beſchämen laſſen. Das hätte noch gefehlt, daß ſein eigener Geſelle ihn die Armut fühlen ließe! So ſagte er denn trocken:

„Trotz alledem bleibt mir nichts übrig, Sie dringend zu bitten, meine Werkſtatt zu verlaſſen.“

„Ich bleibe.“

„Ich fordere Sie jetzt energiſch auf.“

„Hilft alles nichts, Meiſter! Ich weiche nur der Gewalt. Schicken Sie zur Polizei. Dann werde ich allen Menſchen erzählen, wie ein Meiſter ſeinen Geſellen, der zweiundzwanzig Jahre bei ihm gearbeitet hat, durch Schutzmänner auf die Straße werfen ließ. Ein Hoch werden dann die Leute auf Sie nicht ausbringen, verlaſſen Sie ſich darauf.“

Die beiden Lehrlinge ſchnitten ungeſehen luſtige Grimaſſen, während Timpen die Zornader ſchwoll.

„Dann ſtehen Sie ſich meinetwegen die Beine in den Hals hinein“, ſagte er wütend gemacht und gab den Kampf auf.

„Ich kann mit meinen Beinen machen, was ich will, Meiſter“, erwiderte Beyer.

Nach dieſen Worten fiel hinter dem Meiſter die Thür krachend zu, ſo daß die Wände erzitterten.

Als nach ungefähr einer Viertelſtunde in der Werkſtatt eine Rechnung präſentiert wurde, die durchaus bezahlt werden mußte, beglich ſie der Altgeſelle mit dem Gelde, das noch immer auf der Drehbank lag. Später erſt erfuhr Timpe von dieſem Genieſtreich, der ſeiner Meinung nach an Boshaftigkeit nichts zu wünſchen übrig gelaſſen hatte.

Nach drei Wochen blieb der eine Lehrling weg. Er ſchlief in der letzten Zeit bei ſeinen Eltern, und da er bereits zweiundeinhalb Jahr lernte, ſo hielt er es für angezeigt, in eine Fabrik einzutreten, wo er bereits einen kleinen Geſellenlohn bekam. Der Vater gebrauchte nach einer Beſchwerde die Ausrede, ſein Sohn habe ihm berichtet, daß ſelten etwas zu thun ſei, und da könne er wenig lernen. Johannes faßte die Sache trotz des Ärgers, den er empfand, nicht ſo tragiſch auf. Er hatte einen Eſſer weniger, und das wollte bei der trüben Zeit ſchon etwas ſagen.

Als außer einigen Kleinigkeiten immer noch keine nennenswerte Beſtellung eintraf, konnte Timpe den Anblick der bewegungsloſen Drehbänke nicht mehr ertragen. Er zog ſeinen Sonntagsſtaat an, legte einige Muſter zuſammen und machte ſich auf den Weg zu den ihm fremden Händlern und größeren Fabrikanten, um Arbeit zu verlangen. Man lobte ſeine Kunſtfertigkeit, machte ihm das Kompliment, bereits von ihm gehört zu haben und bat wie gewöhnlich um eine Kalkulation. War man einmal mit derſelben einver-

ſtanden und nicht abgeneigt, ihm einen größeren Auftrag zu geben, ſo ſcheiterte die Ausführung desſelben wieder an dem Umſtande, daß er jetzt nicht einmal das notwendige Kapital beſaß, um Rohmaterialien einzukaufen. Obendrein verlangte man einen Kredit von einem halben Jahre. Bei den Modeartikeln war das durchaus der Fall. Hin und wieder bekam er die Anfertigung irgend eines einzelnen Gegenſtandes, der auf direkte Beſtellung nach eingereichter Zeichnung ausgeführt werden ſollte. Das war das Ganze. Zu allerletzt hielt ihn der Stolz davon ab, ſich mit einem Artikel zu befaſſen, deſſen Preis ſeiner einfach unwürdig erſchien.

„Lieber thuſt du nichts und ſetzt das Letzte zu“, dachte er dann, wenn er den Ort verließ, wo man ihm ſoeben zugemutet hatte, ſchlechte Arbeit für ein Spottgeld zu liefern. Er dachte an ſeinen verſtorbenen Vater, an David Timpe, und an die gute, alte Zeit, wo der Handwerker noch nicht nötig hatte, den Krämer zu ſpielen und von Thür zu Thür zu gehen, um zu feilſchen und zu betteln.

Wenn er dann ſo mit ſeinem Paket unter dem Arm, den grauen Cylinderhut auf dem Kopf, und mit einem etwas altfränkiſchen, braunen Gehrock angethan, durch die Straßen irrte, kam er ſich wie Ahasverus vor, der ewig wandern muß, ohne an ſein Ziel zu gelangen. Das betäubende Getöſe des Berliner Straßenlebens, das Branden und Wogen der Menge, in der er ſich wie ein ausgedientes Wrack in einem unruhigen Meere ausnahm, machte ihn förmlich betrunken, ſo daß

er mehr taumelte als ging. Die fortdauernde Nutzlosigkeit seiner Bemühungen wirkte schließlich so entmutigend auf ihn ein, daß er seiner Empfindung durch Selbstgespräche Ausdruck verlieh.

„Pack' ein, Timpe, und lege dich sterben, du gehörst nicht mehr in diese Welt", sagte er. Dann blieb er vor einem mächtigen Schaufenster stehen und betrachtete sich kopfschüttelnd in der großen Spiegelscheibe. Einmal begegnete ihm ein alter Herr, der sich wie ein Doppelgänger von ihm ausnahm. Er fand das so komisch, daß er lachte und der seltsamen Gestalt nachblickte.

„Du pack' nur auch ein", murmelte er vor sich hin. „Wie kann man in unserer aufgeklärten Zeit eine so lächerliche Figur spielen. So ein alter Knopp . . . sieht aus, als wenn er bereits zwanzig Jahre im Grabe gelegen hätte und nun damit prahlen wollte, daß er sich gut erhalten hat."

Als er sich aber selbst wieder im nächsten Schaufenster erblickte, sagte er wehmütig: „Johannes, es scheint, als wenn du dich über dich lustig machen wolltest. Alter Esel, du!"

Was ihm bei diesen Stadtreisen äußerst lächerlich vorkam, war die Doppelrolle, die er auf sich geladen hatte und notwendigerweise spielen mußte. Befand er sich wieder in seinem Viertel und begegnete ihm jemand, der ihn kannte, so wurde er wie ein Mann begrüßt und angeredet, der so glücklich gestellt ist, den ganzen Tag spazieren gehen und schwere Einkäufe machen zu können.

„Danke, danke", pflegte er dann auf eine Frage nach ſeinem Wohlbefinden zu erwidern. „Es geht ja ſo la-la, ich kann gerade nicht klagen. Man lebt eben ſo lange, bis man ſtirbt, und dann läßt man das Beerben anderen . . . Adieu, hat mich ſehr gefreut. Ich muß eilen . . . ich habe da meiner Alten eine Kleinigkeit mitgebracht . . . ich war Unter den Linden . . . teure Gegend da . . ."

Dieſes „traurige Komödienſpiel", wie er es nannte, enthielt ſo viel Scherzhaftes für ihn, daß er ſich immer neue Dinge ausdachte, wenn er einen dieſer „liebenswürdigen Nächſten" herankommen ſah. „Sachte nur, du ſollſt dran glauben", ſagte er für ſich und richtete ſich mit jedem Schritt ſtolzer empor, um dem „wohlhabenden" Meiſter Timpe die nötige Würde zu geben.

An einem Vormittag ſtieß er, um eine Ecke biegend, mit dem langen Herrn Brümmer ſo hart zuſammen, daß der Rentier beinahe das Gleichgewicht verloren hätte.

„Wie geht's, gut?" redete ihn der ſonſt ſo ſchweigſame Hausbeſitzer mit großer Zungenfertigkeit an. „Habe letzten Sonntag Ihre im Bau begriffene Villa in Friedrichshagen geſehen. Nicht ſchlechter Geſchmack, das muß ich ſagen . . . Es freut mich, daß Sie ſich ſo gut mit Ihrem Sohne ſtehen. Adieu, mein verehrteſter Herr Timpe. Ich beſuche Sie einmal, wenn Sie erſt draußen ſind . . . Sehr ſchön da am See."

Herr Brümmer lüftete außerordentlich höflich den Hut und lieferte dabei den Beweis, daß ſein Rückgrat nicht ſo ſteif war, wie man allgemein behauptete.

Nach einigen Schritten rief er den Meiſter noch einmal zurück.

„Wiſſen Sie ſchon? Mein Haus wird nun doch von der Stadtbahn angekauft werden müſſen. Ich habe einen Prozeß angeſtrengt. Man hat mir die ganze Ausſicht genommen . . . Das dulde ich nicht. O, mich macht niemand dumm . . .“

„Nur ich“, dachte Timpe. Alſo auch Brümmer hielt ihn noch immer für wohlhabend. Was die Villa anbetraf, ſo ließ ſich allerdings Franz eine ſolche in Friedrichshagen bauen, und irgend jemand hatte die Mär ausgeſprengt, daß dieſelbe für Timpe ſenior beſtimmt ſei.

Dieſe Thatſache riß die kaum vernarbte Wunde in des Meiſters Bruſt wieder auf. Sein einziger Sohn ließ ſich eine Sommerwohnung bauen, und er, der ergraute Vater, mußte von früh bis ſpät in den Straßen Berlins umherziehen, um für Brot zu ſorgen. „Des Vaters Segen baut den Kindern Häuſer“, ſprach er halblaut vor ſich hin, und erinnerte ſich der Minute, wo er ſeine Hände auf Emmas Haupt gelegt und über ihren Scheitel einen Segen für ſeinen Einzigen geſprochen hatte.

Als trotz aller Bemühungen Timpes keine Beſſerung in den traurigen Verhältniſſen eintrat, vermochte Frau Karoline nicht länger zu ſchweigen.

„Es iſt eine Schande und eine Sünde, daß wir dem Bettelſtab entgegengehen müſſen, während unſer Sohn im Honig ſitzt“, ſagte ſie eines Tages. „J, das müßte mit dem Wetter zugehen, wenn ſo ein

Junge, den ich mit Schmerzen zur Welt gebracht habe, nicht wiſſen ſollte, was ſeine Pflicht iſt.“

Sie wollte zu Franz gehen, um ihm ohne Umſchweife zu ſagen, daß es im Elternhauſe „Matthäi am letzten“ ſei.

Sie hatte bereits den Hut aufgeſetzt und das Tuch umgebunden, als ſie zu ihrem Manne davon ſprach. Er geriet in große Erregung und hielt ſie an der Hand zurück.

„Mutter, das thuſt du nicht, oder es iſt mein Tod . . . Willſt du bei deinem Kinde betteln gehen?“

„Es iſt ſeine Pflicht und Schuldigkeit, uns zu helfen“, erwiderte die Meiſterin.

„Und ich ſage dir nochmals, es iſt mein Tod . . . Entſcheide zwiſchen mir und ihm . . . Willſt du mir auf meine alten Tage die Schmach anthun, daß ich vor meinem Sohne zu Kreuze kriechen ſoll? . . . Eher will ich verhungern, als das thun.“

Karoline legte ſtillſchweigend ihre Garderobe wieder ab und wagte nicht mehr darauf zurückzukommen. Nicht um zehn Jahre ihres Lebens wollte ſie noch einmal das Geſicht ſehen, daß ihr Mann bei ſeinen letzten Worten gemacht hatte.

An einem Sonntag Vormittag, die Meiſterin ſaß mit ihrem Geſangbuch am Fenſter, fuhr ein Wagen vor, aus dem Frau Timpe junior ſtieg. Karoline lief dem Beſuch entgegen und nötigte ihn dann voller Freude in die gute Stube hinein. Johannes hatte das Rollen und Halten des Wagens ebenfalls ver-

nommen und trat zu den beiden ins Zimmer. Sein Antlitz zeigte dieſelbe Ruhe wie bei dem erſten Beſuche Emmas, nur befleißigte er ſich einer größeren Höflichkeit als damals.

„Was giebt uns die Ehre, gnädige Frau?“ fragte er, nicht ohne der Anrede einen Beigeſchmack leiſen Spottes zu geben.

Es bedurfte nicht langer Auseinanderſetzung. Erſt zögernd, dann aber direkt entlaſtete ſie ihr Herz. Sie war gekommen, um ihre Hilfe anzubieten. Aus mancherlei Andeutungen ihres Stiefvaters hatte ſie erfahren, wie es hier im Hauſe ſtand.

„So, ſo — das iſt ſehr freundlich von Ihnen“, ſagte Timpe und ging, die Hände auf dem Rücken, in der Stube auf und ab. Dann blieb er ſtehen und fuhr fort:

„Wer ſagt Ihnen denn aber, daß wir der Unterſtützung bedürfen? Uns geht es ausgezeichnet. Wir haben einen großen Gewinn in der Lotterie gemacht. Daß meine Drehbänke ſtillſtehen, hat ſeine Richtigkeit, aber das liegt nur an mir. Ich habe mich mein Leben lang genug gequält, ich will nun die Hände in den Schoß legen und als Rentier leben. Ja, ja, als Rentier! Es wird nicht lange dauern und Sie werden hier an dieſer Stelle ein vierſtöckiges Haus errichtet ſehen, und damit wir im Sommer die Maikäfer ſchwirren hören, werden wir uns irgendwo ein kleines Luftſchloß bauen, wahrſcheinlich in Friedrichshagen . . . Daß Sie das noch nicht wiſſen, wundert mich, denn die ganze Nachbarſchaft ſpricht bereits davon . . . Ich

muß alſo Ihr Anerbieten mit Dank ablehnen, und zwar ein für allemal.“

Frau Karoline ſtarrte ihren Mann an, als zweifle ſie an ſeinem Verſtande. Er aber benutzte eine Gelegenheit, ſie pfiffig anzulächeln und das eine Auge liſtig zuzukneifen, als wollte er ſagen: „Ich mache meine Sache gut, nicht wahr, Alte?“

Dann ſorgte er dafür, daß das Geſpräch auf ganz allgemeine Dinge kam, und war dabei luſtigen Sinnes, als gäbe es keinen glücklicheren Menſchen auf der Welt als ihn. Emma fand ihre Situation ſo unheimlich, daß ſie ſich bald empfahl. Timpe ließ es ſich nicht nehmen, ſie bis vor die Thür zu begleiten und ihr behilflich zu ſein, in den Wagen zu ſteigen. Von der Treppe aus rief er ihr noch zu:

„Alſo es bleibt dabei: wenn meine Villa fertig iſt, dann kommen Sie 'mal zu einer Taſſe Kaffee mit Kuchen. Das wird hübſch werden, nicht wahr? In „Timpes Ruh“ ſoll es Ihnen gefallen, mein Wort darauf.“

Als der Wagen ſich bereits in Bewegung geſetzt hatte, winkte er ihr freundlich mit der Hand zum Abſchied zu. Baldrian der Schornſteinfeger ging gerade vorüber. Er hatte die letzten Worte Timpes gehört, grüßte und rief über den Zaun hinüber:

„Ihre Schwiegertochter, nicht wahr?“

Der Meiſter nickte. „Sie feiern nächſte Woche eine italieniſche Nacht und da hat ſie uns perſönlich

eingeladen. Wir werden uns revanchieren, wenn unſere Villa erſt fertig ſein wird.“

„Ich habe davon gehört . . . Wer es ſo haben kann! . . . Ich habe Sie immer für einen Heimlichthuer gehalten.“

Der Meiſter lachte und erwiderte: „Dann kommt man aber auch zu etwas. Adieu, adieu . . .“

Eines Tages hatte Timpe wirklich wieder etwas Arbeit bekommen. Es war ein bereits gänzlich heruntergekommener Artikel. Man lieferte ihm das Material dazu ins Haus. Da er Thomas Beyer durchaus nicht los werden konnte und das Herumpfuſchen desſelben nicht mehr mit anzuſehen vermochte, ſo ließ er die Arbeit von ihm und dem Lehrling verrichten. Er ſelbſt fand nirgends Ruhe, lief aus einem Zimmer ins andere, rechnete dann wieder ſtundenlang, wie viel er wohl an der neuen Arbeit verdienen würde, und ſetzte dann plötzlich wieder den Hut auf, um mit ſeinem Muſterpaket von dannen zu gehen.

Des Nachmittags beſtieg er wieder die „Warte“, um den Bau der Stadtbahn zu verfolgen. An dieſer Stelle legte man an dem Rohwerk gerade die letzte Hand an. Der alte Maurer, mit dem er ſich ſo gern unterhielt, war immer noch auf ſeinem Poſten. Dann hieß es hintereinander: „Na, Meiſter Klatt, wieder ſo fleißig?“ . . . „Na, Meiſter Timpe, ſchmeckt der Tabak?“ . . . „Schönes Wetter heute?“ . . . „Bis wie lange! da hinten zieht's dick herauf. Es wird bald naſſe Droppen geben.“

Und nach dieſer Einleitungsrede, die ſich faſt immer in denſelben Bahnen bewegte, kam das Geſpräch dann auf die Vorgänge des Tages und nahm zeitweilig einen weltweiſen Charakter an.

„Hören Sie 'mal, Meiſter Klatt", begann der Drechsler einmal, „ich möchte wohl wiſſen, wie viel Steine Sie in Ihrem Leben ſchon gemauert haben." „Hurrjeh", machte der Mann im weißen Kittel, ließ ſofort die Kelle fallen, reckte ſich und brachte mit vieler Umſtändlichkeit die ausgegangene Pfeife in Brand, was ſehr oft geſchah, denn er rauchte einen Knaſter, der wie ein Strohfeuer kniſterte und einen Geruch wie auf einer Brandſtätte verbreitete. „Hurrjeh, daran habe ich noch gar nicht gedacht, Meiſter", fuhr er fort. „Wiſſen Sie, Sie ſind der erſte Menſch, der mich danach fragt . . . Aber rechne ich ſo alles in allem, dann wird wohl eine halbe Million und ein Dutzend mehr herauskommen. Gezählt habe ich ſie wahrhaftig nicht, denn dazu ſind die Maurermeiſter da, die können auch was thun."

Und nach dieſen Worten blickte er noch lange nach dem Himmel und ſchüttelte dabei mit dem Kopf, als begriffe er nicht, wie man eine derartige Frage ſtellen könne.

„So, ſo", ſagte Timpe. — „Woran denken Sie denn immer ſo dabei, Meiſter Klatt? Sie haben doch gewiß keine Sorgen. Ich ſehe Sie immer bei guter Laune."

Der Maurer brachte abermals ein Streichholz in

Brand, zog bedächtig am Pfeifenrohr und erwiderte dann:

„Denken? . . . ja wiſſen Sie, das iſt ſo 'ne Sache! Wenn ich den Kalk auftrage und den Stein ſetze, dann denke ich gewöhnlich nichts, greife ich aber zum Hammer, dann ſage ich mir: läge doch dein mißratener Älteſter unter ihm, wie würdeſt du ihn bearbeiten, dieſen Taugenichts! Damit Sie nur gleich alles wiſſen: der Bengel iſt nämlich ganz aus der Art geſchlagen und ſitzt im Zuchthaus. Ich weiß nicht, von wem er's hat. Von mir und ſeiner Mutter gewiß nicht."

Timpe ſchwieg eine Weile. Er blickte aber nun mit einem ganz anderen Intereſſe den graubärtigen Geſellen an, der immer ſo fröhlich dreinblickte und gar luſtig plaudern konnte.

„So, ſo . . . ja, ja, es hat ſo jeder ſeine Sorgen", ſagte er dann mit veränderter Stimme.

„Aber man begießt ſie einfach, dann weichen ſie auf", erwiderte Klatt, griff in ſeine Taſche, holte ein Fläſchchen hervor und nahm einen herzhaften Schluck. „Hier, Meiſter Timpe, das iſt der wahre Sorgenbrecher — koſten Sie einmal . . . Na, Sie werden mir doch keinen Korb geben . . ."

Das Anerbieten kam Johannes ſo plötzlich, der Maurer lachte ihn ſo luſtig an, daß er mechaniſch die Hand ausſtreckte. Er warf einen Blick in die Runde, griff nach der Flaſche, bückte ſich und ſetzte ſie an den Mund. Während er dann weiter plauderte, empfand

er, wie es ihm heiß nach dem Kopfe ſtieg und eine Belebung durch ſeinen Körper ging, als wäre er um zehn Jahre jünger geworden. So kam es denn, daß er auch zum zweitenmale die Flaſche nicht abſchlug, als der Mann im weißen Kittel ſie ihm mit den Worten hinreichte: „Na, Meiſter, noch einen zum Abgewöhnen!“

Als er dann wieder herabgeſtiegen und zu Frau Karoline in die Stube getreten war, erlaubte er ſich mit der getreuen Ehehälfte allerlei Scherze, ſo daß ſie ſich aufrichtig freute, ihn ſeit langer Zeit wieder einmal frohen Mutes zu ſehen. Als er ſie aber wie ein verliebter Bräutigam umfing und küſſen wollte, wich ſie plötzlich zurück und ſtarrte ihn an, als hätte ſie plötzlich etwas Abſchreckendes an ihm bemerkt.

„Vater, du riechſt nach Schnaps — mein Gott, du trinkſt! Auch das noch!“ rief ſie aus.

Dieſe Entdeckung wirkte wie erſchlaffend auf ſie. Unwillkürlich faltete ſie die Hände und betrachtete ihn mit einem Blick unſäglichen Mitleids, — ihn, der durch dieſe fürchterliche Anklage halb ernüchtert, ſich weggewandt und dem Fenſter zugekehrt hatte. Minutenlang ſtand er ſchweigend voller Beſchämung auf demſelben Fleck, dann preßte er, dem Weinen nahe, die Worte hervor:

„Mutter . . . der Kummer . . . die vielen Sorgen . . .“ Er öffnete die Thür und verſchwand, ohne ſein Weib noch einmal anzublicken.

Karoline ſaß lange Zeit ſtill am Fenſter und blickte mit gefalteten Händen hinaus auf die Straße,

wo die Dämmerung allmählich Menſchen und Häuſern die ſcharfen Linien nahm. War es das Zwielicht, das ihre Augen trübte, war es der Schmerz der Gattin und Mutter, der ſeine heiße Flut nach oben drängte? — Große Thränen rollten langſam über ihre Wangen und benetzten die dürren Finger . . .

XV.

„Schlaf' wohl, Alte."

Ein ganzes Jahr lang kämpfte Timpe dieſen Kampf der Verzweiflung eines herabgekommenen Handwerkers. Das erſparte Kapital war längſt den Weg alles Geldes gegangen.

Vor fünfzehn Jahren hatte er, um neue Drehbänke anzuſchaffen und eine alte Schuld zu tilgen, eine Hypothek auf ſein Haus eintragen laſſen. In der letzten Zeit war es ihm nur mit Mühe gelungen, die fälligen Quartalszinſen zuſammenzubringen. Der Darleiher war zwar ein vermögender Mann und wohnte zudem in einem Vororte Berlins, es konnte jedoch leicht die Möglichkeit eintreten, daß er von ſeinem Kündigungsrechte Gebrauch machte, ſobald er erfuhr, wie übel es um den Meiſter ſtand. Und dann die Nachbarſchaft, Gevatter Hinz und Kunz — die Klatſch-

baſen und ſchadenfrohen Seelen, die immer noch auf die Stunde warteten, wo der vierſtöckige Prachtbau entſtehen ſollte. Was für Augen würden ſie machen, wie die Ohren ſpitzen, wie herausfordernd die Hüte auf dem Kopf behalten, wenn ſeine wirkliche Lage bekannt würde. Er dachte daran, eine zweite Hypothek aufzunehmen. Als er aber zu dieſem Zwecke mit einem wildfremden Menſchen in Verbindung getreten war, und dieſer die Verhältniſſe näher geprüft hatte, meinte er, daß er für das Haus keinen Pfifferling gäbe. Man könne nur auf die Bauſtelle Rückſicht nehmen, der Grund und Boden ſei aber durch das Berühren der Stadtbahn entwertet.

Timpe befürchtete nun, daß der Beſitzer der erſten Hypothek von dieſer Sachlage Kenntnis erhalten und ſich dadurch gezwungen ſehen könne, recht bald wieder zu ſeinem baren Gelde zu kommen. Um ihn nicht gänzlich mißtrauiſch zu machen, unterließ er jeden weiteren Verſuch mit der zweiten Hypothek.

Schon ſeit Monaten hatte er, um die Bedürfniſſe des Lebens zu befriedigen, Holzarbeit für eine Möbelfabrik übernommen, die weit unten im Süden der Stadt lag und in der man ſeine näheren Verhältniſſe nicht kannte. Er arbeitete jetzt mit Thomas Beyer und dem Lehrling faſt nur, um ſich über den Tag hinweg zu helfen, die Zinſen regelmäßig zu entrichten und ſeine Pflicht als Steuerzahler zu erfüllen. Große Gegenſtände konnte er gar nicht annehmen, denn ſie wurden in den Fabriken mit Dampfbetrieb ſchneller und billiger ausgeführt. Wie ein gewöhnlicher Tage-

löhner ſtand er jetzt an einer der verlaſſenen Drehbänke in der Werkſtatt und drehte Stuhlbeine für Luxusſtühle, Säulen und Knöpfe aller Art. Einem anderen Gehilfen als Thomas Beyer hätte er nicht gewagt, einen Accordpreis anzubieten, wie der Altgeſelle ihn ohne Murren einſteckte. Aus dieſem Grunde fand er es ganz zwecklos, neue Gehilfen einzuſtellen.

So weit war es mit ſeinem Kunſthandwerk gekommen! Niemals war ihn ein Gefühl tieferer Erniedrigung überkommen wie in dieſen Tagen. Wer in ihm früher nur den zufriedenen Meiſter geſehen hatte, der kannte ihn nicht wieder. Sein Haar war gelichtet, die Wangen hatten ihre geſunde Farbe verloren und die Augen lagen tief in den Höhlen. Dabei war er körperlich abgefallen. Das Entſetzlichſte bei alledem war, daß er jetzt thatſächlich den Schnaps liebte. Um ſeine angegriffene Bruſt zu ſchonen, hatte er das Rauchen eingeſtellt; dafür ſagte ihm ein Schluck aus der Flaſche immer mehr zu. Anfänglich hatte er nur dazu gegriffen, um ſich zu betäuben und Kraft zu machen, wie es Beyer ſagte; ſchließlich aber war es ihm zur Gewohnheit geworden, die Flaſche gleich der Schnupftabaksdoſe mit ſich herumzutragen. Aber er trank mäßig und blieb ſtets bei Verſtand. Er wollte ſich nur Mut machen, wie er ſich ſelbſt belog. Die größte Mühe gab er ſich, um ſeiner Frau das geheime Laſter, von dem er nicht mehr zu laſſen vermochte, ſo viel als möglich zu verbergen. Oftmals ſtieg ihm der Alkohol zu ſehr nach dem Kopfe, daß ihn bei der Arbeit faſt die Kräfte verließen. Dann ging er nach

dem Gärtchen hinaus, um frische Luft zu schöpfen und die Stirn zu kühlen; oder er kletterte wie gewöhnlich zur Dachluke hinaus auf den Baum.

Die Maurer waren längst verschwunden. Über die Straße hinweg spannte sich, auf mächtigen Trägern ruhend, eine gewaltige eiserne Brücke. Auf der ganzen Linie sah man bereits die Eisenbahnarbeiter in emsiger Thätigkeit, die Schwellen und Schienen zu legen; während die Schlosser damit beschäftigt waren, zu beiden Seiten des breiten Fahrdammes die Sicherheitsgitter zu errichten. An zehn Stellen zu gleicher Zeit erschallte der helle Klang des Eisens, ertönten die Schläge der schweren Hämmer und gaben ihr Echo wieder.

Die ganze Gegend hatte ein anderes Aussehen bekommen. Jetzt erst konnte man den Bau in seiner wirklichen Größe ermessen. Im Sonnenlicht glitzerten die Schienen, zogen sie sich in kühnen Krümmungen die ganze Linie entlang, bis sie in weiter Ferne gleich der ins Unendliche verlängerten Spitze eines Pfeiles zusammentrafen. Von den Fenstern aus verfolgten neugierige Blicke die Bewegungen der Arbeiter, und auf der Straße blieben die Passanten stehen und reckten sich die Hälse aus, um das rotfarbige Ungeheuer zu begaffen.

Timpes Haus nahm sich geradezu kläglich aus. Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, dort, wo mitten durch die Giebeldächer dem Dampfroß der Weg gebahnt worden war, strebten zu beiden Seiten der Viadukte vierstöckige Paläste zum Himmel empor;

und links und rechts von ihnen zeugten Baugerüſte für das neue Leben an Stelle der Ruinen.

Wenn jetzt Leute durch die Straßen kamen, die ihren Weg hier lange nicht genommen hatten, ſo blieben ſie minutenlang vor der Brücke ſtehen und muſterten kopfſchüttelnd und mit komiſchem Geſichtsausdruck das alte Häuschen. Zuletzt betrachteten es ſämtliche Bewohner des Viertels wie ein Unikum, das die Lächerlichkeit geradezu herausforderte. Allerlei Sagen entſtanden, und über das ganze Gebiet des Oſtens war die Mär verbreitet, daß Timpen ungeheure Summen für ſein Grundſtück geboten worden ſeien. Er aber habe beſchloſſen, in dem Hauſe, in dem er geboren worden, zu ſterben.

Um dieſe Zeit war es, daß dem Meiſter abermals ein Kaufgebot gemacht wurde, und zwar von einem Fremden. Er ſollte immer noch das Doppelte des früheren Wertes erhalten. Timpe wunderte ſich darüber außerordentlich. Bald aber erfuhr er, daß die Frau ſeines Sohnes dahinter ſteckte, die auf Umwegen ihn aus ſeiner traurigen Lage zu reißen gedachte. Frau Karoline bat Johannes inſtändig, das Geſchäft abzuſchließen, er aber wollte davon nichts wiſſen und ließ ſich in ſeinem grenzenloſen Haß gegen Urban und in der Verachtung gegen ſeinen Sohn hinreißen, den Schwur zu thun, niemals von jener Seite den kleinen Finger der rettenden Hand anzunehmen. Solange ſie beide, Karoline und er, noch lebten, würden ſie wohl ſoviel haben, um ſich ſatt zu eſſen; und das übrige ſei vom Übel.

Die Meisterin bat den Altgesellen, auf ihren Mann einzureden und ihn anderen Sinnes zu machen. Thomas Beyer aber zuckte die Achseln und sagte:

„Das wird nichts helfen, Meisterin. Ihr Mann ist ein Charakter, und solche Leute bleiben ihrer Gesinnung treu. Das ist gerade wie mit dem Stahl aus einem Guß; er bricht, aber er läßt sich nicht biegen."

Der Winter hatte kaum begonnen, als Frau Karoline sich niederlegte, um nicht wieder aufzustehen. Sie litt bereits seit längerer Zeit an einem Magenübel, das nicht mehr zu heilen war. Vierzehn Tage lang erschien der Arzt. Johannes wich nicht von ihrem Lager. Als ihn der Altgeselle eines Mittags auf einem Stuhle schlummernd fand, war er von dem Anblick tief erschüttert. Er glaubte ein Gespenst vor sich zu haben, aber kein Wesen von Fleisch und Blut. Sofort schickte er den Lehrling zu seiner Schwester, die nach einer Stunde erschien.

Marie Beyer war ein hageres, verblühtes Geschöpf. Ihr Gesicht war von durchsichtiger Bläße, als käme sie direkt aus den Sälen des Krankenhauses. Sie lächelte selten und machte den Eindruck, als hätte sie auf das Glück in der Welt verzichtet. Dafür entwickelte sie eine seltene Energie. Sie übernahm sofort die wirtschaftlichen Angelegenheiten, kochte, brachte die Zimmer in Ordnung und spielte mit der Hingebung eines hochherzigen Mädchens die Wärterin. Der Meister ließ sich von ihr wie ein Kind behandeln. Auf einen Wink von ihr ging er aus dem Zimmer, und bevor er an das Krankenbett trat, fragte er leise,

ob er es dürfe. Sie duldete nicht, daß er des Nachts wachte, ſondern löſte ſich darin mit ihrem Bruder ab. Stundenlang hielt ſie die Hand der Leidenden, die faſt keine Speiſe mehr zu ſich nehmen konnte, in der ihrigen und ſprach ihr in ſanften Worten Troſt und Mut zu. Karolinens ſeeliſche Schmerzen überwogen die körperlichen. Ihre Gedanken waren fortwährend bei ihrem Sohne. Einmal äußerte ſie zu Marie, daß ſie ihn zu ſehen wünſche. Als aber dieſe ſofort hinzuſchicken verſprach, ſtrengte ſie ihre Stimme ſoviel als möglich an, um ſie wieder davon abzubringen.

„Thun Sie es lieber nicht, es könnte ſchrecklich für meinen Mann werden. Franz hat ſchlecht an uns gehandelt . . . er iſt ein gewiſſenloſes Kind . . . ich kann ſeinem Vater nicht unrecht geben.“

Als ſie dann eines Abends ſtill und gottergeben, umringt von den Geſchwiſtern und ihrem Manne, die Augen für immer ſchloß, war das letzte Wort, das ſie hinhauchte, der Name ihres Sohnes.

Johannes war von dem Ableben ſeines Weibes ſo niedergeſchmettert, daß er keine Thräne fand. Mit hohlem Blick betrachtete er das bleiche Antlitz, ohne ſich zu bewegen. Dann wie aus einem langen Traume erwachend, ſtieß er einen entſetzlichen Schrei aus und ſank vor dem Bette nieder. Er verharrte lange in dieſer Lage, ſo daß den Geſchwiſtern bange wurde. Sie rüttelten an ihm und brachten ihn allmählich zu ſich. Der fürchterliche Schmerz hatte ihm die Beſinnung geraubt, aber immer noch blieben ſeine Augen trocken.

Das Unglück hatte ihn bereits so abgestumpft, daß er nicht zu weinen vermochte.

In aller Stille machte man Anstalten zum Begräbnis. Marie erlaubte sich die Bemerkung, daß der Meister doch seinen Sohn von dem Tode der Mutter benachrichtigen möchte. Johannes war auch noch um diese Stunde hartnäckig. „Er hat sich bei Lebzeiten nicht um sie gekümmert, so hat er auch nicht nötig, ihrem Sarge zu folgen", sagte er kurz und bestimmt; man sah es seinem Gesichte an, wie grenzenlos die Erbitterung gegen Franz war. Fast inständig bat er den Altgesellen und seine Schwester, ihm nicht das Weh zu bereiten, das Ableben Karolinens in der Nachbarschaft auszuposaunen. Er haßte die Neugierde, die sich nicht scheute, das Sterbezimmer zu betreten und ihre tausend Blicke in alle Ecken und Winkel zu senden.

Am Tage der Beerdigung, als der Sarg gerade geschlossen werden sollte, kam aber doch Besuch. Es war Meister Nölte, der mit seinen zwei ältesten Kindern an der Hand erschien. Jedes der Mädchen trug einen kleinen schlichten Kranz, den es mit einem Knix dem Drechsler überreichte. Der Klempner hatte schon längst erfahren, daß Timpes Verhältnisse nicht die glänzendsten seien. So zog er denn Johannes beiseite und erinnerte ihn an etwas, was dieser bereits vergessen hatte.

„Wissen Sie, lieber Herr Timpe", sagte er leise, „ich kann Ihnen noch nicht alles auf einmal wiedergeben, aber die Hälfte habe ich mitgebracht. Sie

werden es gewiß jetzt selbst gebrauchen . . . Man erzählt sich so mancherlei . . . aber Sie thun ganz recht daran, den Leuten etwas aufzubinden. Wenn mich heute jemand fragt, wie es geht, so sage ich ihm einfach: ich müßte mich von früh bis spät quälen, weil meine zwanzig Gesellen die Arbeit nicht mehr schaffen könnten. Dann wundert sich kein Mensch mehr über meine schwarzen Hände und die ewige Lampe in meiner Werkstatt. Nur dem Steuermann klage ich nach Noten meinen Dalles, denn der gehört zu den Leuten, denen ich nicht traue . . . Ich würde gern mitgehen zum Begräbnis, lieber Herr Timpe, aber die „Goldene Hundertzehn" hat keinen passenden Anzug für mich gefunden, und mein alter Schneider ist jetzt selbst so arm, daß ich ihm jedesmal aus dem Wege gehe, denn ich fürchte, er könnte mich anpumpen."

Timpe wollte nach diesen Worten das Geld nicht nehmen; aber Nölte rief die Tote zum Zeugen an, daß er im Weigerungsfalle dem Meister die Freundschaft kündigen werde. Da es gerade nach Tisch war, so bekamen die Kinder Kaffee und zwei Schnitten Brot, die Marie Beyer so dick mit Butter bestrichen hatte, daß Nölte meinte, es sei jammerschade, denn man könnte mindestens sechs damit bestreichen.

Es war an einem Wintertage. Um vier Uhr sollte das Begräbnis stattfinden. Gerade als man Anstalten machen wollte, den Sarg zuzuschrauben, wurde die Thür geöffnet und hereintraten Spiller, gen. Spillrich, der kleine Sachse, und Fritz Wiesel. Sie waren im schwarzen Sonntagsstaat und traten,

den Cylinderhut in der einen und einen großen Kranz in der anderen Hand haltend, zögernd näher. Das war eine Überraſchung, die Thomas Beyer dem Meiſter zugedacht hatte. Es gab doch Menſchen in der Welt, die ſeiner noch gedachten und ihre Anhänglichkeit bewieſen. Der Sargdeckel wurde noch einmal heruntergenommen und die beiden Geſellen durften einen letzten Blick auf das bleiche Antlitz der verſtorbenen Meiſterin thun. Der Sachſe konnte nicht an ſich halten, ſeine Augen wurden naß. Und das zog auch das Gefühl des luſtigen Berliners in Mitleidenſchaft. Sie brachten dann ſtammelnd und äußerſt unbeholfen ein paar an Timpe gerichtetete Troſtworte hervor. Er ſaß in der Nähe des Fenſters, deſſen untere Flügel der Leiche wegen geöffnet waren. Draußen fiel der Schnee dicht wie die Daunen eines ausgeſchütteten Rieſenbettes zur Erde. Einige Flocken fielen ins Zimmer hinein und näßten des Meiſters Geſicht. Ihm that das wohl, denn ſein Kopf war heiß, wie in Fieberglut. Nun erhob er ſich und drückte ſeinen früheren Gehilfen warm die Hände. Nur ſchwer rangen die Worte ſich über ſeine Lippen:

„Der Großvater hat ihr keine Ruhe gelaſſen ... er hat ſie geholt ...“

Er konnte nicht weiter ſprechen. Er trat noch einmal an die Tote heran und legte die flache Hand auf ihre Stirn, um ſie zum letztenmale zu liebkoſen.

„Schlaf' wohl, Alte, grüße die Kinder und den Vater ... es giebt ein Wiederſehen dort oben“, ſagte er leiſe. Und nun fand er die Thränen, nach denen

er so lange vergeblich gesucht hatte. Groß und schwer rannen sie über die Wangen. Alle waren tief erschüttert. Marie Beyer stand am Fenster und schluchzte laut und vernehmlich und selbst ihr ewig ernster Bruder mußte sich abwenden, um seine Veränderung zu verbergen. Man begann, die Kränze festzunageln. Bei den ersten Schlägen, die dumpf durch das Zimmer schallten, mußte Timpe mit Gewalt zurückgerissen werden. Er war dem Zusammenbrechen nahe.

Als der Sarg hinausgetragen wurde, fragte Wiesel den Altgesellen: „Aber kommt denn sein Sohn nicht —?“

Thomas Beyer machte zu den beiden Gesellen eine abwehrende Bewegung: „Kein Wort darüber zu ihm, oder ihr bekommt es mit mir zu thun“, erwiderte er.

Trotz des Unwetters hatten sich doch Neugierige auf der Straße versammelt, darunter einige Nachbarsleute, die unverhohlen ihr Erstaunen über die eine Trauerkutsche und die simple Droschke zweiter Klasse äußerten.

„Man sieht noch jarnischt von die reiche Verwandtschaft“, sagte eine dicke Frau, deren Stumpfnase fast ganz im fettigen Gesicht verschwand.

„Sein einziger Sohn hat ja eene von die reichen Kirchberg jeheiratet“, fiel die lange Frau eines Budikers ein, die wie ein Laternenpfahl die Gruppe überragte. „Die haben sogar Equipage, aber ich sehe noch keene . . . das scheint allens so ohne Sang und Klang vorüberzujehen.“

„Daß da etwas nicht richtig ist, habe ich mir schon lange jedacht. Aber man verbrennt sich nicht gern den Mund", mischte sich eine dritte ins Gespräch.

„Es ist die alte Geschichte: Hochmut kommt vor dem Fall", begann die Dicke wieder; „wie haben die Leute renummiert mit ihrem Jungen. J, da war jarnischt jut jenug . . . und jetzt kommt er nich 'mal, um der Ollen die Oogen zuzudrücken. Das sollte meiner sind, den würde ich springen lassen. Ick sage Ihnen . . ."

„Da kommen sie schon", unterbrach sie die lange Budikerin; „aber da ist ja doch eene Frau, das ist wohl die Schwiejertochter?"

„J Jott bewahre! die reiche Frau wird doch nich so'n Kattunfummel tragen."

Man machte ehrerbietigst Platz. Der Sarg wurde auf den Wagen geschoben und der Zug setzte sich langsam in Bewegung. In der Kutsche saßen Timpe, der Altgeselle und seine Schwester. Spiller, Wiesel und der Lehrling hatten die Plätze in der Droschke eingenommen.

„Sie haben recht gehabt", sagte die Dicke zu der dritten Sprecherin, als sie mit ihr über den Damm schritt, „es ist da etwas nicht janz richtig, oder die Jnädige hat ihre Mijräne und ihr Mann muß sie aufwarten. Das ließe sich meiner nicht bieten, det kann ick Ihnen sagen."

Mit diesen Worten verschwand sie, während ihre Begleiterin von der Budikerfrau zurückgehalten wurde.

Unter einem Thorweg ſtehend, vertieften ſie ſich in ein längeres Geſpräch, deſſen Thema nicht ſchwer zu erraten war, wenn man beobachtete, wie die dürren Finger der langen Frau gleich einem Wegweiſer die Richtung nach Timpes Haus nahmen.

Der Schnee fiel noch immer dicht und gleichmäßig vom Himmel und verwiſchte nach und nach die Spuren des Leichenwagens und ſeines Gefolges . . .

XVI.

Innen- und Aussenwelt.

Seit diesem Tage war es nur noch Timpes Geist, der im Hause herumwandelte; so meinte wenigstens Thomas Beyer. Es war in der That unheimlich mit anzusehen, wie der Meister lautlos in die Werkstatt trat, kein Wort sagte, nichts anrührte, stumm einige Augenblicke durch das Fenster blickte, die Lippen aufeinander preßte, nach der Fabrik hinübernickte und dann ebenso still wieder von dannen schlich. Nirgends fand er Ruhe. Noch spukhafter für Gesellen und Lehrling war es, wenn sie im Nebenraum die lauten Worte vernahmen: „Karoline, bist du da?“ oder: „Mutter, hörst du?“ Einmal steckte er sogar den Kopf in die Werkstatt hinein und fragte allen Ernstes: „Ist meine Frau nicht hier?“

Er vermochte sein Alleinsein nicht zu begreifen.

Die erſten drei Tage nach dem Begräbnis ſteigerten die Hallucinationen ſich derartig, daß Beyer das Ernſteſte befürchtete und jedesmal, wenn Timpe die Werkſtatt verlaſſen hatte, hinter ihm herging, um ihn vor irgend einer Verzweiflungsthat zu bewahren. Dann ſah er öfter, wie der Meiſter, ſich unbelauſcht wähnend, vor dem Lehnſtuhl ſtand, auf dem die Verblichene ſich auszuruhen pflegte; er machte eine Miene, als ſäße die Meiſterin noch lebend da und blicke zu ihm empor. Oder Timpe betrachtete lange mit gefalteten Händen ihr Bild, das an der Wand über dem ſilbernen Myrtenkranz hing. Ja, als Thomas wieder einmal leiſe die Thür geöffnet hatte, beobachtete er, wie der Alte mit einem Ausdruck von Zärtlichkeit den auf einem Riegel hängenden Hausrock der Verſtorbenen ſtreichelte und einen Kuß auf ihn drückte.

Der Altgeſelle hielt Timpe nun wirklich für gemütkrank und knüpfte oft abſichtlich ein Geſpräch mit ihm an, um ſich von der Krankheit zu überzeugen. Zu ſeinem Erſtaunen antwortete der Meiſter völlig vernünftig, aber er brachte eine Sanftmut entgegen, die man in den letzten Jahren an ihm nicht mehr bemerkt hatte. Was der Altgeſelle für beginnenden Irrſinn hielt, war nur eine hochgradige Seelenerſchütterung: die Äußerung eines tiefgebeugten Geiſtes, die ſich in ſich ſelbſt verſchließt und ſein fürchterliches Unglück erſt allmählich begreift.

Timpe nahm nur wenige Speiſen zu ſich, trotzdem der Lehrling ſie regelmäßig aus der Nähe herbeiholte. Der Altgeſelle ſah ein, daß das nicht weitergehen

könne. Am vierten Tage brachte er in aller Frühe seine Schwester mit. Sie blieb nun den ganzen Tag über im Hause, kochte für Meister und Lehrling und brachte ihm die Wirtschaft in Ordnung. Timpe wandte kein Wort dagegen ein. Er fand das so natürlich, daß er nicht einmal dafür dankte. Nur mußten Thomas und Marie mit ihm am selben Tische essen.

„Aber nicht für Ihr Geld, Meister . . . dann sind wir damit einverstanden," sagte der Altgeselle kurz und bündig wie immer.

Das Schrecklichste für Timpe war, daß er nicht schlafen konnte. Des Abends kam ihm das Haus öde wie eine Kirche vor, so daß ihn ein förmliches Grauen überkam, wenn die Stunde des Niederlegens heranrückte. Trat die Dämmerung ein, so fürchtete er sich, die beiden großen Vorderzimmer zu betreten. Jedes Stück Möbel, der kleinste Gegenstand erinnerte ihn an sein verstorbenes Weib. Er ließ daher das Bett in seine Arbeitsstube bringen und befahl dem Lehrling, von nun an in der Werkstatt zu schlafen.

Gleich am Tage nach der Beerdigung begannen die Zungen in der Nachbarschaft ihre Arbeit. Die ungeheuerlichsten Geschichten kamen dabei zum Vorschein, soweit es sich um das Verhältnis des Meisters zu seinem Sohne handelte. Bei Jamrath drehte die Debatte sich Abend für Abend um diesen Punkt. Man fand es unerhört, daß Timpe den vermögenden Mann hervorzukehren wagte, da man von seinem Ruine bereits überzeugt war.

„Ihm geschieht ganz recht; weshalb prahlt er

mit den Roſinen, ohne ſie im Sack zu haben", ließ Deppler ſich vernehmen. Herr Brümmer aber, der ſich ärgerte, ſeinerzeit auf der Straße Timpe die Ehrfurcht vor einem Villen- und Hausbeſitzer entgegengebracht zu haben, brach ſeine Schweigſamkeit und ſagte in ſalbungsvollem Tone: „Wer gegen die großen Fabriken und die Maſchinen iſt, der iſt auch gegen den Geiſt des Fortſchritts. Wiſſen Sie noch, wie er an jenem Abend ſo tapfer dagegen losdonnerte? Ich wollte nur nichts erwidern . . . Weshalb auch? Er hätte mich doch nicht verſtanden . . . derartige Leute aufzuklären, iſt nicht leicht. Er hätte ſchließlich von mir profitiert und mich obendrein ausgelacht."

Nur der Schornſteinfegermeiſter nahm des Meiſters Partei. Und als Nölte, der wie gewöhnlich von einem Spieltiſch zum andern ging und in die Karten guckte, die unliebſamen Äußerungen vernahm, miſchte auch er ſich ins Geſpräch und geriet ſo in Hitze, daß das Wortgefecht ſchließlich einen bedrohlichen Charakter annahm. Das that er Abend für Abend, ſobald man verſuchte, Johannes etwas anzuhängen.

„Sie ſind gerade gut genug, Timpe die Schuhſchnüre zu löſen," ſchrie er, wütend gemacht, bei einer ſolchen Gelegenheit Brümmer ins Geſicht. „Man könnte den Fortſchritt der Zeit ſegnen, wenn er Sie einmal auf Nimmerwiederſehen mitführte. Ich glaube, es wird Ihnen niemand nachlaufen."

Das war zuviel. Einige am Tiſch lachten, was den Zorn des Rentiers nur noch ſteigerte. Er wurde blaß und zuckte mit den Lippen, ohne zuerſt etwas er-

widern zu können; dann erhob er ſich, rief nach Fritz, dem Kellner, und beteuerte, niemals mehr das Lokal zu betreten, wenn ihm nicht Genugthuung zu teil würde. Deſtomehr ſprach Deppler zu ihm. Das Lob Timpes hatte den Schirmhändler derartig mißgeſtimmt, daß er mit unſchönen Worten über den Klempner herfiel und dann ebenfalls erklärte, zum letztenmale an dieſem Abend den Stuhl hier gedrückt zu haben. Da Nölte durchaus nicht den Mund hielt und ſeinem Herzen ganz gehörig Luft machte, ſo wurde der Skandal immer ärger. Als Jamrath ſah, daß alles Schlichten nichts helfe, ſo erwog er raſch ſeine Vorteile und erſuchte den Meiſter, das Lokal zu verlaſſen. Für eine kleine Weiße, die man verzehre, dürfe man ſich nicht erlauben, ſämtliche Gäſte zu beleidigen, meinte er halblaut, aber deutlich genug für Nölte. Der Klempner ging nun, Brümmer und Deppler wurden beruhigt und Jamrath war vor dem Verluſt zweier ſeiner beſten Gäſte bewahrt.

Und wie in der Kneipe, ſo beſprach man auch in den Familien die merkwürdige Entdeckung, die man plötzlich bei Timpe gemacht hatte. Dieſer Bezirk hatte noch etwas Kleinſtädtiſches an ſich. In den alten Häuſern wohnten die Mieter jahrzehntelang, Hinz und Kunz kannten ſich, die Kinder beſuchten dieſelbe Schule, und ſo hatte ein auffallendes Ereignis bald die Runde durch die Häuſer gemacht. Es mußte natürlich das größte Aufſehen erregen, daß weder Timpe junior mit Frau, noch der letzteren Familie dem Begräbnis beigewohnt hatten. Man konnte ſich das nur durch einen

Zwieſpalt zwiſchen Vater und Sohn erklären. Die ehrenwerten Bürgersleute, die den Meiſter nur von der beſten Seite kannten, bedauerten ihn tief. Eines Mittags rief Nölte Thomas Beyer zu ſich herein. Als die Rede auf Timpe kam, glaubte Beyer nichts mehr verſchweigen zu brauchen. Etwas von des Meiſters Haß gegen Urban und Franz war auch auf ihn übergegangen. Er ſtellte die Undankbarkeit des Sohnes in das richtige Licht, erzählte auch, wie Timpe jede Hilfe zurückgewieſen habe und lieber verhungern wolle, ehe er ſeinem Sohne den kleinen Finger reiche.

„Es iſt durch und durch ein ehrenwerter Charakter, ſein Sohn aber ein Lump, der ſich für Geld ſehen laſſen müßte," ſagte er. „Das moderne Strebertum hat ihn auf dem Gewiſſen; aber Timpe hat viel verſchuldet, er hat ihn frühzeitig verhätſchelt und ihm in allen Dingen zu großen Willen gelaſſen."

Der Klempner ſchlug die Hände zuſammen und ſagte ein über das andere Mal: „Du lieber Himmel, er bekommt noch dreißig Mark von mir . . . ich werde mich totſchießen, wenn ich ſie ihm nicht noch heute geben kann."

Als Beyer ihn verlaſſen hatte, erzählte er ſofort die ganze Geſchichte ſeiner Frau und machte ſich auf den Weg zum Magazin, für das er arbeitete, ließ ſich gegen Bitten und gute Worte Vorſchuß geben und ſchickte durch das älteſte Mädchen das Geld zu Timpe hinüber. Dann hatte er nichts Eiligeres zu thun, als jedem Menſchen, den er ſprach, die Leidensgeſchichte Timpes zu erzählen. Ja, als er einmal einen wild-

fremden Mann erblickte, der das Portal von Urbans Fabrik betrachtete, knüpfte er mit ihm ein Gespräch an und schüttete seine ganze Galle gegen den „stillen Kompagnon" aus, der den Namen Franz Timpe trug. Die Situation änderte sich nun, alle Welt nahm Partei für den Drechslermeister und sprach sich ungünstig über Franz aus.

Eines Vormittags hieß es im Kontor, der „junge Chef" sei plötzlich krank geworden. Seit seiner Verheiratung wohnte er am Alexanderplatz, in einem der wenigen, vornehm aussehenden Häuser, die noch keine Läden aufzuweisen hatten.

Jeden Vormittag pflegte er in einer Droschke erster Klasse nach der Fabrik zu fahren. Kam er seinem Ziele näher und saßen oder standen Leute am Fenster, so grüßten viele von ihnen und nickten ihm freundlich zu. Seit einigen Tagen war in diesen Achtungsbezeigungen eine auffallende Veränderung eingetreten. Man wandte sich ab oder that so, als sähe man ihn nicht. Er forschte nun eifrig nach der Ursache dieser kalten Behandlung und erfuhr alles.

Er hatte noch keine Ahnung von dem Tode seiner Mutter und selbst Urban und dessen Frau erfuhren erst von ihm davon. Zum erstenmale in seinem Leben empfand er Gewissensbisse, die ihn krank machten. Dazu kam der Ärger über die Blamage, der er durch die Hartnäckigkeit seines Vaters ausgesetzt war. Er habe noch niemals gehört, daß einem Sohne der Tod seiner Mutter grundsätzlich verschwiegen worden sei, sagte er zu Emma, die vor sechs Tagen einem Knaben

das Leben gegeben hatte, von dem ihr ſehnlichſter Wunſch war, daß er den Namen ſeines Großvaters tragen ſollte. Mit dem Alten ſcheine es in der letzten Zeit nicht richtig zu ſein, wie man ſich erzähle, fuhr er fort. Habe man ihm nicht vor Jahren einen vierfachen Preis für ſein Grundſtück geboten, ihm nicht noch vor kurzer Zeit ein anſtändiges Angebot gemacht? Einen derartigen Trotz könne er nicht begreifen. Nun machten die Leute ihn, den Sohn, für alles verantwortlich und würden ſchließlich mit dem Finger auf ihn deuten.

Er war ſo aufgeregt, daß er das Eſſen nicht anrührte, einen Boten nach der Fabrik ſchickte, ſich für unpäßlich erklärte und um regelmäßigen Rapport bat.

Emma rief ihn mit ſchwacher Stimme zu ſich heran, deutete auf das Kind, das ſeine Züge trug und flehte ihn an, ſich zu ſeinem Vater zu begeben, um alles wieder gut zu machen. Sie habe recht, es müſſe irgend etwas geſchehen, ſonſt leide ſein ganzes Renommee darunter, meinte er zuſtimmend.

Als Frau Urban gerade ins Zimmer trat, um ſich, wie alltäglich, nach dem Befinden der Wöchnerin zu erkundigen, zog man ſie ins Geheimnis. Sie ſollte erſt allein zum Meiſter gehen, um ihn vorzubereiten und ſeine Stimmung zu prüfen.

Am ſelben Nachmittag noch führte ſie ihren Auftrag aus. Sie hatte den Meiſter lange nicht geſehen, ſo daß ſie förmlich zurückprallte, als ſie ihn erblickte. Noch mehr wunderte ſie ſich über ſeine Unhöflichkeit. Nicht einmal einen Stuhl bot er ihr an. Als ſie ihn

fragte, ob er ſie noch kenne, lachte er ſpöttiſch auf und wies mit der Hand nach der Seite, wo der Hof lag. „Die alte Mauer . . . wiſſen Sie noch? . . . Sie haben uns nicht das Licht gegönnt, nicht den Anblick der unſchuldigen Blumen, die Gott doch überall wachſen läßt, damit der Ärmſte ſich daran erfreue.“ Er hatte noch nichts vergeſſen; das machte ſie erſt recht betroffen.

„Ihr Sohn gab die Veranlaſſung“, brachte ſie dann zögernd wie zur Verteidigung hervor. Zu gleicher Zeit wollte ſie das Geſpräch auf den eigentlichen Zweck ihres Beſuches bringen; aber im nächſten Augenblick ſchreckte ſie zuſammen, denn Timpe ſtampfte mit dem Fuße auf und ſagte:

„Mein Sohn, mein Sohn! . . . Kennen Sie ihn? Ich nicht. Sie hätten ihm damals den Hals umdrehen ſollen, als Sie ihn zum erſtenmal beim Obſtſtehlen ertappten. Sie hätten ein gutes Werk gethan . . . Gott wird mir meine ſündhaften Gedanken verzeihen, um der vielen Gebete willen, die mein Leben ausgefüllt haben.“

Er wandte ſich ab. Frau Urban wurde bewegt, ſchritt auf ihn zu und redete auf ihn ein; aber er war unerbittlich.

„Kein Wort mehr darüber . . . Es iſt ein Abgrund zwiſchen mir und meinem Sohne, den keine Macht der Welt überbrücken kann, höchſtens die eines —“ er wollte hinzufügen „irdiſchen Richters“, beſann ſich aber noch zur rechten Zeit und ſchloß: „Gehen Sie, es iſt alles nutzlos. Ich ſtöre Ihren Frieden nicht,

wünſche aber, daß auch der meinige nicht geſtört werde . . . ein für allemal.“

Und als ſie aufs neue den Verſuch machte, ſeinen Starrſinn zu brechen, ließ er ſie mit einem Gruß ſtehen und verließ das Zimmer, ſo daß ſie ſich gezwungen ſah, ſich zu entfernen.

Timpe begann nun das Leben eines wahren Einſiedlers zu führen. Selten verließ er das Haus. Er ſcheute die Berührung mit der Außenwelt, wie man ungefähr einen Ausſätzigen fürchtet, deſſen Anblick Widerwillen erweckt. Hatte er wirklich einen geſchäftlichen Gang zu erledigen, ſo that er es im Schutze der Abendſtunde. Er machte dieſe Gänge nur mechaniſch, mehr der äußeren Notwendigkeit gehorchend, als dem inneren Triebe folgend. Um dieſe Zeit war es, als der Burſche ſeine Lehrzeit beendet hatte. Er blieb nur noch eine Woche in der Werkſtatt und zog dann von dannen, weil er plötzlich in dem Wahne lebte, ein Mann geworden zu ſein, der große Anſprüche erheben dürfe. Timpe wollte keinen Erſatz für ihn haben. Er haßte jedes neue Geſicht und war ſo nervös geworden, daß er nicht mehr die Ruhe zu finden hoffte, große Umſtände mit jemand zu machen. Zudem, was konnte ein Menſch bei ihm wohl lernen? Immer noch drechſelte er gewöhnliche Holzarbeit, die ihn bereits ſo anekelte, daß er ſie nicht mehr ſehen mochte. Am liebſten wäre es ihm geweſen, wenn er ganz allein an ſeiner Drehbank hätte ſtehen können. Er würde dann gerade ſo viel Arbeit ins Haus genommen haben, als er bedurfte, um zu leben. Aber er ſcheute ſich,

Thomas Beyer aufs neue zu erſuchen, nicht mehr wiederzukommen, denn er würde gewiß tauben Ohren predigen. Dafür brachte er es aber ſo weit, daß Marie das Wirtſchaften einſtellte und nicht mehr wiederkam. Es geniere ihn, ein fremdes Frauenzimmer um ſich zu haben, erklärte er ihr frank und frei; und Fräulein Beyer ließ ſich das nicht zweimal ſagen, trotzdem er ihr erklärte, er ſchätze ſie ſehr und habe nicht das geringſte gegen ſie. Wenn man aber dreiunddreißig Jahre ſein Weib um ſich gehabt habe, dann könne man ſich an ein anderes Geſicht ſchwer gewöhnen. Der wahre Grund ſeiner Abneigung war ein anderer. Sein Mißtrauen wuchs von Tag zu Tag; er redete ſich ein, die Schweſter könnne ebenſoſehr auf ſeine Habſeligkeiten ſpekulieren, wie ihr Bruder auf ſeinen Geſinnungswechſel.

Er kochte nun ſeinen Kaffee ſelbſt, hielt ſich Frühſtück und Abendbrot zu Hauſe und ließ ſich nur das Mittageſſen aus einer nahen Speiſewirtſchaft ins Haus ſenden. Aber auch nicht regelmäßig, denn oftmals fiel es ihm ein, ſich ſelbſt etwas zu bereiten, dann ging er in aller Frühe zu den Händlern, holte das Notdürftigſte ein und beſtellte das Mittagsmahl ab.

Das ging einige Wochen ſo. Dann trat plötzlich eine für ſein Lebensalter verhängnisvolle Wendung ein. Die Hypothek wurde ihm gekündigt und zwar perſönlich von dem Inhaber derſelben. Es gab keine langen Auseinanderſetzungen. Der Darleiher brachte allerlei Gründe vor, die zum teil berechtigt waren,

zum teil nur zu deutlich die Abſicht durchblicken ließen, wieder zu barem Gelde zu gelangen. Da hieß es denn hinterher: „. . . Es iſt mir zu Ohren gekommen, daß es mit Ihrem Geſchäft vollſtändig bergab gegangen iſt . . . Die Stadtbahn hat das Grundſtück entwertet . . . Ich gebrauche notwendig Geld“ u. ſ. w.

In Wahrheit war das nur ein luftiger Vorwand, hinter dem ſich Spekulationsgelüſte verbargen. Der Herr hatte einen nahen Verwandten in der Stadtbauverwaltung, der ihn benachrichtigt hatte, daß demnächſt allen Ernſtes mit der Erweiterung der Straße an dieſer Stelle vorgegangen werden ſollte. Er ſetzte nun voraus, daß Timpe für ſein altes Haus kein neues Geld auftreiben, und daß er dann das Vorkaufsrecht für dasſelbe haben würde. Obendrein hatte auch der Fiskus wegen Entfernung der „alten Baracke“ mit der Stadt verhandelt. Es lag ihm daran, die Eiſenbahnbogen zu verwerten, was nicht gut möglich war, ſo lange Timpes Haus die Gegend verunzierte und den Eingang der Viadukte verſperrte.

Der Meiſter hatte drei Monate Zeit und nun wider Willen eine Beſchäftigung in den Straßen Berlins gefunden. Es handelte ſich um achttauſend Mark, die er auftreiben ſollte. Er lief von früh bis ſpät, treppauf, treppab, erließ Inſerate, trat mit einem Dutzend Menſchen in Verbindung, ohne an ſein Ziel zu gelangen. Man ſah ſich das Haus an, ſchnüffelte in allen Ecken umher, nahm Einſicht in die Verhältniſſe, lief nach dem Grundbuchamt und ſchüttelte dann mit

dem Kopf. Es war immer dieſelbe Ausrede: „. . . Ja, wenn die Stadtbahn nicht vorüberginge . . . Wenn der ganze Raum nicht keilförmig wäre . . . Man weiß nicht, was man daraus machen ſoll!“

Das wäre immer noch nicht ſo ſchlimm geweſen, wenn der Meiſter nicht eine Hypothek, unkündbar auf Lebenszeit, gewünſcht hätte. Er wollte ſich auf alle Fälle ſichern. Der Termin rückte immer näher heran, er fand keine Befriedigung ſeiner Wünſche. Schließlich dachte er daran, eine geringere Summe aufzunehmen, die überflüſſigen Drehbänke, die Modelle und alle entbehrlichen Möbel zu verkaufen, um mit dem Erlös die nötige Summe zu erzielen. In dieſer peinlichen Situation war ihm niemand mehr im Wege als Thomas Beyer. Er haßte ihn jetzt förmlich, er wußte nicht warum. Jedenfalls fand er es nicht für nötig, den Geſellen Zeuge der neueſten Veränderung ſein zu laſſen. Wenn es ſchon ſo weit kam, daß wirklich alles Entbehrliche verkauft werden mußte, dann konnte das in aller Stille geſchehen, in der Dunkelheit womöglich, und brauchte niemand etwas davon zu wiſſen, außer ihm und ſeinem Gott! Das wäre ein Gaudium für ſeine Feinde geweſen, wenn ſie erfahren hätten, wie es wirklich um ihn ſtand. Obendrein würde man ihm noch Mitleid entgegenbringen und er wollte es nicht, verlangte es nicht, und würde eher den Tod erlitten haben, ehe er es entgegengenommen hätte.

Sein ganzes Sinnen und Trachten ging nun darauf hin, dem Altgeſellen für immer den Laufpaß zu geben. Er faßte dieſen Gedanken mit Mitleid, aber

es war eine Notwendigkeit, die durchgeführt werden mußte. Nicht nur der Zwang trieb ihn dazu, sondern eine tiefe Sehnsucht nach gänzlicher Einsamkeit, wie sie Menschen zu überkommen pflegt, die mit dem Gefühl im Herzen den Haß gegen die Welt mit sich herumtragen und Gewohnheiten annehmen, die sie zu Sonderlingen machen.

Am nächsten Sonnabend machte er den letzten Versuch, mit dem Altgesellen in Güte sich auseinanderzusetzen. Es fruchtete auch diesmal nichts. Er würde den Meister unter solchen Verhältnissen erst recht nicht verlassen, erwiderte er. Er erhebe ja nur Anspruch auf den niedrigsten Lohn, den man sich nur denken könne. Timpe blieb ruhig und ging hinaus. Als Beyer aber am nächsten Montag um sieben Uhr wie gewöhnlich die Hausthür öffnen wollte, fand er sie verschlossen. Er rüttelte und klopfte — es wurde nicht geöffnet. Dagegen steckte Timpe den Kopf zum Fenster hinaus und warf dem Gehilfen das Arbeitszeug zu. Es war nebelig und nur vereinzelt gingen die Menschen vorüber. „Da Sie nicht gutwillig gehen wollen, so muß ich andere Saiten aufspannen", schrie Timpe ihn an. Beyer möge sich zu allen Teufeln scheren und die fürderhin zu bekehren versuchen, da fände er gewiß lohnendere Beschäftigung.

„Aber Meister, sind Sie von Sinnen? . . ."

Statt aller Antwort wurde der Laden herangezogen und der Altgeselle hörte deutlich das Quietschen der Schraube, die ihn befestigte. Das Haus sah nun aus,

als läge ſein einziger Bewohner noch im tiefſten Schlafe.

Eine ganze Stunde lang ſchritt Beyer auf und ab. Der Nebel zerteilte ſich, es wurde heller, eilige Menſchen liefen an ihm vorüber, in dem Häuschen aber rührte ſich nichts. Endlich wurde es ihm unangenehm und er ging. Der Meiſter hatte ihn durch das Luftloch des Ladens fortwährend beobachtet und kochte nun beruhigt ſeinen Kaffee; während er ihn ſchlürfte, lachte er über den gelungenen Streich. Das Bewußtſein, daß er nun allein war und von einem Raume in den anderen ſpazieren konnte, ohne einem Menſchen zu begegnen, verurſachte ihm großes Behagen.

Zwei Tage lang verließ er das Haus nicht, ſchlug er nur den einen Vorderladen zurück und lebte von dem, was er in der Küche vorrätig hatte. Die Hausthür wurde nur geöffnet, als ein Wagen aus der Fabrik vorfuhr, um die fertige Arbeit abzuholen. Den zweiten Morgen ließ ſich Beyer nicht ſehen, aber am dritten begehrte er wieder Einlaß. Er nahm an, daß Timpe ihn nicht mehr erwarten würde. Aber der Meiſter war bereits auf und ſah ihn auf der Straße ſtehen. Er verhielt ſich ruhig und der Geſelle ging bald wieder davon. Während der ganzen Woche tauchte Beyer nicht auf.

Timpe fühlte ſich beruhigt. Der Belagerungszuſtand kam ihm nun ſo lächerlich vor, daß er den Laden wieder öffnete und dem Hauſe ein freundliches Gepräge gab. Trotzdem befolgte er die Vorſicht nach

wie vor. Einmal wurde er durch die Anhänglichkeit des Altgesellen so weich gestimmt, daß er ihn persönlich aufsuchen wollte, um ihn wieder zu holen, aber er bewahrte glücklicherweise seine Stärke. Eine nicht mehr erwartete Kraft war plötzlich über ihn gekommen: einer jener thatenlustigen Augenblicke in der Erschlaffungsperiode eines Menschen, wo der Mut zu neuer Arbeit, zu einem neuen Leben sich zu regen beginnt. Es war gleichsam ein Trotz, ein riesenstarkes Aufbäumen gegen die Gemeinheiten des Daseins. Er wollte dieses Haus hier, in dem er geboren war, in dem drei Generationen seines Namens gehaust hatten, als seine Burg betrachten, deren Besitz er gegen die Außenwelt verteidigte. Die Einsamkeit sollte seine Waffen schärfen. Er freute sich seines Alleinseins. Es sah niemand, was er trieb, er brauchte keinem zweiten Menschen Rechenschaft über sein Thun und Lassen abzulegen.

Er hatte nur noch vierzehn Tage Zeit, um eine neue Hypothek eintragen zu lassen. Er verschloß also sein Haus von allen Seiten und machte sich wiederum auf den Weg. Die Arbeit lief ihm nicht weg, denn von dieser Sorte konnte er genug bekommen. Zuletzt verlor er aber doch die Hoffnung, denn niemand wagte auf seine Bedingungen einzugehen. Im letzten Augenblick meldete sich ein Retter in der Not, der, wie er angab, auf Umwegen von seiner Bedrängnis gehört haben wollte. Es war ein Zwischenhändler, den Urban, der in letzter Stunde Kenntnis von der Hypothekengeschichte erhielt, beauftragt hatte, das Geschäft zu machen,

ohne daß Timpe von dem wahren Sachverhalt erfahre. Man wollte dem Meister die achttausend Mark geben, sich aber vierteljährliche Kündigungsfrist vorbehalten. Das Anerbieten war von sehr schönen Redensarten begleitet: Man würde durchaus nicht in den ersten zehn Jahren von dem Kündigungsrechte Gebrauch machen, müsse sich aber auf alle Fälle sichern. Es war sozusagen die Pistole, die man Timpe auf die Brust setzte. Er überlegte noch achtundvierzig Stunden, lief noch einmal treppauf, treppab, und willigte dann in den Handel ein. So konnte er wenigstens in seinen vier Pfählen sitzen bleiben und sich mit dem Bewußtsein schlafen legen, daß „den guten Freunden" die Freude verdorben wurde.

Um die ausbedungenen Zinsen vorausbezahlen zu können, verkaufte er in aller Stille drei seiner Drehbänke, die in den Abendstunden abgeholt wurden. Wozu sollten sie auch länger dastehen, da er doch nicht mehr die Aussicht hatte, sie in Bewegung zu sehen! Am meisten freute er sich über die großen Augen, die der jetzige Inhaber der Hypothek machen würde, wenn das bare Geld ihm hingezählt wurde. Der Herr zeigte allerdings ein sehr langes Gesicht und drehte jeden Kassenschein vorsichtig um, als glaubte er ihn gefälscht und dadurch die Möglichkeit zu bekommen, seine Spekulation verwirklichen zu können. Den Meister amüsierte das außerordentlich und er konnte sich nicht enthalten zu fragen, ob der Herr vielleicht an Stelle der Kassenscheine „Gold" wünsche? Er habe immer einige Rollen davon im Hause. Und

wenn der Herr wieder 'mal jemand träfe, der ihm erzähle, daß es ihm, Timpe, ſchlecht erginge, ſo möchte er ihn gefälligſt einen Dummkopf nennen und ihn darauf aufmerkſam machen, daß kluge Leute immer ihr Geld auf der „Königlich Preußiſchen Bank“ zu liegen haben. Damit trennte man ſich.

XVII.

Der neue Heiland.

Seit der Abwicklung dieſes Geſchäfts konnte man Timpe mit einem Dachs vergleichen, der tagelang in ſeinem Bau hockt und nur durch den Hunger getrieben wird, ihn zu verlaſſen. Er beſchränkte ſich jetzt nur noch ganz auf die große Werkſtatt und ſeine Arbeitsſtube, die zugleich ſein Schlafzimmer war. Die „gute Stube“ hatte er ſeit Monaten nicht geſehen und das Wohnzimmer betrat er nur in Ausnahmefällen. Er fürchtete ſich, durch ihm liebgewordene Gegenſtände an den Großvater und Karoline erinnert zu werden. Die Läden, die nach dem Winkel vor dem Hauſe hinausgingen, wurden mit Ausnahme des einen halben, der zum Fenſter der Modell- und Schlafſtube gehörte, gar nicht mehr geöffnet. Die Hausthür war den ganzen Tag über geſchloſſen; ein mächtiger Riegel war vorgeſchoben.

Timpe ſtand pünktlich auf, hielt ſeine Mahlzeiten regelmäßig und legte ſich Abend für Abend um dieſelbe Zeit nieder. Von früh bis ſpät drehte er ein und dieſelbe Arbeit: Stuhlbeine für Luxusſtühle, die er bereits mit Beyer zuſammen gedrechſelt hatte. Als das wochenlang ſo fortging, merkte er, daß ſeine Augen ſchwach wurden; ſie fingen an zu thränen, ſo daß er das Drehwerkzeug abſetzen und längere Zeit pauſieren mußte. So ging er denn eines Morgens in aller Frühe zu einem Arzt und ließ ſich eine blaue Brille verſchreiben, mit der er ſich ſehr ſonderbar ausnahm; aber es ging doch beſſer. Erlahmte er trotz alledem, ſo griff er zum „Sorgenbrecher", wie Meiſter Klatt den Schnaps nannte. Er trank nicht viel, aber gerade genug, um zu neuer Arbeit angefeuert zu werden und ſich in einen ſeligen Zuſtand des Vergeſſens zu verſetzen. Eines Abends vor Feierabend hatte er noch einen ſo kräftigen Zug genommen, daß ihm im Stehen die Augen zufielen, er ſich mechaniſch auf einen Schemel niederließ und ſanft entſchlummerte. Durch ein klirrendes Geräuſch erwachte er. Der Cylinder der Arbeitslampe war geſprungen und ein Stück davon auf die Drehbank gefallen. Er ſchreckte zuſammen und rieb ſich verwundert die Augen. Die Werkſtattuhr zeigte bereits zehn Uhr. Drei lange Stunden hatte alſo ſein Schlaf gewährt. Ein ſüßer Traum hatte ihn umfangen gehabt: Er ſaß in der Vorderſtube mit dem Großvater und ſeiner Frau am großen runden Tiſch, als ſein Sohn hereintrat, auf ihn zuſtürzte und ihn herzte und küßte.

Nach einer Viertelſtunde ſtarrte er immer noch auf denſelben Punkt und ließ das Traumgebilde an ſich vorüberziehen. Große Thränen rollten dabei langſam über ſeine Wangen. Als er dann nach und nach in die Wirklichkeit zurückkam und ſich in dem großen Raum umblickte, ſchauerte er zuſammen, denn ihn fröſtelte. Die Einſamkeit des ſtillen Hauſes wirkte mit allen Schreckniſſen auf ihn ein. Da erblickte er die Schnapsflaſche, die auf der Drehbank ſtand; in ihr ſaß der Teufel, der ihn in dieſen Traum verſenkt hatte. Und er wollte nicht ſolche Träume haben — nicht ſolche verlockende Gaukeleien, in denen die Küſſe ſeines Sohnes, die ſich niemals bewahrheiten würden, eine Rolle ſpielen! Er nahm die Flaſche und warf ſie mit ſolcher Kraft in den entfernteſten Winkel, daß ſie in Scherben zerfiel; dabei gelobte er ſich, keine zweite mehr an den Mund zu ſetzen. Zwei Tage lang hielt er das Gelöbnis; aber bei der Arbeit rückte er unruhig gegen die Bank, blickte ſich ſo oft nach der Stelle um, von wo er gewohnheitsmäßig die Flaſche zu langen pflegte, daß er am dritten Tage bereits mechaniſch eine neue in der Küche ausſpülte und ſie mit dem „Sorgenbrecher“ füllen ließ, als er in der Morgenſtunde ſeine gewöhnlichen Einkäufe machte. Er wunderte ſich dann, wie wohl ihm wieder beim erſten Schluck wurde, als er die Drehbank in Bewegung ſetzte.

Worauf er gar nicht mehr Wert legte, war ſein Äußeres. Er übte nach wie vor Reinlichkeit, vernachläſſigte aber ſeine Kleidung und vergaß ganz und gar,

daß er mit der Zeit immer magerer geworden war, während die Weite seiner Röcke dieselbe blieb. Seit Monaten trug er im Hause einen fadenscheinigen Sommerüberzieher und ging damit auch des Morgens über die Straße. Es war die völlige Gleichgültigkeit, in die er sich mit der Liebe zur Flasche und zur völligen Einsamkeit teilte.

Den ganzen Sommer hindurch war sein Dasein immer dasselbe: er stand früh morgens um 6 Uhr auf, drechselte den langen Tag über seine Stuhlbeine, die des Sonnabends regelmäßig abgeholt wurden, öffnete mittags Punkt 12 Uhr die Hausthür, wenn das Mittagessen gebracht wurde und legte sich abends Punkt neun Uhr schlafen. Er verdiente gerade so viel, daß er existieren und die Zinsen ersparen konnte. Besondere Bedürfnisse hatte er gar nicht. Selbst die „Warte", die ihm sonst so lieb und teuer war, bestieg er nicht mehr, denn der Anblick alles dessen, was außerhalb seiner Wände lag, war ihm verhaßt.

Die Bewohner des ganzen Viertels sprachen nur noch von ihm als von einem Sonderling, und geschah das von böswilligen Zungen, so wurde noch das Wort „verrückter" hinzugesetzt. Es gab Leute, die einen weiten Weg machten, um sein Haus zu sehen und sich eine Vorstellung von dem Bewohner zu machen. Trotzdem er niemand etwas zu leide that, gab es Mütter, die ihre Kinder warnten, in der Abendstunde bei des Meisters Hausthür vorüberzugehen, denn geistesgestörten Menschen müsse man aus der Wege gehen, weil sie gefährlich werden könnten. Dieses Ur-

teil der öffentlichen Meinung trug viel dazu bei, das Verhältnis seines Sohnes zu ihm von einer ganz anderen Seite zu betrachten und das Fernbleiben desselben von dem Elternhause gerechtfertigt zu finden. Wer mitten unter zivilisierten Leuten das Leben eines Waldmenschen führte, mußte mit einem ganz anderen Maße gemessen werden. Was hatten die Leute sich schon alles von ihm erzählt! Wie er aufziehe, das Haar lang wachsen lasse, mit einer großen Tasche in der Hand frühmorgens wie ein richtiges altes Weib Kaffee und Brot einhole, ja oftmals sogar Kartoffeln, die er wahrscheinlich ungewaschen mit der Schale röstete, um sie frisch aus dem Feuer zu verzehren.

Nur zwei Menschen gab es, die oft zusammentrafen, um ein besseres Urteil über Timpe abzugeben und gegenseitig ihre Gedanken auszutauschen: Beyer und Nölte. Beide hatten zu verschiedenen Malen den Versuch gemacht, ihn zu besuchen, ohne jedoch Einlaß zu finden. Der Klempner hatte ihn dann eines Morgens auf der Straße getroffen, sich mit ihm eine Weile unterhalten und dabei gefunden, daß Timpe durchaus bei Verstande war.

In den ersten Tagen des Oktober wurde Timpe durch eine Kündigung der neuen Hypothek überrascht. Dieser Schlag traf ihn wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er glaubte zu träumen, dann dachte er an einen schlechten Scherz. Am späten Nachmittag war die Nachricht eingetroffen; sofort suchte er den Darleiher des Geldes auf. Hier bewies er, wie vernünftig er noch denken und reden konnte. Ob man sich denn

nicht erinnere, daß man ihm die feste Versicherung gegeben habe, die Hypothek würde in den ersten zehn Jahren nicht gekündigt werden? Achselzucken war die Antwort. Man könne sich nicht mehr darauf besinnen, nur, was man schwarz auf weiß besitze, sei von Gültigkeit. Auf lange Auseinandersetzungen dürfe man sich nicht einlassen, denn das Geld würde nötig gebraucht. Der Meister, eingedenk der bereits einmal gemachten trüben Erfahrungen, bot alles auf, um die Hypothek zu behalten. Er versprach höhere Zinsen, aber als Antwort bekam er immer dasselbe: Achselzucken und nochmals Achselzucken. Als er sah, daß hier die schönsten Worte verschwendet waren, ging er, um aufs neue sein Heil bei Geldmenschen zu versuchen. Binnen einer Stunde war er wieder in das aufregende Gewühl des Weltstadtlebens hinausgeschleudert. Sechs Wochen lang bemühte er sich abermals vergeblich. Zuletzt schwand ihm aller Mut und die Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich seiner in nie erwartetem Maße. Es war weniger der Gedanke an den Vermögensverlust, der ihn so tief ergriff und schmerzte, als der, daß er aus seinem Heim vertrieben werden könnte. Die Mitleidslosigkeit grinste ihn nun in tausendfacher Gestalt an. Ekel vor der Welt überkam ihn, und zum zweitenmale in seinem Leben tauchte ein unheilvoller Dämon vor ihm auf, zerrte an ihm und ließ ihn nicht mehr los. Er trug diesmal nicht die sanften Züge Thomas Beyers, sondern ein abschreckend häßliches Antlitz: Es war der Haß gegen die bestehende Ordnung im Staate.

„Beyer hat recht“, ſprach er vor ſich hin, als er wieder einmal eine Wanderung unternommen hatte und ſeine Bemühungen wie gewöhnlich reſultatlos geblieben waren. „Beyer hat Recht!“ Als er zum zweitenmale dieſe Worte wiederholte, blieb er ſtehen und ſtarrte vor ſich hin. Der Dämon hatte ſich plötzlich vor ſeinen Augen in einen Abgott verwandelt. „Beten Sie den neuen Heiland an“, hatte Beyer zu ihm geſagt. Den ganzen Tag über unterbrach er ſeine Grübeleien immer mit denſelben vor ſich hingemurmelten Worten: „Der neue Heiland . . . der neue Heiland . . . bete den neuen Heiland an!“

Seit acht Tagen hatte er die Drehbank nicht getreten. War er halb erſchöpft von ſeinen Gängen zurückgekehrt, ſo durchmaß er mit großen Schritten die Werkſtatt und rief ſich alles ins Gedächtnis zurück, was der Altgeſelle ihm gepredigt hatte. Was hätte er jetzt darum gegeben, wenn Thomas Beyer plötzlich vor ihm aufgetaucht wäre, um noch einmal das zu wiederholen, was er ihm ſo oft geſagt hatte. Als hätte trotz ſeines phyſiſchen Elends ſein Geiſt plötzlich eine wunderbare Kraft erlangt, fielen ihm ganze Bruchſtücke der Agitationsreden des Altgeſellen ein: „. . . Die Leute, die Sie zu Grunde richten, ſind Ihre natürlichen Feinde, gegen welche Sie ſich aufbäumen müſſen . . . Gott will nicht, daß ein Gerechter leide um hundert Ungerechter willen . . . die moderne Geſellſchaft mit ihrem Produktionsſchwindel hat Sie auf dem Gewiſſen . . .“

Er ſprach dieſe Sätze wohl ein dutzendmal laut

vor sich hin und gab sich alle Mühe, ihre Wahrheit zu ergründen und sie bis ins einzelne zu zergliedern. Eine förmliche Wut überkam ihn, die neue Lehre immer mehr in sich aufzunehmen und sich an ihr zu berauschen. In der guten Stube standen einige Bücher, darunter ein altes Lexikon. Mit Eifer stürzte er sich darüber her und suchte nach irgend einer Erklärung des Wortes „Sozialdemokratie". Er wurde aber nicht befriedigt; was er fand, war ihm zu gelehrt. Als er beim großen Wandspiegel vorüberkam, schreckte er vor seinem eigenen Bilde zusammen. Gespensterhaft starrte ihm sein Antlitz entgegen. Er war so überrascht, daß er sich umblickte, als stände noch ein anderer hinter ihm. Je länger er sich aber betrachtete, je komischer kam er sich vor. Schließlich amüsierte er sich über seinen Aufzug, beschaute sich, wie ein Komödiant, der in den nächsten Minuten auf die Bühne gehen soll, von allen Seiten und nickte sich freundlich zu. Es war der Schnapsteufel, der aus ihm sprach und ihm diese Scherze eingab. Dann ging er nach der Küche und hob die ganze Herdplatte in die Höhe, weil er in dem Wahne lebte, es könnte von den verbotenen Schriften Beyers, die er vor langer Zeit verbrannt hatte, noch etwas übriggeblieben sein.

Es kamen nun Stunden, wo die Einsamkeit, die bisher sein einziges Glück ausmachte, ihm zur Last wurde, wo er seine größte Befriedigung darin gefunden hätte, mit einem vertrauten Menschen zu sprechen, um alles von sich zu wälzen, was seine Seele bedrückte. Er schloß die Hausthüre auf, öffnete die Läden, blickte

nach der Straße mit einer Sehnsucht und Erwartung, als müsse jeden Augenblick die Gestalt Beyers vor ihm auftauchen und ihn laut begrüßen. Aber Beyer kam nicht, nur einige Leute blieben stehen und blickten ihn sehr erstaunt an; ein kleines Mädchen lief erschreckt über den Damm und an den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser zeigten sich neugierige Gesichter, die zu ihm hinüberglotzten, als könnten sie die plötzliche Veränderung in der Physiognomie des Hauses nicht begreifen.

Endlich nahm er sich vor, Beyer selbst aufzusuchen. Als er aber vor der Hausthür eine Gruppe Neugieriger erblickte, verschloß er wieder Laden und Hausthür und vergrub sich aufs neue in seiner Burg.

An diesem Tage fand er noch einmal Gelegenheit, seine Aufmerksamkeit der Außenwelt zuzuwenden. Ein Geräusch von vielen Stimmen hatte ihn nach einer der Giebelstuben hinaufgelockt. Die ganze Straße war schwarz von einer wogenden Menschenschar, in deren Mitte die Helme der Schutzleute auftauchten. Es war an einem Montag. In der zehnten Stunde hatten plötzlich zweihundert Arbeiter der Urbanschen Fabrik ihre Beschäftigung niedergelegt. Es handelte sich um eine Lohnreduktion, die man sich nicht bieten lassen wollte. In einer anderen Knopffabrik, die in einer der Nebenstraßen lag, war in der vergangenen Woche bereits ein Streik ausgebrochen. Wie der Blitz hatte sich bei diesen arbeitslosen Gesellen der Vorgang in der Urbanschen Fabrik verbreitet; sie kamen in hellen Haufen herbeigezogen, um zum Aushalten aufzumuntern,

oder ihrem Unmute Luft zu machen. Zum großen Verdruß Urbans legte auch gegen Mittag ein Teil der Elfenbein- und Horndrechsler ihre Drehwerkzeuge nieder und zog von dannen. Was man den Knopfarbeitern abzuziehen gedachte, das verlangten sie als Erhöhung ihres Lohnes. Das hatte man nicht erwartet, denn eine große Bestellung fürs Ausland war eingegangen und sollte schleunigst ausgeführt werden. Aber Urban ließ auch sie gehen, ohne ihnen irgend welche Zugeständnisse zu machen.

Etwa sechshundert Arbeiter belagerten das Fabrikthor und schritten vor demselben in langen Zügen auf und ab. Trotzdem herrschte eine musterhafte Ruhe; nur ein dumpfes Murmeln, wie das Grollen eines leicht bewegten Meeres, durchhallte die Luft. Hin und wieder ertönte ein lauter Zuruf oder ein greller Pfiff, der an anderer Stelle beantwortet wurde. Das Murmeln erhob sich dann zu einem lauten Stimmengewirr, ein dichter Menschenknäuel entstand und die Schutzleute brachen sich Bahn, um ihn zu zerteilen und zum Auseinandergehen aufzufordern. Dann wogte die dunkle Lawine wieder die Straße entlang. Zeitweilig trat ein unheimliches Schweigen ein, das angesichts der Menschenmenge etwas Beklemmendes, Furchterregendes barg. Einen Gegensatz zu diesen herausfordernden Gestalten bildeten die hellleuchtenden Gesichter der Frauen, Mädchen und Kinder, die in den geöffneten Fenstern lagen und bis in das Dach hinauf eine lebende Garnitur an den Häusern bildeten.

Timpe hatte eine aufrichtige Freude an diesem Anblick.

„Dacht' ich's mir doch, daß es eines Tages ſo kommen würde", ſagte er mit einem vergnügten Lächeln vor ſich hin; „wenn nur die ganze Fabrik zum Teufel ginge, das wäre ein wahrer Segen."

Am liebſten wäre er ſofort hinuntergegangen und mitten unter die Streikenden getreten, um ihnen Ferdinand Friedrich Urban bis auf die ſpitze Naſe ſo eindringlich zu ſchildern, daß ſie ihn aus dem FF kennen gelernt hätten. Er empfand ordentlich Luſt, irgend eine Heldenthat zu begehen; dieſen armen Leuten dort, die vielleicht nicht wußten, wo ſie am andern Tage das Brot zum lieben Leben herbekommen ſollten, ſeinen eigenen Untergang vor Augen zu halten, ihnen den Fluch der Armut und die Macht des Kapitals in glühenden Farben zu ſchildern, ſie zum Ungehorſam gegen die Geſetze aufzufordern, Worte der Empörung in ihre Reihen zu ſchleudern. War er denn jetzt mehr als ſie, ſtand ihm nicht dasſelbe Schickſal bevor: gleich ihnen mit der Blechkanne in der Hand des Morgens nach irgend einer Fabrik zu gehen, um als lebende Maſchine in der Legion der Enterbten ſein Tagewerk zu verrichten? O, er war nahe daran, die Grauſamkeit des Lebens bis zum letzten Tropfen zu durchkoſten! Es kochte förmlich in ihm, er fühlte, wie die Zunge ſich im nächſten Augenblick löſen würde, um alles das, was er dachte, in die Maſſen hineinzuſchreien.

Aber er kam nicht dazu. Einige junge Burſchen hatten ihn erblickt, wieſen auf ihn hin und ſchienen ſich allem Anſchein nach über ihn luſtig zu machen. Eine Gruppe bildete ſich und hundert Köpfe wandten ſich

nach ihm. Viele traten bis an den Zaun heran und gafften zu ihm wie zu einem Wundertier empor. Timpe ließ ſich ſehen? Das war neu.

Ein junger, bartloſer Menſch, der kaum die Lehrlingsſchuhe ausgezogen haben konnte und dem die Skandalſucht im Geſicht geſchrieben ſtand, rief dann plötzlich laut: „Seht doch den alten Meergreis da oben“ . . . Gelächter ertönte.

Der Meiſter wollte das Wort „dummer Junge“ gebrauchen, beſann ſich aber auf ſeine Weisheit, klappte das Fenſter zu und verſchwand.

Am Nachmittage tauchten Schutzmänner zu Pferde auf, welche im Schritt die Straße durchritten und jede Gruppe, die ſich bildete, ſofort auseinandertrieben. Nach und nach verteilten ſich die Maſſen. Als der kurze Wintertag zur Dämmerung ſich neigte, zerſtreuten ſich auch diejenigen der Streikenden und Neugierigen, die am längſten ausgeharrt hatten. Nur die Schutzmannspoſten, die langſam vor dem Fabrikthor auf- und abwanderten, und das laute Leben in den Schankwirtſchaften deuteten auf die Ereigniſſe des Tages hin.

Nach zwei Tagen fand die Erſatzwahl zum Reichstage ſtatt. In dieſem ungeheuren Stadtviertel des Proletariats, daß ſich von den Frankfurter Linden bis nach dem Schleſiſchen Buſch, und von dort bis zum Kottbuſer Thor erſtreckte, hatte ein Arbeiterkandidat den Sieg davongetragen, aber zu gunſten eines anderen Wahlkreiſes auf dieſes Mandat verzichtet.

Es war ein naßkalter Wintertag. Der Schnee hatte ſich in Waſſer aufgelöſt und ein feiner, kaum

ſichtbarer Regen vermehrte die Schmutzlachen und durchfeuchtete die Kleidung der Menſchen. An ſolchen Tagen macht Berlin einen unangenehmen Eindruck. Es gleicht einem Menſchen, der plötzlich ſeine Stimmung und mit ihr ſeine Kleidung gewechſelt hat. Es zieht ſich in ſich ſelbſt zurück und läßt ſich nur von außen betrachten. Selbſt Fenſter, hinter denen man ſelten Licht erblickt, ſind erleuchtet, die Läden leerer als ſonſt, und um die Lampe im Wohnzimmer ſieht man ſeit langer Zeit wieder die ganze Familie verſammelt. Die flackernden Flammen der Gaslaternen verſtärken den unangenehmen Eindruck. Die Schatten werden dunkler, die Waſſerpfützen leuchten greller, die Häuſer ſtarren um ſo ſchwärzer zum dunklen Himmel empor. Wie Irrlichter huſchen die bunten Flämmchen der Wagenlaternen über die Straße und wirken um ſo unheimlicher, je weniger man die Gefährte erkennen kann.

Seit frühmorgens war Timpe unterwegs, ohne den hilfsbereiten Menſchen gefunden zu haben, der ihm Erſatz für die gekündigte Hypothek verſchaffen würde. Er hatte durch die ewige Aufregung ſeine Arbeit bereits ſo vernachläſſigt, daß ſie in der Werkſtatt unausgeführt in großen Haufen lag. Noch niemals war ihm eine ähnliche Gleichgültigkeit gegen ſich ſelbſt, gegen alles, was das Leben noch zu bieten vermöchte, überkommen, wie in den letzten Tagen. Er kam ſich wie ein Vagabund vor, wie ein alter Landſtreicher, der durch die Straßen zieht, um für Brot und Nachtlager zu betteln.

Es fing bereits an zu dunkeln. Der Schnee klatſchte

bei jedem Schritt gegen ſeine Füße, der Regendunſt hatte ſein langes Haar erweicht, ſich in jede Falte ſeiner Kleidung geſetzt, ſo daß die Hand feucht wurde, wenn er ſie berührte. So näherte er ſich wieder allmählich ſeiner Straße. In tiefe Gedanken verſunken, blieb er abwechſelnd ſtehen und blickte zum Himmel empor. Dann kam der Name „Karoline“ wie ein langer Seufzer unſagbaren Schmerzes über ſeine Lippen. Er ſuchte vergeblich nach einem Ausdruck ſeiner Wünſche und Hoffnungen für die Zukunft, alles deſſen, was ihn bewegte und die ewigen Widerſprüche in ihm entfachte. Endlich hatte er ihn gefunden: es war der Lebensüberdruß, der an ihm nagte und ihn zum Sterben ſchlaff und willenlos gemacht hatte. Das Wort ſchien ihm ſo entſetzlich und doch verlockend, daß er mitten auf dem Fahrweg ſtehen blieb und vor ſich hinſtarrte. Eine Peitſche knallte vor ſeinen Ohren und ein „Heda!“ weckte ihn aus ſeiner Betäubung. Einige Sekunden ſpäter und die Räder hätten ihn zermalmt. Ein Wagen rollte an ihm vorüber, in dem ſein Sohn ſaß. Ein flüchtiger Blick hatte genügt, um ihn Franz erkennen zu laſſen. Ein Schauer durchrieſelte ihn, der ihn kälter dünkte, als all' dieſer unermeßliche geſchmolzene Schnee, der ganz Berlin durchtränkte. Mit ſchlotternden Knien ging er weiter. Plötzlich bannte er ſeine Schritte vor dem hellerleuchteten Thorweg eines Hauſes, das ihm bekannt erſchien. Große rote Zettel prangten an beiden Seiten der Hausthür, ganze Züge von Menſchen gingen aus und ein, und auf der Straße ſtanden dunkle Geſtalten, die jeden neu Hinzueilenden

anredeten und ihm ein Stück Papier in die Hand zu drücken verſuchten.

Johannes befand ſich vor dem Wahllokale, in dem auch er ſeit vielen Jahren ſein Recht als Bürger auszuüben pflegte. Er blieb ſtehen und blickte in den Thorweg hinein, wie jemand, der noch überlegt, ob er weitergehen oder das Haus betreten ſoll. Eine ſchwere Hand legte ſich auf ſeine Schulter. Thomas Beyer ſtand vor ihm.

„Meiſter, es iſt die höchſte Zeit . . . gehen Sie hinein. Sie haben noch keinen Zettel? . . . Hier . . . Sie ſtehen gewiß in der Liſte.“

Er hatte leiſe geſprochen und reichte ihm nun einen zuſammengefaltenen Zettel hin.

„Was ſteht drauf?“

Der Altgeſelle lächelte und betrachtete ihn von oben bis unten mit einem Blick, den nur Timpe verſtand.

„Zögern Sie auch jetzt noch?“

Der Meiſter ſchwankte einen Augenblick; dann ſagte er mit feſter Stimme: „Nein!“ beſchritt den Thorweg und ſtieg rechts die Stufen zum Lokal empor.

Nach wenigen Minuten kehrte er zurück.

Er wollte ſich entfernen, aber Thomas Beyer hielt ihn feſt. Ob er ſchon wiſſe, daß dort drüben um die Ecke in Schellers Salon um ſieben Uhr eine Verſammlung abgehalten werde? Streikende Arbeiter der Urbanſchen Fabrik träfen ſich dort.

„Meiſter, Sie gehören jetzt zu uns, Sie müſſen mitkommen.“

Seit der Minute, wo Timpe mit geſenktem Blick die Hand nach der Wahlurne ausgeſtreckt hatte, um in ihre Tiefe jenen winzigen Fetzen Papier zu verſenken, auf dem ſeine neue Überzeugung geſchrieben ſtand, war völlige Willenloſigkeit über ihn gekommen. Es war der Zweifel an der Gerechtigkeit ſeiner Handlung, der ſofort mit der That in ihm aufgeſtiegen war. Wie eigentümlich hatten ihn die Herren am Tiſche betrachtet, wie ſtarr waren ihre Augen auf ſeine Hand gerichtet, als wollten ſie bereits aus der Farbe des Papiers ſeine Geſinnung erkennen. Ja, es war ihm ſogar, als hätten ein korpulenter Sardellenhändler und ein dürrer Kanzleirat, die als Beiſitzer fungierten und ihn genau kannten, ſich erſtaunte Blicke zugeworfen, aus denen zweifelsohne die Worte zu leſen waren: Haben Sie geſehen? Timpe wählt einen Sozialdemokraten.

„Gut, gehen wir!“ erwiderte er dem Altgeſellen.

Mußte er ſich jetzt nicht näher um die Ziele bekümmern, denen er gleich den anderen zuſtrebte? War es nicht ſeine Pflicht, ſeit dieſer Stunde eins zu ſein mit den Arbeitern, ſich unter ſie zu miſchen, die große ſoziale Frage in den Verſammlungen erörtert zu hören? Zudem waren die Drechsler ſeine Fachkollegen und die Knopfmacher verwandte Berufsgenoſſen. Die Verſammlung mußte ihm alſo ein erhöhtes Intereſſe bieten.

Es war merkwürdig, wie er ſich nun von Beyer

leiten ließ. Mit einer gewiſſen Ehrfurcht blickte er zu ihm empor, lauſchte er auf jedes Wort, das über die Wahl von ſeinen Lippen kam. Er bewunderte ihn, wenn die vorüberſtrömenden Arbeiter, die um dieſe Stunde in hellen Haufen herangezogen kamen, ihn lebhaft begrüßten und ihm jene Achtung entgegenbrachten, die man einem Menſchen zu zollen pflegt, deſſen geiſtige Überlegenheit man anerkennen muß.

Beyer hatte ſich vorgenommen, den Meiſter heute nicht mehr zu verlaſſen. Er beauftragte einige Vertrauensmänner, nach Schluß der Wahl dem Zählakte beizuwohnen, und ergriff dann Timpes Arm, um das Wiederſehen bei einem Glaſe Bier zu feiern. Er ſchien nur noch Mitleid für den früheren Arbeitgeber zu haben, nachdem er die Genugthuung erlebt hatte, ihn bekehrt zu ſehen. Das ſprach aus jedem Wort, aus jedem Blick, aus der Zartheit, mit der er ihn behandelte, und wie er in ihm immer nur den altehrwürdigen Mann ſah, in deſſen Hauſe er unzählige Wohlthaten genoſſen hatte.

Timpe war ſchweigſam; ſtill in ſich gekehrt lauſchte er den Reden Beyers und nickte ſtatt der Antwort mit dem Kopfe. Ein niederdrückendes Gefühl laſtete auf ihm: die Unbeholfenheit eines Menſchen, der in eine neue Geſellſchaft geraten, in der er fremd iſt und ſich nicht zu benehmen weiß. Dieſe unangenehme Situation wurde noch erhöht, als er mit dem Altgeſellen die Stufen zu einem Kellerlokal hinunterſchritt und dann in einem engen Raum in-

mitten von Arbeitern ſich befand, die in ihren ſchmutzigen Bluſen direkt aus der Fabrik gekommen waren, eifrig politiſierten und ihn wie ihresgleichen behandelten.

Wortkarg ſaß er in einer Ecke, nippte an ſeinem Biere und dachte in dieſer Spelunke an ſeinen Sohn, deſſen Reichtum, deſſen Glanz . . . Dieſer Gedanke machte ihn heiß. Ein Gefühl ungerechter Demütigung überkam ihn und trieb das Blut nach ſeinem Kopfe. Er beſtellte Schnaps und nun wurde er geſprächig, beteiligte ſich an der lauten Debatte, that ſo, als wäre er mit allem einverſtanden, was man ſagte und worauf man ſchimpfte . . .

XVIII.

Der Meister predigt Aufruhr.

In Schellers Salon war die Verſammlung noch nicht eröffnet. Der Saal war völlig beſetzt, denn zu der Zahl der Streikenden hatten ſich hunderte von Berufsgenoſſen geſellt. Obendrein war heute Wahltag. Man hatte früher Feierabend gemacht und befand ſich bereits ſeit Stunden in aufgeregter Stimmung. Auf der kleinen Bühne im Hintergrund hatte der Vorſtand ſich niedergelaſſen. Rechts, abgeſondert von ihm, ſaß der überwachende Polizeileutnant und hinter dieſem Alexander Liebegott. Er hatte die Hände über den dicken Bauch gefaltet, drehte aus Langerweile die Daumen und trug eine höchſt würdevolle Miene zur Schau, über die Kruſemeyer ſich ſehr gewundert haben würde. Nur die Enden des gewaltigen Schnurrbartes hingen gleich durchnäßten Trauerfloren hernieder.

Die Gläſer klapperten, dichter Cigarrendampf ſtieg zur Decke empor und hundertfältiges Stimmengewirr durchſchwirrte den Saal. Die Thür öffnete ſich von Minute zu Minute. Die neu Ankommenden drängten ſich durch die Reihen und ſpähten nach leeren Stühlen. Man begrüßte ſich laut, verſuchte, ſich zu Bekannten hinzudrängen und erkundigte ſich nach dieſem und jenem. Die ganze Unterhaltung drehte ſich um die Erſatzwahl. Man ſetzte ein ſicheres Durchkommen des Arbeiterkandidaten voraus, aber das offizielle Reſultat fehlte noch. Jeder Hinzukommende wurde mit Fragen beſtürmt, auf allen Geſichtern glänzte die Freude über den vorausſichtlichen Sieg. Man kannte ſich nicht, aber trank ſich gegenſeitig zu auf das Wohl der guten Sache. Die Stimmen wurden immer lauter, die Gläſer klirrten immer heftiger. Man geſtikulierte äußerſt aufgeregt oder hörte einem zu, der am Tiſch das Wort führte und die anderen durch ſeinen Redefluß zum Schweigen brachte. Hier waren alle einer Meinung, die Unterhaltung war eine ruhige; dort ſtießen die Anſichten ſchroff aufeinander. Die Oppoſition des Gegners wühlte die Leidenſchaft auf und haſtige, halb erſtickte Sätze kamen zum Vorſchein, die dem Redner das Wort vom Munde abſchnitten. Dazwiſchen die Rufe nach dem Kellner, das Rücken der Stühle und Tiſche, das laute Begrüßen Eintretender und irgend ein Witzwort, das die Stimmung immer roſiger machte.

Das ganze Bild dieſer Menge von tauſend in ſteter Bewegung ſich befindenden Köpfen, belebten Ge-

fichtern, war beleuchtet von dem flackernden Licht der Gasflammen, die ſich durch die ungeheure Wolke von Qualm, die den Kronleuchter umzog, wie umnebelte Irrlichter ausnahmen. Und dieſes Spreizen der Finger, das jeden Kraftausdruck begleitete, dieſe nervöſen Bewegungen der Hände, gleichſam, als wollte man durch ſie die ſoeben geſprochenen Worte doppelt beſtätigen, oder auf den Ausdruck hinweiſen, nach dem man vergeblich geſucht hatte, um dem Satze einen Zuſammenhang zu geben.

Auf der einen Seite des Saales ſteckte man die Köpfe längere Zeit zuſammen und blickte nach der äußerſten Ecke neben der Bühne. Dort ſaß mit einem fremden Herrn Franz Timpe, der ſtille Kompagnon Urbans. Er hatte das Strike-Komitee um die Erlaubnis gebeten, der Verſammlung beiwohnen zu dürfen, und man hatte ſie ihm gegeben, weil man annahm, es ſei ihm um eine baldige Einigung zu thun. Die ihn erkannt hatten, hielten ſich ſehr reſerviert ihm gegenüber; denn wie freundlich hatte er den Polizeileutnant gegrüßt und wie liebenswürdig war der Gruß erwidert worden.

Die Klingel des Vorſitzenden ertönte und es trat Ruhe ein. Allgemeine Mitteilungen über die Urſachen des Strikes wurden gemacht, dann ergriff ein Arbeiter der Urbanſchen Fabrik als Referent das Wort. Sein Name hatte bei den Verſammelten einen guten Klang, ſeine Erſcheinung war männlich und einnehmend. Er ſchilderte in beredten Worten den Niedergang des Drechslergewerbes, erörterte an der Hand von Lohn-

tabellen die traurige Lage der Gehilfen und verglich damit die lange Arbeitszeit. Es war ein trübes Gemälde, das er entwarf. Das Drechslergewerbe, so führte er aus, sei früher eins der blühendsten gewesen, heute aber durch die außerordentlich große Konkurrenz völlig auf den Hund gekommen.

Ein lautes „Bravo! Bravo!“ unterbrach ihn. Es kam von der Thür her, wo ein Knäuel von Arbeitern sich gestaut hatte. Man blickte sich um, um zu sehen, wer der Unterbrecher sei, konnte ihn aber nicht entdecken.

Der Redner fuhr fort, in eindringlichster Weise seine Ansichten zu entwickeln. Der Durchschnittslohn eines Gehilfen betrage kaum so viel, daß er sich anständig ernähren könne. Von den Familienvätern wage er gar nicht zu sprechen. Sie führten einfach eine traurige Existenz und könnten sich nur erhalten, wenn die Frauen und Kinder mitarbeiteten. „Kann man das aber ein geordnetes Familienleben nennen“, fuhr er mit erhobener Stimme fort, „wenn Mann und Frau das Haus verlassen, und die Tochter in kaum entwickeltem Alter nach der Werkstatt oder Fabrik gehen muß, um, der Aufsicht der Eltern enthoben, unmoralischen Einflüssen aller Art preisgegeben zu werden? Das Weib gehört in die Familie, es ist dazu da, die Häuslichkeit zu pflegen, die Kinder zu erziehen, sie zu gesitteten Menschen zu machen, aber nicht, um ihre ganze Kraft dem Erwerb zu widmen, und dadurch zur Verlotterung der Familienbande beizutragen.“

Eine Beifallssalve erfolgte, begleitet von lauten Bravorufen.

Der Polizeileutnant hatte eifrig geſchrieben. Jetzt blickte er den Redner aufmerkſam an, deſſen intelligentes Geſicht ihm halb zugewandt war und über welches nur ein flüchtiges Lächeln glitt. Dann fuhr der Sprecher fort:

„Meine Herren, die ganze phyſiſche Beſchaffenheit des Weibes ſpricht gegen eine lang andauernde Beſchäftigung in den Fabriken. Es iſt in erſter Linie dazu beſtimmt, Gattin und Mutter zu ſein. Jeder wahrheitsliebende Arzt wird Ihnen das beſtätigen . . . Wenn alſo alles das geſchieht, was ich Ihnen hier vorführe, ſo hat das ſeinen hauptſächlichen Grund in der ſchlechten Bezahlung der Männerarbeit. Es ſind das alſo auf die Dauer unhaltbare Zuſtände.“

Neuer Beifall erſchallte. Der überwachende Beamte, ein jovialer Herr mit bereits grauem Backenbart, erhob den Oberkörper und legte den Bleiſtift auf den Tiſch. In demſelben Augenblick ſagte der Vorſitzende: „Ich bitte den Herrn Redner, bei der Sache zu bleiben. Es handelt ſich hier um Erörterungen von Strikeangelegenheiten. Ich bitte alſo —“

Der Redner fuhr fort: „Ich bin vollſtändig bei der Sache. Wir ſind hier Arbeiter, um die ſich die ganze ſoziale Frage dreht. Wie aber erſt die einzelnen Glieder eine Kette bilden, ſo machen die verſchiedenen Erſcheinungen des öffentlichen Lebens die ſoziale Frage aus. Wenn wir unſere Angelegenheiten beſprechen wollen, ſo muß es auch notwendig ſein, die Urſachen anzuführen, die unſere traurige Lage verſchuldet haben, und die Folgen, die aus ihr entſtanden ſind und immer

noch entſtehen. Mit Schönpfläſterchen heilt man keine Wunde."

„Bravo . . . Sehr richtig", ertönte es abermals unter den Zuhörern.

„Ich will alſo fortfahren oder vielmehr bei der Sache bleiben", begann der Redner wieder mit einem ironiſchen Lächeln. „Meine Herren, wenn der Staat verlangt, daß wir unſere Pflichten als Steuerzahler und Bürger erfüllen ſollen, ſo muß uns auch geſtattet ſein, öffentlich nach den Mitteln und Wegen zu ſuchen, die uns vor der Gefahr ſchützen, eines Tages dieſen Pflichten nicht mehr nachkommen zu können. Wir gleichen den Ärzten, die zuſammengekommen ſind, um einen kranken Körper zu unterſuchen, und welche die moraliſche Verpflichtung fühlen, ſich gegenſeitig nichts zu verſchweigen. Meine Herren, wir ſtreben nur nach einem menſchenwürdigen Daſein. Wir wollen nicht praſſen, nicht ſchlemmen, wir wollen aber auch nicht die traurige Möglichkeit vor Augen haben, eines Tages phyſiſch und moraliſch zu verkommen, mit dem entſetzlichen Gedanken aus der Welt ſcheiden, unſere Frauen und Kinder als hilfloſe Weſen zurücklaſſen zu müſſen . . . Wir wollen auch nicht geiſtig vertieren, ſondern nach der Arbeit ſo viel Zeit übrig haben, um uns fortzubilden, neben der leiblichen auch geiſtige Nahrung zu uns nehmen zu können . . . Unter der heutigen Produktionsweiſe iſt das aber unmöglich. Ein Beiſpiel ſehen Sie an mir. Ich bin verheiratet und Vater von zwei kleinen Kindern. Ich wohne weit oben in der Brunnenſtraße, habe einen Weg von

dreiviertel Stunden bis nach der Fabrik zurückzulegen. Seit Monaten habe ich bei Urban des Abends bis neun Uhr arbeiten müſſen. Frühmorgens, wenn ich mein Heim verlaſſe, ſchlafen meine Kinder noch, und kehre ich abends ſpät nach Hauſe, ſo liegen ſie ſchon wieder und träumen. So kam es denn, daß es mir nur alle acht Tage vergönnt war, meine Kinder ſprechen zu hören, ihnen in die Augen zu ſchauen . . .“

Eine Bewegung entſtand, und er fuhr fort: „Ja, meine Herren, wie oft kommt es nicht vor, daß wir auch des Sonntags vormittags nach der Fabrik müſſen, weil es ſo verlangt wird. Es giebt Leute, die uns Arbeitern vorhalten, wir beſäßen keine Religion, es ſtände beſſer um uns, wenn wir nach der Kirche gingen. Nun, meine Herren, man läßt uns nicht einmal Zeit zum Beten. Wir verrichten im Schweiße des Angeſichts am Sonntag vormittag unſere Arbeit und das iſt unſer Gebet . . .“ Er machte eine Pauſe.

Kein lauter Beifall erſchallte diesmal, aber die allgemeine Bewegung, die mächtig durch die Reihen ging, zeugte für den großen Eindruck, den die letzten Worte des Redners gemacht hatten.

Er begann aufs neue: „Und nachdem unſere Lage ſo erbärmlich als möglich iſt, wagt man es noch, mit Lohnherabſetzungen zu kommen. Ich ſpreche jetzt hier im Namen der Knopfdreher.“ Er begann nun die Schattenſeiten des Gewerbes zu enthüllen, bat, feſt zuſammen zu ſtehen, den Zuzug fern zu halten und die Strikenden ſoviel als möglich zu unterſtützen und

ihnen zum Siege zu verhelfen. „Das Kapital hat die Macht, uns verhungern zu laſſen“, ſagte er zum Schluß, „wir aber haben das Bewußtſein unſeres Menſchenrechtes und fühlen die Kraft in uns, für dieſes Menſchenrecht zu kämpfen und zu leiden . . . Die Arbeiterpartei iſt eine Partei des Friedens . . . wir wollen auf geſetzlichem Wege unſer Los zu verbeſſern ſuchen. So lange aber die Regierung unſere Notlage nicht anerkennt, müſſen wir verſuchen, uns ſelbſt zu helfen. Wir betrachten daher die Strikes als ein Mittel zum Zweck. Wenn man aber nicht nachläßt, uns die Übermacht des Kapitals fühlen zu laſſen, wenn man immer aufs neue verſucht, mit allen Machtmitteln, die der Bourgeoiſie zu Gebote ſtehen, unſere Lage zu verſchlechtern, uns auf jede Art und Weiſe zu demütigen, uns wie die Schraube an der Maſchine zu betrachten, die wertlos iſt, wenn ſie ſich abgenutzt hat, ich ſage, wenn das kein Ende nehmen wird, dann — —“

Atemloſe Stille hatte während dieſes Satzes geherrſcht. Aller Augen hingen am Munde des Redners. Der Polizeileutnant hatte ſich bei den letzten Worten erhoben und nach dem Helm gegriffen. Der Vorſitzende zupfte den Redner am Rock, die ganze Zuhörerſchaft dehnte den Oberkörper und reckte die Hälſe, weil ſie im nächſten Augenblick die Stimme des Beamten zu vernehmen glaubte. Dem Sprecher war dieſe Aufregung nicht entgangen, er beherrſchte ſich ſofort und beendete mit einem Lächeln den Satz . . . „dann, meine Herren, trinken wir unſer Bier aus und gehen ruhig nach Hauſe.“

Ein ungeheures Gelächter, mit dem ſich ein Sturm des Beifalls miſchte, folgte dieſen Worten. Selbſt der Polizeileutnant konnte ſich der Heiterkeit nicht entziehen; er lächelte vor ſich hin, trotzdem er der Getäuſchte war. Und was Liebegott betraf, ſo machte er ein Geſicht, als kitzele man ihn fortwährend, ohne daß er es wagen dürfe, die feſt aufeinander gepreßten Lippen zu öffnen. Die Ruhe wurde erſt wieder hergeſtellt, nachdem minutenlang die Klingel des Vorſitzenden erklungen war.

Die Diskuſſion wurde eröffnet. Einige Redner machten von ihrem Platze aus kurze Bemerkungen. Plötzlich entſtand unter der Menge an der Thür eine Bewegung und lautes Gemurmel. Es hatte jemand die Abſicht geäußert, ſprechen zu wollen, ſchien aber dann wieder den Mut dazu verloren zu haben. Man redete auf ihn ein, bis Thomas Beyer ſichtbar wurde, der zur Tribüne ſchritt und zum Vorſtandstiſch etwas hinaufrief. Der Vorſitzende rührte die Klingel und ſagte mit ſeiner nicht ſehr klaren Stimme:

„Herr Drechslermeiſter Timpe hat das Wort.“

Hundert Köpfe wandten ſich der Thür zu, wo der aufgerufene Redner noch immer den Blicken in einer Gruppe verborgen blieb. Viele hatten nur den Namen verſtanden und richteten ihre Augen nach der Ecke, wo der Kompagnon von Urban ſaß. Franzens Antlitz hatte fahle Bläſſe überzogen. Er glaubte zu träumen, wollte ſich erheben, um ſchleunigſt den Saal zu verlaſſen, aber wie Blei lag es ihm in den Füßen. Es wäre auch ſchwer geweſen, ohne aufzufallen, durch die

Menge zu ſchreiten. Die Furcht hatte ihn ſo entſetzlich gepackt, daß er zitterte und den Verſuch machte, ſich hinter ſeinem Geſellſchafter zu verbergen. Dann wieder war es die Neugierde, die ihn auf ſeinen Platz bannte, — jene unerklärliche Neugierde, die den Menſchen angeſichts einer Gefahr überkommt, der er nicht mehr zu entrinnen vermag.

Da Johannes ſich noch immer nicht ſehen ließ, ſo glaubte der Vorſitzende, man habe ihn ſchlecht verſtanden. So wiederholte er denn laut und vernehmbar:

„Herr Drechslermeiſter Timpe hat das Wort.“

Jetzt hatte man ihn verſtanden. Wer kannte auch Meiſter Timpe nicht! Wie viele von ihnen hatten nicht von ſeiner Werkſtatt gehört, von der Gemütlichkeit, die bei ihm herrſche, von der Menſchenfreundlichkeit, mit der er ſeine Geſellen zu behandeln pflege. Nur ein Bruchteil der Anweſenden ahnte, daß er der Vater des „ſtillen Sozius“ von Urban ſei. Und die es wußten, hatten nur von ihm als von einem wohlhabenden Manne gehört.

Jetzt ſchritt er an ihnen vorüber der Tribüne zu, mit niedergeſchlagenen Augen, zögernd und unſicher, wie ein Mann, der in ſeinem Leben zum erſtenmal ſprechen ſoll und im Geiſte tauſend Blicke auf ſich gerichtet ſieht. Nach zwei Minuten hatte er mühſam das Podium erklettert. Er verbeugte ſich vor dem Leutnant, der ihn kannte, und ſtellte ſich dann allen ſichtbar neben den Tiſch des Vorſtandes.

Mein Gott, wie ſah er aus! Wie er ſo daſtand, konnte er das tiefſte Mitleid einflößen. Hunderte, die mehr als einmal bei ihm nach Arbeit vorgeſprochen hatten, kannten ihn nicht wieder. Er war erſchrecklich gealtert. Das Geſicht hatte tiefe Furchen bekommen, und die Wangen waren ſchmal wie zwei Bretter. Der Nacken war tief gekrümmt, und die vernachläſſigten Kleider hingen loſe wie Fahnentücher an ſeinem Körper; dazu kam das lange weiße Haar, das in Strähnen auf die Schultern fiel, der verwilderte Kinnbart, der ihn noch älter machte, als er war. Er bot das Bild eines durch Kummer und Sorge früh gebeugten Menſchen. Nur in ſeinen Augen leuchtete ein unheimliches Feuer, während die Wangen ſich leicht gerötet hatten. Die Arbeiter flüſterten ſich allerlei Bemerkungen zu. Von Mund zu Mund ging es, daß Timpe durch Urban ruiniert worden ſei, daß er ſchon längſt den letzten Geſellen habe entlaſſen müſſen und nun für das liebe tägliche Brot arbeite; daß ſein Haus über und über verſchuldet ſei, und daß ein unglückliches Verhältnis zwiſchen ihm und ſeinem Sohne beſtehe.

Er hatte die rechte Hand auf den Tiſch geſtützt und begann nun zu ſprechen, erſt unſicher und zaghaft, dann zuſammenhängender und mit angeſtrengter Stimme. Er redete eigentlich nicht, ſondern erzählte, wie jemand, dem es nur darauf ankommt, ſeinem Herzen Luft zu machen.

„Meine geehrten Herren“, begann er, „Sie ſehen in mir einen ruinierten Drechslermeiſter . . . Mein Geſchäft hat Jahrzehnte lang geblüht, acht Geſellen habe

ich in meiner Werkſtatt gehabt, heute aber ſtehe ich allein und muß mich ums tägliche Brot quälen . . .

. . . Ich bin achtundſechzig Jahre alt, habe fünfzig Jahre lang an der Drehbank geſtanden, werde mir alſo erlauben können, ein Wörtchen über unſer aller Los mitzureden."

Man ſah es ihm an, wie er nach den Worten rang, die ſeinen Sätzen den Zuſammenhang geben ſollten. Es lag eine gezwungene Ruhe in ihm, die nur des leiſeſten Anſtoßes bedurfte, um in Entfeſſelung überzugehen. Man ſah das an den irrenden Augen, die keinen Ruhepunkt finden konnten, an der Art und Weiſe, wie er fortwährend den Arm erhob und mit der geſpreizten Hand geſtikulierte, während die andere von der Tiſchplatte ſich löſte.

Er berichtete nun, wie er nach und nach durch Urban und die Großinduſtrie zu Grunde gegangen ſei. Allmählich wurde er lebhafter, die Augen bekamen einen erhöhten Glanz, ſein Geſicht rötete ſich mehr und mehr, die ganze Geſtalt ſchien zu wachſen.

„Meine Herren, die Maſchinen und die großen Fabriken ſind an allem Schuld . . . die Schwindelkonkurrenz und die Maſſenproduktion haben das Handwerk ins Elend geſtürzt . . . Wer Geld hat, um es auszuhalten, der bleibt oben, wer aber nur auf ſeine Kunſtfertigkeit vertraut, der liegt eines Tages unten. Früher gehörten die Handwerker zu den Stützen des Staates, heute bricht eine nach der anderen zuſammen, ohne daß ein Hahn darnach kräht. Es iſt nicht recht von der Monarchie, daß ſie das duldet. Jeder her-

gelaufene Schwindler, der nur das Geld dazu beſitzt, kann heute anfangen zu fabrizieren, gelernt braucht er nichts zu haben. Das hat nur der, den er durch ſeine ſaubere Konkurrenz dem Ruine nahe bringt . . ."

Laute Zuſtimmungen wurden ihm zuteil, man ſah, wie die Verſammelten ſich immer mehr für die Wahrheit ſeiner Worte erwärmten und durch die Schlichtheit ſeiner Rede gefeſſelt wurden.

„Ich bin ſeit dreißig Jahren ſelbſtändig", fuhr er fort, „habe mein Geſellen- und Meiſterſtück in allen Ehren gemacht, bin mein ganzes Leben lang ein fleißiger Mann geweſen und bin durch einen hergelaufenen Hauſierer an den Bettelſtab gebracht worden. Urban heißt der Mann, damit Sie es wiſſen."

Ein vielſtimmiges, langgedehntes „Ah" wurde laut.

Er richtete ſeinen Blick nach links und erblickte ſeinen Sohn, der ſich vergeblich zu verbergen ſuchte. Ein Zittern vom Scheitel bis zur Zehe erfaßte ihn; dann durchlief ein Schauer ſeinen Körper. Alles Blut drängte ſich nach dem Herzen, er glaubte, die Bretter unter ſeinen Füßen wankten und er mit ihnen; aber er beherrſchte ſich mit der ganzen Kraft ſeines Greiſenalters und blieb ſtehen. Dann wollte er ſchreien, mit dem Finger nach jener Ecke deuten und der Anklage gegen Urban die fürchterliche gegen ſeinen Sohn hinzufügen, aber die Scham hielt ihn zurück.

Als der Kampf vorüber war, gab er ſich den Anſchein, als hätte er Franz nicht erblickt, und fuhr fort: „Dieſen Herren, deren ganzes Wiſſen in ihrem

Geldſacke liegt, iſt nichts heilig, wenn ſie den Handwerker ruinieren können.

Sie rauben ihm nicht nur die Kunden, nehmen ihm nicht nur die Exiſtenz, ſondern ſtehlen ihm obendrein die Modelle . . . und wenn es bei Nacht und Nebel ſein ſollte! Wie nennt man aber ſolche Leute, die das thun? Diebe nennt man ſie!"

Sein Blick glitt jetzt bewußt nach links und blieb durchdringend auf dem Antlitz ſeines Sohnes haften. Nun war es, als ſpräche aus ihm ein anderer Menſch. Aus dem anfänglichen Erzähler wurde ein glühender Redner, der mit den Worten gleich ſchweren Felsblöcken um ſich warf. Seine Zagheit war verſchwunden, er glich einem tief empörten Menſchen, aus dem die Macht der moraliſchen Überzeugung ſpricht. Der Zorn drang auf ihn ein, der heilige Zorn eines gekränkten und erbitterten Mannes. Der Anblick ſeines Sohnes hatte ſein Innerſtes aufgewühlt, wie durch den Sturmwind das ſtille Meer in Bewegung geſetzt wird. Alle Leiden der letzten Zeit, der Schmerz um die Verblichene, die Sorge um ſeine Zukunft, der Kummer, den ihm Franz verurſacht hatte, drangen chaotiſch auf ihn ein, und er durchkoſtete binnen wenigen Minuten das noch einmal, was er während Jahren bereits durchlebt hatte. Es ziſchte und kochte in ihm wie in einem Keſſel, in dem der Dampf der Entfeſſelung harrt. Es mußte heraus, was er dachte, wozu er die Worte bereits auf den Lippen hatte. War er einmal zu Grunde gerichtet, hatte er heute ſeine Wahlſtimme für die Partei der geſellſchaftlichen Empörer gegeben, ſo konnte er auch

furchtlos seine Meinung sagen. Er hatte nichts mehr zu verlieren als sein Leben.

Der Ton, den er jetzt anschlug, setzte alle in Erstaunen. Es entstand eine Bewegung, als wollte die ganze Versammlung sich von den Sitzen erheben, um in helle Begeisterung auszubrechen. Das war eine Sprache, die man lange nicht vernommen hatte. Die ganze Bourgeoisie, sämtliche Kapitalisten der Welt hätten hier anwesend sein müssen, um von diesem alten Herrn da oben mit Worten zusammengeschossen zu werden. Hei, wie die mitgenommen wurden! Das war ein frisches Wort, frei von der Leber!

Der Polizeileutnant hatte den Meister Dinge sagen lassen, die er keinem anderen gestattet haben würde; kannte er ihn doch als gutgesinnten Patrioten, dessen Sohn zu den Fabrikbesitzern gehörte. Schon als er Timpes merkwürdigen Aufzug sah, hielt er ihn für etwas schwach im Kopfe; schließlich begann er wirklich an seinem Verstande zu zweifeln. Jetzt erhob er sich zum zweitenmal und gab dem Vorsitzenden einen wohlmeinenden Wink. Dieser stand ebenfalls auf, stieß Johannes an und bat ihn abzubrechen. Timpe aber hörte nicht darauf. Er machte eine Pause, um Atem zu schöpfen, und suchte dann nach Worten, um seinem höchsten Grimm Luft zu machen; aber er fand sie nicht. Es schien, als hätte ihn plötzlich die Sprache verlassen. Minutenlang schwieg er. Die Zuhörer wurden unruhig. Da fiel ihm ein, was der Großvater so oft gesagt hatte. Die elementare Wut eines Menschen, der jahrelang schweigen mußte, packte ihn,

und ſeiner Sinne nicht mehr mächtig, ſchrie er in die Menge hinein:

„Die Schornſteine müſſen geſtürzt werden, denn ſie verpeſten die Luft . . . Schleift die Fabriken . . . zerbrecht die Maſchinen!!“ . . .

Er kam nicht weiter. Der Polizeileutnant ſetzte den Helm auf und erklärte jetzt die Verſammlung für aufgelöſt.

Zu gleicher Zeit erhoben tauſend Geſtalten ſich, tauſend Arme ſchwenkten Hüte und Mützen und eine ungeheure Beifallsſalve durchbrauſte gleich einem entfeſſelten Sturm den Saal. Hochrufe auf Timpe und die Sozialdemokratie erſchallten; dann ertönte aus hundert Kehlen der Geſang der Arbeitermarſeillaiſe:

— — — — — — — — —

„Nicht fürchten wir den Feind,
Nicht die Gefahren all';
Kühn gehen wir die Bahn,
Die uns geführt Laſſalle.“

Mit jeder Strophe verdoppelten ſich die Sänger und die Erde ſchien zu erzittern unter den Tritten der Maſſen, die mit ſchwerem Taktſchritt dem Ausgange zuſtrömten, als ginge es zum Kampfplatz.

An der geöffneten Thür ſtaute der dunkle Strom ſich. Ein Trupp fremder Arbeiter war ſoeben im Flur angelangt und brachte die Nachricht vom Wahlſiege. Ein donnerndes Lebehoch auf den neuen Abgeordneten durchbrach den Geſang und ſetzte ſich bis auf Hof und Straße fort. Zahlreiche Schutzleute erſchienen wie aus

der Erde gewachſen; Rufe zur Ordnung ertönten, Gelächter war die Antwort; und erſt allmählich wie der verhallende Donner eines ſchweren Wetters legte ſich die Aufregung der erhitzten Menge.

Timpe ſtand noch immer wie verſteinert auf dem Podium. Der Vorſitzende redete auf ihn ein, machte ihm Vorwürfe; er hörte nicht. Dann richtete der Polizeileutnant einige Fragen an ihn; er beantwortete ſie mechaniſch. Die Leute um ihn herum verließen ihn, aber noch immer lehnte er am Tiſche. Gefühllos wie ein Nachtwandler ſtieg er die Stufen hinab. Da ſah er ſeinen Sohn, wie er zögernd mit ſeinem Begleiter ſtehen blieb, auf ihn blickte, dann aber die Wand entlang der Thür zuſchritt. Den Meiſter packte ein Schwindel. In ſeinem Hirn begann es zu kreiſen, die Menſchen ſtanden auf den Köpfen, die Lichter führten einen tollen Tanz auf und zuletzt drehte der ganze Saal ſich um ihn herum. Er ſchloß die Augen . . .

Er hielt plötzlich ſeinen Sohn an der Kehle und zerrte ihn nieder. Die Kräfte eines Rieſen ſchienen über ihn gekommen zu ſein. Immer feſter ſchloſſen die Hände ſich, immer bleicher und willenloſer wurde ſein Opfer. „Gieb mir meinen Vater wieder, hol' mir deine Mutter zurück, Nichtswürdiger!“ ſchrie er mit der Stimme eines Wahnſinnigen. Eine Blutwelle ſchoß an ſeinen Augen vorüber. Soll er ihn töten, wie man ſeine Seele gemordet hat? Vielleicht wäre es beſſer! Aber nein, nein! „Lebe, lebe und du biſt genug beſtraft!“

Ein dumpfer Fall gab ihm die Beſinnung wieder.

Als er um ſich blickte, fand er, daß er im halbdunklen Saal auf einem Stuhl ſaß. Er ſah weder ſeinen Sohn noch die hunderte, die ihn umringt hatten. Alſo war alles nur ein toller Spuk geweſen! Der Schweiß perlte auf ſeiner Stirn, dumpf und ſchwer holte er Atem. Thomas Beyer ſtand vor ihm, hielt ſein Haupt und reichte ihm ein Glas Waſſer.

„Kommen Sie, Meiſter, Sie ſind erregt. Es iſt heiß hier drinnen, die Luft draußen wird Ihnen wohlthun", ſagte er nach einer Weile mit weicher Stimme und faßte ihn ſanft am Arm. Und ſo ſchritt er mit ihm hinaus, brachte ihn wohlbehalten in ſeine Wohnung, dann ins Bett hinein, wartete ſo lange, bis er in einen tiefen Schlaf gefallen war, holte ſich Decken und Betten aus dem Nebenzimmer und bereitete ſich dann zu Timpes Füßen ſeine Lagerſtätte . . .

XIX.

Unter Trümmern.

Drei Tage lang lag der Meiſter in einem hitzigen Fieber; noch in der erſten Nacht nach der Verſammlung war es zum Ausbruch gekommen. Er phantaſierte ſtark, führte allerlei wirre Reden, in denen Handwerk, Fabriken und Maſchinen eine große Rolle ſpielten. Dann wieder war es ſein Sohn, mit dem er in dieſen böſen Träumen zu thun hatte und den er laut beim Namen rief. Marie Beyer ſpielte auch diesmal die Krankenwärterin; ihr Bruder aber ſtellte ſich, ſobald er entbehrlich wurde, an die Drehbank und fing an zu drechſeln, daß es eine Freude war, ihm auf die Finger zu blicken. Er ſchien förmlich aufzuleben bei der Beſchäftigung an dieſem Ort, dem er ſo lange hatte fernbleiben müſſen. Mit einem gewiſſen Ausdruck der Zärtlichkeit betrachtete er die

Drehbank, die er Jahrzehnte hindurch getreten hatte. Und wenn er jetzt leise sein altes Lied vor sich hin summte: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage“, so konnte man ihn für einen der glücklichsten Menschen der Erde halten.

„Na, der Meister wird sich wundern, wenn er mich hier wiedersieht“, sagte er vor sich hin und betrachtete mit großem Behagen die Arbeit, die er bereits angefertigt hatte. „Der und mich los werden, da hat sich was!“ fuhr er fort. „Sind wir jetzt nicht zwei Genossen, die zu einander stehen müssen in Freud und Leid? ... Ich habe ihm immer gesagt, er würde einmal anders denken und nun thut er es wirklich. Ob ich nicht immer recht habe! ... Das Gesicht, das er zuerst machte, als ich ihm unseren Stimmzettel in die Hand drückte ... das wäre zum Malen gewesen! ... Na, und erst die alten Philister da drinnen am Wahltisch hätte ich sehen mögen, wie die beinahe vor Schreck vom Stuhle gefallen sind, als sie Timpe die Hand ausstrecken sahen ... Als ob die nicht unsere Zettel ganz genau kennen! ... Auf zehn Schritte schon riechen sie die sozialdemokratische Lunte ... Wenn ich noch an die Rede denke, die er gehalten hat ... wer hätte es diesem alten Knaben zugetraut. Wie ein junger Gott hat er gesprochen ... wahrhaftig, er muß in den Reichstag! Solche Leute können wir gebrauchen. Nicht wahr, Spillrich?“

Er hatte sich so sehr in sein Selbstgespräch vertieft, daß er diese Frage an die Drehbank vor sich richtete, wo in früheren Zeiten der kleine Sachse ihm

den Rücken zuzukehren pflegte. Als er endlich aufblickte, merkte er erſt die Selbſttäuſchung.

„Ach ſo, der iſt nicht mehr hier", begann er wieder . . . „und doch war es mir eben, als ſtünde er vor mir und drehte mir ſeinen breiten Buckel zu. Ich glaube gar, es fängt hier an zu ſpuken . . . am hellen lichten Tage ſogar . . . Ach, wo ſind die ſchönen Tage von damals! Es wird auf die Dauer verteufelt langweilig, hier mutterſeelenallein zu ſtehen und keinen Menſchen zu haben, mit dem man ſich unterhalten kann . . . nicht einmal über den Wahlſieg . . . Dieſer Eſel von Kruſemeyer! . . . will jetzt erſt darauf gekommen ſein, daß ich Sozialdemokrat bin, und verbietet mir daher ſein Haus . . . Seine Tochter würde ich niemals zur Frau bekommen, denn er ſei ein königstreuer Beamter, und ich würde es nie ſo weit bringen . . . Bis zum Nachtwächter! Es iſt zum Totlachen! . . . Die Welt wird immer verrückter, die Nachtwächter bilden ſich ſchon etwas auf ihre Stellung ein! Oh, es klingt auch wunderſchön: mein Schwiegervater, der Nachtwächter Anton Kruſemeyer! Der muß ſpäter einmal ausgeſtopft werden und ins zoologiſche Muſeum kommen. Redet zu mir von der Ehre ſeiner Uniform, die das nicht vertragen könne . . . ſchwört auf ſeinen Säbel . . . ich möchte wohl wiſſen, ob der überhaupt aus der Scheide geht? . . . Und ſeine Tochter ſtößt plötzlich in das Horn ihres Vaters und tutet wie ein Turmbläſer. Ich hätte ſie jahrelang hingezogen und nun hieße es, ich wäre gar kein Drechsler, ſondern Sozialdemokrat . . . hat ſich was mit ſolch'

einer weiblichen Dummheit . . . Ich war dem Mädel wirklich gut, wirklich! . . . Aber was ſchadet's! Totſchießen werde ich mich deshalb nicht . . . einer zukünftigen Schwiegermutter wegen nicht . . . wahrhaftig nicht!"

Er hielt in der Arbeit inne, entfernte die Holzſpäne aus ſeinem Geſicht, ſetzte die Drehbank wieder in Bewegung und fuhr dann in ſeinem vorherigen Raiſonnement über Timpe fort: „Übrigens traue ich ihm doch nicht ſo recht mit ſeiner neuen Geſinnung . . . er ſpricht ſo ſonderbare Dinge im Bette . . . ruft laut nach dem Kaiſer, bittet Gott um Verzeihung . . . das iſt nicht richtig . . ." Er machte eine Pauſe. „Es iſt doch merkwürdig, wie ſchnell das Mißtrauen kommt . . . und wenn ich mir ſo recht die Sache überlege, ſo iſt's mit der plötzlichen Umwandlung des Meiſters ganz ſonderbar . . . Wenn es nur nicht bloße Wut war, etwas wie Oppoſitionsluſt, die ihn in unſer Lager trieb . . . Hm, hm . . . neu wäre die Geſchichte nicht. Es kommt oft vor, daß jemand äußerlich ſich ganz anders benimmt, als er in ſeinem Innern denkt . . . Aber ſeine aufrühreriſche Rede . . . hm, hm . . . Das kann auch die Erbitterung des Augenblicks geweſen ſein. Dumm wäre es wahrhaftig, wenn er ſich beſonnen haben ſollte . . . aber traue der Himmel ſolchen merkwürdigen Weißköpfen. Das klebt an ſeiner Scholle, ſchwärmt für's Vaterland, glaubt, daß die Kirche den Menſchen beſſere, und läßt noch kurz vor dem Hungertode neben der Sozialdemokratie den Kaiſer leben . . . Da fange einer mit

ſolchen närriſchen Leuten etwas an . . . Aber ich werde ihn noch einmal kneten, wie weichen Thon . . . er wird d'ran glauben müſſen . . . hm, hm . . . aber dumm kommt mir die Sache doch vor . . ."

Er wurde durch den Eintritt ſeiner Schweſter unterbrochen.

„Nun, wie geht's mit ihm, barmherzige Schweſter?" fragte er, ſetzte den Stahl ab und ließ die Räder der Drehbank langſam ausſchnurren.

„O, ganz vorzüglich. Soeben iſt der Arzt weggegangen; er meinte, daß nichts mehr zu befürchten ſei, ein paar Tage noch und er könne bereits aufſtehen . . . Aber da habe ich dir eine andere Neuigkeit mitzuteilen. Der dicke Liebegott war vorher hier und ließ Timpe im Namen ſeines Leutnants nach dem Polizeibureau bitten."

„Was du ſagſt!"

„Als er erfuhr, daß der Meiſter krank ſei, bedauerte er Timpe und ſagte: der gute Alte, ich habe ihn immer gern gehabt, aber er wird ſich ins Unglück ſtürzen . . . dann trat er dicht an mich heran und fragte leiſe und geheimnisvoll, ob es denn mit Timpe wirklich nicht ganz richtig ſei (er deutete dabei mit dem Finger nach der Stirn) und ob man ihn nicht vielleicht unterſuchen laſſen wolle? Es würde beſſer für ihn ſein, wenn es ſich herausſtellte, daß er wirklich ohne Bewußtſein konfuſe Dinge rede . . . Das iſt doch merkwürdig, höchſt merkwürdig, nicht wahr? . . . Was er nur verbrochen haben kann!"

Thomas blickte lange auf einen Punkt, ſchüttelte

wiederholt mit dem Kopfe und ſagte dann nichts weiter als: „Das hat mit ſeiner Rede etwas zu thun . . . gewiß, ſo wird's ſein.“

Nach acht Tagen war der Meiſter ſoweit hergeſtellt, daß er ſich im Hauſe bewegen konnte. Sein Geſicht war von durchſichtiger Bläſſe und die Augen lagen tief in den Höhlen. Den erſten Tag war er ungemein wortkarg; er antwortete kaum, wenn Marie oder Thomas ihn nach ſeinem Befinden fragten oder das Geſpräch derartig war, daß er unbedingt etwas ſagen mußte. Je mehr er zu ſich kam und fühlte, wie neue Kräfte ſeinen Körper belebten, je finſtrer ſchaute er d'rein, je mehr verſuchte er dem Geſchwiſterpaare aus dem Wege zu gehen. Er empfand das Bewußtſein großen Dankes gegen Bruder und Schweſter; aber das alte Mißtrauen gegen beide begann aufs neue ihn zu beherrſchen. Mit dem Entſchwinden des Fiebers war ein Anflug von Gallſucht bei ihm eingezogen, der ihn bei dem kleinſten Anlaß zum Ärger in eine unausſtehliche Stimmung verſetzte. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging nun aufs neue dahin, den Altgeſellen und ſeine Schweſter auf geſchickte Art los zu werden, um ſich der früheren Einſamkeit erfreuen zu können.

Als er zum erſtenmal die Werkſtatt wieder betrat und Beyer bei voller Thätigkeit ſah, glaubte er ſofort Anlaß zum Grollen zu haben.

„Was machen Sie denn da?“ fragte er ganz erſtaunt.

„Sie ſehen es ja, Meiſter — ich drechsle“, bekam er zur Antwort.

„Wer hat Ihnen denn die Erlaubnis dazu gegeben?“

„Ich mir ſelbſt.“

„So, ſo, das wird ja immer feierlicher! Ich nahm an, nur Ihre Schweſter ſei hier und Sie beſuchten ſie hin und wieder. Ich werde die Dienſte des Fräulein Marie vergelten; Sie aber habe ich hier nicht angeſtellt. Es thut mir leid, daß Sie ſich ſo lange Zeit umſonſt gequält haben.“

Der Altgeſelle antwortete nicht gleich. Er pfiff wie gewöhnlich den Deſſauer Marſch vor ſich hin, arbeitete eine Weile ruhig weiter und ſagte dann:

„Meiſter, Sie ſind noch nicht ganz geſund und obendrein bei übler Laune; daher muß man Rückſicht nehmen. Ich wollte Ihnen gerade ſagen, wie ich mich über Ihre Geneſung freue, da teilen Sie mir auch ſchon die ſchönſten Grobheiten aus! . . . Wenn ich gearbeitet habe, ſo iſt es nur für Sie geſchehen, nicht für mich. Ich habe mir nur ſoviel abgezogen, um mich ſatt zu eſſen. Hier iſt die letzte Abrechnung.“

Dieſe Uneigennützigkeit ſteigerte nur Timpes gallſüchtige Stimmung.

„Ihr ewiger Edelmut! Sie wiſſen, daß ich mir ein- für allemal nichts ſchenken laſſe. Sie thun wirklich ſo, als wenn Sie hier Herr im Hauſe wären . . . Ich muß Ihnen aber ein- für allemal ſagen, daß ich in meiner Werkſtatt keinen Sozialdemokraten dulde.“

Beyer brach in ein lautes Lachen aus, das ſo plötzlich hervorquoll, daß Timpe ſeinen Gang durch die Werkſtatt einſtellte und ihn groß anblickte.

„Das ſagen Sie mir, Meiſter, Sie, der ſelbſt jetzt auf unſere Fahne ſchwört? Verzeihen Sie, wenn ich das komiſch finde. Sie haben ſich verſprochen, Meiſter, ſo iſt's, nicht wahr?"

Nun paſſierte etwas Merkwürdiges, was der Geſelle nicht erwartet hatte. Timpe fing nun ſeinerſeits an zu lachen, ſchlug ſeinen weiten Rock über den Bauch zuſammen, ging mit ſehr luſtiger Miene, als amüſierte er ſich ganz außerordentlich, einige Male in der Werkſtatt auf und ab, ſetzte ſich dann, da er etwas erſchöpft war, auf einem Schemel vor dem Altgeſellen nieder und begann folgendermaßen:

„Sie ſind doch bei Verſtande, Beyer, haben doch zwei geſunde Ohren, he? . . . Ja? — Dann hören Sie mich gefälligſt einmal an und erzählen Sie allen Leuten, was ich Ihnen hier ſagen werde. Ich Ihrer Partei angehören? Mumpitz, ſage ich, Mumpitz! Ich ein Sozialdemokrat? Nochmals Mumpitz, verſtehen Sie? Nochmals Mumpitz! Und was meine Wahl anbetrifft, ſo ſage ich zum drittenmal: Mumpitz, verſtehen Sie? Zum drittenmal Mumpitz! Es iſt ganz richtig, daß Sie mir einen Stimmzettel für Ihren Kandidaten in die Hand drückten, aber ich habe ihn nicht abgegeben. Verſtehen Sie? Wie wird Ihnen nun, he? . . . Ich habe mich nämlich im Vorzimmer des Wahllokales noch beſonnen und mir einen anderen Zettel geben laſſen. Der Name eines guten Patrioten ſtand auf ihm — wie wird Ihnen jetzt, he? . . . Und was meine Rede in der Verſammlung anbetrifft, ſo . . . ſo kann auch 'mal einem Manne, der gut monarchiſch geſinnt iſt,

etwas Menſchliches paſſieren ... daß er zum Beiſpiel von der Wut ſich hinreißen läßt und ſo ein bißchen Revolution predigt — das ſchadet manchmal gar nichts, denn das giebt Stoff zum Nachdenken ... Aber um noch einmal darauf zurückzukommen: was Ihre Sozialdemokratie anbetrifft, ſo pfeife ich darauf! Ich bin keiner, ich will keiner ſein und ich dulde hier keinen. Punktum!"

Er hatte ſich von ſeiner Lebhaftigkeit ſo hinreißen laſſen, daß er nach jedem Satze den Schemel verließ, ſich dicht vor den Altgeſellen hinpflanzte und mit dem Zeigefinger auf deſſen Bruſt tippte, als wollte er nach der Angewohnheit Herrn Ferdinand Friedrich Urbans jedes Wort dem Zuhörer auf den Körper nageln. Zuletzt hatte er ſich der Thür genähert und verließ die Werkſtatt, ohne die Antwort Beyers abzuwarten.

Dieſer hatte ihn mit halbgeöffnetem Munde angeſtarrt und blickte ihm in derſelben Verfaſſung nach.

„Er lügt, oder er iſt verrückt geworden", dachte er, mußte ſich dann aber doch geſtehen, daß es mit der neuen Geſinnung des Meiſters nicht weit her ſein könne. Dann fühlte er abermals die Neigung, ein Selbſtgeſpräch zu beginnen, in dem folgende Stellen laut wurden: „... Das wäre eine Blamage für mich, wenn er einen anderen gewählt haben ſollte ... Ja, ja — es ſtanden im Lokale noch Leute mit Stimmzetteln ... Hm, hm ... ich traue es ihm ſchon zu. Dieſe alten Leute ſind unberechenbar; ſie gleichen einem alten Rocke: man kann ihn wenden, wie man will, neu wird er doch nicht ... Und was ſeine Rede anbetrifft,

ſo glaube ich's ſchon: es war der ganze Groll, der ſich bei ihm angeſammelt hatte und der zum Vorſchein kam. Er wollte einmal zeigen, wohin das führen könnte, wenn alle verarmten Handwerker ſo dächten wie er . . . Aber nein, er hat doch gelogen! So ſpricht man nur aus Überzeugung, wie er geredet hat . . . Aber es iſt Furcht, Feigheit . . das dumme Gewiſſen, das er ſich macht . . . Ja, wenn er mich wirklich getäuſcht, was thue ich denn hier noch? . . . Mag er in ſein Unglück laufen. Es giebt Leute, denen nicht zu helfen iſt."

Und der Altgeſelle nahm das Stück Holz, das er ſoeben ergriffen hatte, um es in die Drehbank zu ſpannen, und ſchleuderte es weit von ſich. Dann band er die Schürze ab und griff nach Stock und Hut. Als er ſein Arbeitszeug zuſammengebunden hatte und fertig zum gehen war, klopfte er leiſe an die Thür der Stube, in der ſeine Schweſter ſich aufhielt.

„Es iſt jetzt alles aus zwiſchen mir und ihm", rief er ihr zu. „Keine Macht der Erde wird mich mehr zu ihm zurückbringen. Sieh zu, daß du dich mit ihm auseinanderſetzen kannſt, und dann gehe ebenfalls. Ich will ihn nicht mehr ſprechen, aber ſage ihm, daß er mir großes Weh bereitet hat und daß ich ihn in Gedanken immer lieb behalten werde . . . Adieu, du gutes Mädchen, laß nicht lange auf dich warten."

Er hatte mit bewegter Stimme geſprochen und küßte nun ſeine Schweſter auf die Stirn. Marie war außerordentlich überraſcht durch dieſe Mitteilung; ſie

wollte ihn zurückhalten, aber er ließ es nicht zu. Und so ging er denn von dannen.

Marie sagte sich, daß etwas Besonderes vorgefallen sein müsse; ihr Bruder wäre sonst nicht so merkwürdig gefaßt gewesen. Sie ärgerte sich darüber, daß dieser alte Herr, um den man sich wie um einen Vater bekümmert hatte, so wenig Anerkennung aller Bemühungen übrig hatte. Zu dem Ärger kam die verletzte Eitelkeit des Weibes. War sie überdies nicht die Schwester eines so braven Bruders, der sich für ein wahres Trinkgeld von früh bis spät gequält hatte, nur um dem Meister seine Dankbarkeit zu beweisen? Wer hätte sich wohl um ihn bekümmert, wenn sie beide nicht gewesen wären? Tausend andere nicht, am allerwenigsten seine „verwandtschaftliche Sippschaft," die doch ihrer Meinung nach „genug in die Suppe zu brocken" hatte. Wie Thomas die Lippen zitterten, als er von dem letzten Gruß an den Meister sprach. Er war doch ein eigentümlicher Mensch: ließ sich schlecht behandeln und konnte doch mit seiner Verehrung für Timpe nicht zurückhalten. Marie liebte ihren Bruder zärtlich und abgöttisch, fast wie einen zweiten Vater. Hatte er doch wie ein solcher sein ganzes Leben lang für sie gesorgt, sie wie eine arme, verlassene Blume gehegt und gepflegt, die abseits vom Wege in einem dunklen Winkel steht, zu dem selten ein Strahl der Sonne sich verirrt. Um so erklärlicher wird man es finden, wenn etwas wie Zorn in ihr aufstieg und sie das lebhafte Bestreben zeigte, es sobald wie möglich ihrem Bruder nachzuthun.

Sie saß am Fenster mit einer Handarbeit beschäftigt, that noch einige Stiche und erhob sich. Gleich darauf stand sie vor Timpe.

„Also er ist fort, wirklich fort?“ fragte er vergnügt lächelnd, als sie ihm ihres Bruders letzte Worte übermittelt hatte. „Ist es auch wahr, und kommt er nicht wieder?“

Sofort war auch der Zweifel bei ihm aufgetaucht. Erst als ihm nochmals die Bestätigung von des Altgesellen Abzug wurde, legte sich sein Mißtrauen; aber es entschwand erst völlig, nachdem er einen Blick in die Werkstatt und auf den Riegel gethan hatte, an dem gewöhnlich Beyers Sachen hingen.

„Sie erlauben nun wohl, Herr Timpe, daß ich denselben Weg nehme,“ sagte Marie. Sie wollte ihn nicht verletzen und setzte daher folgende Worte hinzu: „Ich würde gern noch bleiben, aber unsere Häuslichkeit geht zu Grunde . . . Sie sind so gut wie hergestellt, bald wird alles ins alte Geleise kommen; ich wünsche es von Herzen.“

Da er immer noch schwieg und nur vor sich hin nickte, so reizte sie diese Gleichgültigkeit. O, er sollte nicht denken, daß er ein frommes Lamm vor sich habe. „Es ist auch besser, wenn ich ebenfalls gehe, Herr Timpe,“ fuhr sie fort. „Gestern erst haben Sie mir den Vorwurf gemacht, ich hätte Ihnen die Suppe versalzen; es sollte das bereits das zweite Mal gewesen sein, trotzdem ich mit gutem Gewissen das gerade Gegenteil beeiden kann . . . Ich befürchte, daß ich

mich auch zum drittenmal dieſem Verdachte aus-ſetzen könnte, und das wäre zu viel auf einmal . . ."

Jetzt erſt blickte er ſie lange an, lächelte, ſtand auf und ſtreckte ihr ſeine Hand entgegen. „Liebes Kind," erwiderte er, „Sie ſind zu gut geartet, um ſich durch ſo einen alten Unglücksraben, wie ich es bin, das Leben vergällen zu laſſen. Ich bin mit mir ſelbſt nicht zufrieden, geſchweige alſo, daß andere es mit mir ſein können. Ich freue mich, daß Sie mir den Schmerz erſparen, Sie gehen zu heißen. Es giebt Menſchen, denen die Einſamkeit das tägliche Brot iſt. Leben Sie mir recht, recht wohl . . . Ich danke Ihnen herzlich für alle Ihre Bemühungen, die Ihnen niemand mehr vergelten wird als die da oben (er deutete mit dem Finger nach der Decke, während Marien die Augen feucht wurden) . . . Sie werden dereinſt noch von mir hören; Gott ſchütze Sie, mein Kind . . ."

Von ſeiner ſonſtigen Gallſucht war nichts an ihm zu entdecken. Er ging an ſeinen Arbeitstiſch, wo er das Geld von der letzten Abrechnung aufbewahrte und wollte Marien einige harte Thaler in die Hand drücken. Er wiſſe wohl, daß ihre Hilfe unbezahlbar ſei, aber ohne ein kleines Geſchenk dürfe ſie ihn nicht verlaſſen, meinte er. Einen Augenblick ſchwankte ſie, das blanke Geld lockte zu verführeriſch; dann aber dachte ſie daran, was wohl Thomas dazu ſagen würde und wies die ausgeſtreckte Hand zurück. Er drang nicht weiter in ſie, denn er wußte, daß es nutzlos ſein würde.

Als ſie bereits die Thür hinter ſich hatte, klopfte ſie noch einmal und ſteckte den Kopf herein: „Da habe ich ja ganz vergeſſen, Herr Timpe — es war vor acht Tagen ein Schutzmann hier; Sie möchten einmal nach dem Polizei-Bureau kommen . . . Sie hatten noch ſehr viel Fieber, ich ſagte es ihm, und da der Arzt gerade hier war, ſo beſtätigte er das. Adieu!“

Der Meiſter hatte ſie groß angeſtarrt und blickte in derſelben Verfaſſung auf die Thür, hinter der ſie verſchwunden war. Er hörte deutlich, wie ſie durch das Vorderzimmer ſchritt, wie die Außenthür und das Hausthor klappten; hörte auch ihre knirſchenden Schritte über die Steinſtufen gleiten. Aber immer noch ſtand er auf demſelben Fleck und rührte ſich nicht. Schutzmann . . . Polizei-Bureau . . . Die Worte klangen in ſeinen Ohren wieder, ſie flimmerten ihm ſchließlich vor den Augen, denn wohin er blickte, leuchteten ſie ihm entgegen. Weshalb ließ man ihm nicht ſagen, was man wünſche, was wollte man von ihm? O, er ahnte die Dinge . . . man hielt ihn für einen Sozialdemokraten . . . er hatte in blinder Wut Gewaltthätigkeit gepredigt . . . man wollte ihn nun zur Rechenſchaft ziehen. Seine Einbildungskraft erlangte im Fluge eine Ausdehnung ohne Grenzen. Er ſah ſich bereits verhaftet, auf die Anklagebank geführt und ins Gefängnis geworfen. Merkwürdig war, wie ſchnell dann der Trotz die entſetzliche Furcht wieder verdrängte, die ihm binnen wenigen Minuten die Knie ſchlottern gemacht hatte.

„Sie kriegen mich nicht, ſie kriegen mich nicht,“ ſagte er ein über das andere Mal . . . „Bis zum letzten Blutstropfen werde ich mich verteidigen . . . He, he . . . das wird nett werden.“ Er war aus einem Zimmer ins andere gegangen, befand ſich nun in der Werkſtatt und lachte laut auf. Dann blickte er durch das Fenſter nach dem Gärtchen hinaus. Wie öde und troſtlos lag es vor ihm! Es war Anfang Dezember, leichter Froſt lag in der Luft und eine dünne Schneedecke verhüllte den Erdboden. Der Niedergang ſeines Geſchäfts hatte ihm ſelbſt die Freude an ſeinen Beeten und Blumen verdorben. Überall im Gärtchen konnte man ſeine liebevolle Hand vermiſſen. Das Holzgitter des wilden Weines an der Mauer zeigte beſchädigte Stellen, die Sträucher waren niedergetreten und verwildert, Blumentöpfe lagen umher und die kleine Laube, in welcher der Schmutz ſich angehäuft hatte, gewährte einen traurigen Anblick. Wie oft hatten ſie dort geſeſſen, der Großvater, Karoline, er und ſein Sohn — an den herrlichen Sommerabenden, wenn die Lindenblüten zur Erde fielen und der Duft der Roſen die Luft durchwürzte. Je länger er nach der Ecke blickte, je lebhafter wurde ſeine Phantaſie. Leuchtete da nicht die Haube ſeiner Frau, tauchte dort nicht das fahle Geſicht Gottfried Timpes auf, wie es ſich jetzt empor hob, um die ſtumpfen Augen zu zeigen? Und jetzt ſah er ſie mitten durch den Garten ſchreiten, die ſchlanke, biegſame Geſtalt ſeines Einzigen! Plötzlich ertönte gellend die Fabrikpfeife, denn es war zwölf Uhr. Eine weiße Dampf-

wolke wirbelte auf, ſchlug in den Garten und huſch, huſch! war der ganze Spuk vorüber. Dafür gewann die Wirklichkeit wieder die Oberhand. Timpe ballte jetzt die Fauſt und verzerrte das Geſicht, als ſtünde ſein Todfeind ihm gegenüber. „Und doch iſt es wahr!“ ſchrie er laut, ſo daß ſeine Stimme unheimlich im weiten Raume widerhallte, „die Schornſteine müſſen geſtürzt werden, denn ſie verpeſten die Luft! Ich wollte, man würde mit dem da drüben den Anfang machen!“

Dieſer Ausbruch einer erneuten Wut brachte ihn wieder auf andere Gedanken. Waren das doch dieſelben Worte, die er in der Verſammlung gebraucht hatte. Er dachte nun darüber nach, was alles er an jenem Abend geſagt haben könne; nur dunkel erinnerte er ſich der letzten Vorgänge. Seine Krankheit, die wilden Phantaſtereien während derſelben hatten ſeine Gedanken derartig verwirrt, daß er ſich keine richtige Vorſtellung von den Begebenheiten zu machen vermochte. Nur das eine Gefühl hatte er: daß es ihm, als er noch auf dem Podium ſtand, plötzlich geweſen ſei, als ſtürzte er in einen dunklen, entſetzlich tiefen Krater hinab, in dem die ganzen Schreckniſſe einer unbekannten Welt auf ihn eindrangen; und als hätte er in dieſer Tiefe einen ſchrecklichen Traum gehabt, in welchem er mit ſeinem Sohne auf Tod und Leben rang. Er lag noch völlig in dem Bann dieſer unklaren Vorſtellung, als der Schall der Hausthürklingel ihn zuſammenſchrecken ließ.

Der Polizeileutnant ſchickte abermals einen

Boten mit der Anfrage, ob „Herr Timpe“ bereits gesund sei? Er möchte in diesem Falle zu einer bestimmten Stunde sich nach dem Bureau bemühen. An Stelle Liebegotts war ein anderer Schutzmann gekommen. Der Meister wollte ihn aushorchen. Der Sicherheitsmann aber zuckte die Achseln und bedauerte, keine Auskunft geben zu können.

Am anderen Morgen gleich nach 8 Uhr machte Timpe dem Leutnant seine Aufwartung. Es war derselbe, der die Strikeversammlung überwacht hatte. Der Beamte war sehr höflich, bot ihm einen Stuhl an und begann das Verhör, während dessen sein Blick mehrmals über die Gestalt Timpes, von oben bis unten, glitt. Johannes hatte seine genauen Personalien anzugeben: was er treibe, in was für Beziehungen er zu den Strikenden stehe, wie er in jene Versammlung gekommen sei? Schließlich wurde ihm nichts mehr verheimlicht: er würde in eine Anklage verwickelt werden, denn er habe geradezu Aufruhr gepredigt, vorausgesetzt, daß seine Zurechnungsfähigkeit an jenem Abend bewiesen werden könne.

„Herr Leutnant, ich habe mich hinreißen lassen . . . der Kummer, die Sorgen“, sagte er zum Schluß und damit waren Verhör und Protokoll beendet. Der Beamte sprach etwas von „Bedauern,“ von „seiner Pflicht,“ war bei der Verabschiedung eben so höflich wie zuvor, und Timpe konnte gehen.

Wie er nach Hause kam, wußte er eigentlich nicht; als er aber angelangt war, ließ er sich wie vernichtet auf einem Stuhl nieder und versank in ein dumpfes Brüten.

Seit diesem Tage bot das Haus wieder sein früheres unheimliches Aussehen dar. Die Laden waren geschlossen und selbst der eine Flügel an Timpes Schlafzimmer war heraufgezogen. Die Leute an den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser, die bereits geglaubt hatten, in Timpes Lebensweise sei eine erfreuliche Besserung eingetreten, hatten ihren alten Gesprächsstoff bekommen, und die ganze Nachbarschaft nahm aufs neue die Mär von der Verücktheit des Meisters auf.

Noch vor Weihnachten wurde Timpe vor den Untersuchungsrichter geladen. Der Polizeileutnant hatte über seinen persönlichen Charakter nur das Beste berichten können. Als man aber auch hier Anspielungen auf seine Unzurechnungsfähigkeit machte, bäumte sich sein Stolz empor. Er gestand unumwunden ein, mit vollem Bewußtsein und aus Überzeugung gesprochen zu haben. Als er von diesem schwersten Gang seines Lebens nach Hause kam, bemächtigte sich seiner ein fürchterlicher Entschluß, der ihn wie sein Schatten begleitete. Dieser Entschluß wurde noch bestärkt durch die unglückliche Hypothekengeschichte. Mit Grauen dachte er an den Tag, wo man ihn aus seinem Eigentum verweisen würde. Seine Gleichgültigkeit gegen das Leben, der Stumpfsinn, der ihn stundenlang thatenlos auf einem Fleck dasitzen ließ, waren bereits so groß, daß er nicht mehr daran dachte, einen Schritt aus dem Hause zu thun, um eine letzte Rettung zu versuchen.

Eine ganze Woche lang betrat er jetzt die Straße

nicht. Hin und wieder ſtellte er ſich an die Drehbank und arbeitete, weil er glaubte, die gänzliche Thatenloſigkeit könnte ſeinen Verſtand umnachten. Als Nölte ihn einmal beſuchen wollte und drei Tage hintereinander vergeblich die Klingel gezogen hatte, glaubte man allgemein, daß dem Meiſter ein Unglück zugeſtoßen ſei. Man beruhigte ſich erſt, als ſein Kopf ſich am Giebelfenſter zeigte. Er verbitte ſich ein- für allemal jede Störung, rief er laut hinaus. In ſeinem Groll ging er ſo weit, mit der Polizei zu drohen. Er kenne dieſelbe ganz genau und wiſſe, daß ſie mit „manchem Menſchen“ wenig Umſtände mache. Dann fiel das Fenſter klirrend zu.

Jetzt zweifelte ſogar der Klempner an Timpes Verſtand. Es verging nun faſt kein Tag, wo nicht Gruppen von Menſchen ſich vor dem Hauſe bildeten und dasſelbe wie ein Wunder der Welt betrachteten.

Sämtliche Stammgäſte bei Jamrath wußten bereits von der Unterſuchung, in welche der Meiſter verwickelt war. Man wollte jetzt längſt beobachtet haben, daß Timpe Anlage zur allgemeinen Gefährlichkeit beſitze, und jeder verwahrte ſich „entſchieden“ dagegen mit dem „blutigen Revolutionär“ näher befreundet geweſen zu ſein. Und da Anton Nölte nicht mehr zugegen war, um für Timpe Partei zu nehmen, ſo wurde der letztere jeden Abend ein Dutzend Mal gekreuzigt — eine menſchenfreundliche Beſchäftigung, bei der Jamrath mit Vergnügen feſtſtellen konnte, daß der Verbrauch der großen Weißen ſich vermehrte. Selbſt der lange Brümmer trank mehr

als sonst und drückte bis halb Elf seinen Stuhl — eine Hintenansetzung seiner Lebensregel, die man in Anbetracht dessen, daß er eine zanksüchtige Ehehälfte besaß, allgemein bewunderte.

Zwei Tage vor Weihnachten machte Franzens Frau noch einmal den Versuch, mit Johannes ein vernünftiges Wort zu reden; da ihr aber gar nicht geöffnet wurde, mußte sie unverrichteter Sache wieder abziehen. Bis Neujahr hockte der Meister in seinem Bau, ohne von der Außenwelt mehr zu sehen als sein Gärtchen, die Wand des Kesselhauses und den Schornstein, der sich auf ihr türmte.

Es war unverkennbare Schwermut, die sich jetzt seiner bemächtigte und seinem Antlitz eine verklärende Milde gab. Sie verließ ihn nur, wenn er dem Schnaps zu sehr zugesprochen hatte. Er trank ihn jetzt, um nicht gänzlich zu erschlaffen und die letzten Kräfte zur Arbeit zu verlieren. Dann rötete sich sein Gesicht, ein unnatürlicher Lebensmut kam über ihn und er sprach laut vor sich hin, um das dumpfe Schweigen der Werkstatt zu brechen. Oftmals wurde er von dieser traurigen Existenz angeekelt, daß er nahe daran war, sich selbst zu verachten. Tage vergingen, ehe er eine warme Speise zu sich nahm. Seine Mahlzeiten bestanden nur noch aus Kaffee, Brot und etwas Räucherware. Hin und wieder fühlte er das Bedürfnis, spät abends sein Haus zu verlassen und in einem entlegenen Stadtteil ein untergeordnetes Lokal aufzusuchen, wo man ihn nicht kannte. Er wollte wenigstens wissen, ob er noch lebe, ob er noch ein

menſchliches Antlitz trage und die Sprache anderer verſtehe. Dann war es auch der Hunger, der ihn hinaustrieb, der Gedanke an ein behagliches Zimmer voller Lärm und Fröhlichkeit.

Mitte Januar bereits fand die Subhaſtation ſeines Grundſtücks ſtatt. Der Hypothekeninhaber erwarb es meiſtbietend und Timpe ſollte ſein Haus verlaſſen. Um dieſelbe Zeit war es, daß er durch eine Anklage wegen Aufreizung zum Klaſſenhaß überraſcht wurde. Er beachtete weder das eine noch das andere, aber er ſah nun jedem neuen Tag entgegen, wie ein Menſch, der einen plötzlichen wohlthuenden Tod erwartet. Als er aller Aufforderung ungeachtet immer noch nicht Miene zeigte, dem neuen Beſitzer ſeine Rechte abzutreten, wurde ihm Ende des Monats mit Gewaltmaßregeln gedroht, ſodaß er ſich genötigt ſah, um Nachſicht zu bitten. Er werde in einigen Tagen das Haus verlaſſen.

Es war am ſpäten Sonntagnachmittag, als Johannes die Luft im Zimmer nicht mehr ertragen konnte. Bei beginnender Dunkelheit ſchlich er zum Hauſe hinaus und irrte ziellos durch die Straßen. Ein Druck unendlicher Einſamkeit laſtete auf ihm, den er von ſich wälzen mußte, wollte er nicht erſticken. Er kam ſich wie ein Delinquent vor, deſſen letztes Stündlein geſchlagen hat und dem noch einmal vergönnt worden iſt, an den lachenden Geſichtern einer geputzten Sonntagsmenge, an den erleuchteten Schaufenſtern, an all' dem rauſchenden Glanze Berlins ſich zu erfreuen. Und ertönte nicht auch ſoeben das Armeſünderglöcklein?

Seine Phantasie hatte ihn getäuscht. Es waren die hellen Glockentöne der Andreaskirche, die zum Gottesdienst riefen. Vor dem erleuchteten Portal bannte er seine Schritte.

Eine längst vermißte Sehnsucht packte ihn, der Drang eines Menschen, der am Scheidewege des Lebens stehend, zur letzten Wanderung neue Stärke sucht. Er trat ein. Die Orgel erbrauste. Er ging den Seitengang entlang, stieg zur Galerie hinauf und setzte sich an derselben Stelle nieder, von wo aus er einst mit seinem Weibe der Trauung des Einzigen zugeblickt hatte. Die letzten Orgelklänge waren verrauscht, nur dumpf hallte der Lärm des genießenden Berlins herein, als der Prediger die Kanzel betrat. Es war ein noch junger Mann mit kräftigem, wohllautendem Organ. Er sprach über den 25. Vers des Evangelii Johannis: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, wenn gleich er auch stürbe, und wer da lebt und glaubt an mich, der wird nimmermehr sterben.

Mächtig hallten seine Worte in dem hohen Raume wieder, und mächtig packte er die Zuhörer. Des Meisters Haupt sank tiefer und tiefer und die Hände schlangen sich krampfhaft in einander. Er weinte still und heiß. Es war gerade, als schüttete er in dieser Stunde den ganzen Becher des Leidens aus, um die ewige Glückseligkeit in ihn aufzunehmen. Als die Predigt zu Ende war, erhob er sich wie verjüngt und verließ das Gotteshaus. Er durchschritt die Straßen, entfernte sich immer mehr von diesem Viertel, suchte

die entfernteſten Stadtteile auf und kehrte erſt ſpät in der Nacht nach Hauſe zurück. Er konnte ſich nicht entſinnen, ſeit Jahren ſo ſanft entſchlummert zu ſein, wie an dieſem Tage.

Gleich in der Frühe ſuchte er einen Notar auf und ließ ein Teſtament aufſetzen, in dem er ſeine ganzen Habſeligkeiten Thomas Beyer und deſſen Schweſter vermachte. Als dieſe Angelegenheit erledigt war, beſuchte er den Kirchhof, wo ſeine Lieben den ewigen Schlaf ſchliefen. Lange verweilte er an den Gräbern, und die Dämmerung brach bereits über Berlin herein, als er aufbrach. Es war die letzte Nacht, die er in ſeinem Heim zubringen durfte. Am anderen Tage würde der Gerichtsvollzieher kommen, Wagen würden vorfahren, fremde Leute in die ihm liebgewordenen Räume bringen und rohe Fäuſte die Heiligtümer entweihen. Kein böſer Gedanke trübte ſeine Seele, aber er hatte ſich vorgenommen, nur der Gewalt zu weichen. Und wenn man ihn in tauſend Stücke riſſe, er wollte nicht gutwillig dieſe Scholle verlaſſen, an der das Herzblut ſeines Lebens klebte. Überdies, ſollte er nicht in zwei Tagen auf die Anklagebank kommen, um gebrandmarkt für ewige Zeiten zu werden?

Mitten in der Nacht begann er plötzlich eine unheimliche Thätigkeit zu entfalten. Er verrammelte ſämtliche Thüren, ſchleppte mit übermenſchlichen Kräften ſchwere Gegenſtände an die Fenſter und auf den Flur. Dann befeſtigte er auch die Laden zur Werkſtatt, die ſeit undenklichen Zeiten nicht geſchloſſen wurden; und als die Kraft ihn zu verlaſſen drohte,

griff er zum Schnaps und versuchte sich Mut für die letzte That seines Lebens zu geben. Als er alles genügend verbarrikadiert glaubte, ging er durch die noch offene Hofthür zum Gärtchen hinaus und schritt von hier aus mit der Lampe in der Hand in den Keller hinunter. Er hatte vor Jahren dem Gewölbe ein wohnliches Aussehen gegeben, als er auf die Idee gekommen war, es zur Schlafstube für die Lehrlinge zu verwenden. Es war ein weißgetünchter Raum, der sein Licht durch ein einziges großes Fenster vom Garten her erhielt. Mit Anstrengung schleppte er Betten, Tisch und Stühle und die halbe Einrichtung einer Küche herunter. Er beachtete die Kälte der Nacht nicht, nahm keine Rücksicht auf das Wahnwitzige seines Thuns, nur der eine Gedanke beseelte ihn, sein Werk zu vollbringen, ehe der Tag zu grauen anfing.

Es war nahe an sechs Uhr, als er innehielt. Noch einen Blick wollte er auf die Straße werfen, bevor er sich in sein freiwilliges Gefängnis vergrub. Er stieg zur Giebelstube hinauf und öffnete das Fenster. Eisige Luft schlug ihm entgegen und kühlte sein erhitztes Gesicht. An diesem Februarmorgen bedeckte leichter Nebelflor die Erde und tauchte das Licht der Laternen in große Wolken von Dunst. Die Straße hatte sich bereits belebt. In langen Zügen schritten die Arbeiter der Urban'schen Fabrik zu, eilig und schweigsam wie finstere Gestalten der Nacht.

Während der Meister hinunterblickte, wurde er ruhiger. Was erreichte er eigentlich durch seinen Widerstand? Wäre es nicht besser, mit der Vergangen-

heit zu brechen und den Lebenskampf von neuem aufzunehmen? Ein Ausweg blieb ihm: unterzugehen in dieser schwarzen Menge, die schon so viele Handwerksmeister vor ihm verschlungen hatte. Plötzlich zog er den Kopf zurück. Im Lichte der Laterne sah er Meister Hüttig daherschreiten, dürr und durchsichtig wie ein Gespenst. O, er konnte sich noch ganz gut der Zeit entsinnen, da dieser brave Mann hinter dem Schaufenster seines Verkaufsgewölbes emsig die Kunden bediente. Vom Laden aus konnte man direkt in die Werkstatt blicken, wo Drehbank neben Drehbank stand. Und jetzt . . . ein Proletarier, der im Schweiße seines Angesichts für Weib und Kinder sorgte!

Johannes durchschauerte es. Wenn er dasselbe thäte? Aber nein, nein, er würde es nicht erleben! Noch einen langen Blick warf er die Straße entlang, dann schloß er das Fenster . . .

* * *

„Heda, Meister, machen Sie doch auf. Wo stecken Sie denn?"

Es war Thomas Beyer, der diese Worte laut im Flur erschallen ließ. Er war im Begriff, Timpes Haus zu passieren, als er große Wagen vor der Thür halten sah und eine Anzahl Arbeiter bemerkte, die, geführt von einem Herrn, vergeblich Einlaß begehrten. Die ganze Straße war schwarz von Menschen. Trotz der unangenehmen Witterung waren die Fenster der Nachbarhäuser geöffnet, und die Köpfe beugten sich weit

hinaus. Der Altgeſelle wurde von einer unerklärlichen Angſt befallen. Irgend etwas Entſetzliches ſchwebte ihm vor. Er kenne Timpe ſehr genau, hatte er dann gemeint, man müſſe mit aller Vorſicht vorgehen, ſonſt gäbe es ein Unglück. Endlich wurde ein Schloſſer geholt. Nach harten Anſtrengungen hatte man dann die Barrikade weggeſchafft und befand ſich im Flur. Nun ließ der Altgeſelle ſeinen Ruf ertönen, aber es erfolgte keine Antwort. Man öffnete auch die Eingänge zu den Vorderzimmern, die Läden, und kletterte in den erſten Stock hinauf, ohne Timpe zu finden.

Draußen auf der Straße, unter dem umwölkten Himmel des unfreundlichen Februartages, ſtaute ſich die Menge der Neugierigen immer mehr und mehr. Das Stimmengewirr hörte ſich an wie das dumpfe Murmeln einer empörten Volksmaſſe. Man hatte kaum gehört, daß der Gerichtsvollzieher im Spiele ſei, der einen Menſchen aus ſeinem Heim vertreiben wolle, als die allgemeine Stimmung zu gunſten Timpes umſchlug. Er war über Nacht ein „braver Kerl“ geworden. Drohungen wurden laut, man verſuchte die Arbeiter zu bewegen, mit ihren Wagen davon zu fahren; die Menge pfiff und johlte und drängte mit Gewalt gegen das Haus.

Im Innern desſelben hatte man die größte Mühe, zu dem nächſtfolgenden Raume ſich Zutritt zu verſchaffen. Hinter jeder Thür tauchte eine doppelte Barrikade auf, große Kiſten waren auf Tiſche geſtellt und auf dieſe Stühle und ſchwere Möbelſtücke. Bei

jedem erneuerten Eindringen ließ der Altgeselle seinen Ruf erschallen:

„Meister, wo stecken Sie denn? Kommen Sie doch hervor!“

Noch waren die Thüren zur Werkstatt geschlossen; lange Eisenstäbe schienen hinter ihnen zu liegen. Man stieß dann die Hofthür ein, riß die Laden von den Werkstattfenstern und blickte hinein. Plötzlich drang aus einem Haufen Holzspähne eine helle Flamme hervor und dunkler Qualm wälzte sich durch die eingeschlagenen Scheiben. Von der Werkstatt aus führte eine Fallthür zum Keller hinab. Man konnte deutlich die hochstehende Klappe sehen. Nun durchzuckte den Altgesellen ein Gedanke.

„Er ist im Keller!“ rief er laut, und diesen Worten folgten wieder die alten Klagetöne: „Meister, Meister, antworten Sie doch!“

Plötzlich konnte man deutlich eine dumpfe Stimme vernehmen, welche die Strophen sang:

„Eine feste Burg ist unser Gott,
Eine gute Wehr und Waffen.
— — — — — — — — —“

Es hörte sich wie der Grabgesang eines lebendig Verschütteten an: schauerlich und doch ergreifend. Man schlug nun auch das Kellerfenster ein, stieß aber auf starke Bohlen. Zudem wirbelte der Rauch tiefschwarz aus der Werkstatt heraus und erfüllte den ganzen Garten. Der Polizeileutnant und Schutzleute erschienen; nach wenigen Minuten raste die Feuerwehr

heran. Die Äxte der Wehrleute arbeiteten ſich unbarmherzig einen Weg durch die Rauchwolken, dann wurden die Spritzen in das Feuer geführt.

Mit dem Kniſtern und Praſſeln der Flammen, dem Ziſchen der Waſſerſtrahlen, mit den Zurufen und Kommandoworten der Mannſchaften miſchte ſich das Lärmen der Menge, das von der Straße herübertönte. Endlich wurde man Herr des Feuers und konnte ungefährdet den Weg in die Werkſtatt nehmen.

Man ſolle doch nach des Meiſters Sohn hinüberſchicken, äußerte jemand: er bekam aber zur Antwort, daß Timpe junior nebſt Frau ſeit vierzehn Tagen auf der Reiſe ſich befinde.

Unten war es ſtill geworden.

Thomas Beyer konnte die Zeit nicht mehr erwarten; er nahm eine Axt und ſchlug gegen die Kellerthür, daß ſie krachend nachgab. Immer dichter fielen die Schläge auf allerhand Gerümpel, das in Stücken die Treppe hinunterrollte. Auf der anderen Seite bahnte man ſich einen Weg durch das Fenſter.

Als man endlich von drei Seiten aus hinunter gelangte und das Licht des Tages voll in den Raum fiel, erblickte man Timpe. Er lag mit dem Kopf an der Leiter, die zu der Werkſtatt hinaufführte, lang ausgeſtreckt wie ein friedlich Schlummernder da. Der Tod mußte vor wenigen Minuten erſt eingetreten ſein, denn der Körper war noch warm. Mit der linken Hand hielt er das Bild ſeines Sohnes umklammert, während die rechte wie zum Schwur an der Sproſſe der Leiter lehnte, als wollte ſie noch im Tode

Anklage zum Himmel erheben. Auf dem unberührten Lager, das er ſich zurecht gemacht hatte, lag neben den Bildern des Großvaters und Karolinens allen ſichtbar ſein „letzter Wille.“ Alles deutete darauf hin, daß ein außergewöhnlicher Umſtand ihn getötet habe. An der Kalkwand ſtanden mit großen Buchſtaben, wie von unſicherer Kinderhand drei-, viermal die Worte geſchrieben: „Es lebe der Kaiſer . . . Hoch lebe der Kaiſer!“

Als man ihn endlich hinauf nach dem Garten getragen hatte, um die letzten Belebungsverſuche anzuſtellen, vermochte Beyer ſich nicht mehr zu beherrſchen.

Er beugte ſich über den entſeelten Körper und rief mit ſchluchzender Stimme: „Meiſter, Meiſter, wachen Sie doch auf . . . reden Sie! . . .“

Dann, als er lange auf das Antlitz geblickt hatte und nun einſah, daß alles vorüber war, richtete er ſich empor, er ſchlug die Hände vor das Geſicht und verharrte minutenlang in ſtummem Schmerze. Seine Geſtalt erbebte, heiße Thränen benetzten ſeine Hände.

Man trug den Leichnam in die Wohnung. Noch immer ringelte der Rauch in dünnen Säulen zum Fenſter hinaus und über das Dach hinweg. Das Häuschen mit ſeinen eingeſchlagenen Fenſtern und Thüren, der durchlöcherten Wand, mit den halbverkohlten Dielen glich einer Trümmerſtätte. Durch die geöffneten Thüren hatte man eine Durchſicht nach der Straße, wo die Menge Kopf an Kopf gleich einem lebenden Meere wogte. Soeben legte man Timpes

entſeelten Körper im Vorderzimmer auf ein Sofa nieder.

Plötzlich ertönte ein tauſendfaches Hurrarufen. Die Menge wandte die Köpfe und blickte in die Höhe. Ein dumpfes Ächzen und Stoßen wurde wahrnehmbar, heller Qualm wälzte ſich über die Straße und unter dem Zittern der Erde brauſte die Stadtbahn heran, die ihren Siegeszug durch das Steinmeer von Berlin hielt. Die Lokomotive war bekränzt. Aus den Coupéfenſtern blickten Beamte des Miniſteriums, Leute von der Eiſenbahnverwaltung und die geladenen Ehrengäſte. Die Herren nickten freundlich hinunter und ſchwenkten Taſchentücher. Unter dem brauſenden Jubelruf der Menge dampfte der Zug vorüber.

Die dunkle Wolkenmaſſe zerteilte ſich wie durch Zauberhand, die Mittagsſonne brach ſich Bahn und ſandte ihre erwärmenden Strahlen herunter auf Menſchen und Paläſte, die alte und die neue Welt. Aus der Entfernung drangen noch immer die Hurrarufe der Menge herüber, wie das leiſe Grollen eines davonziehenden Gewitters . . .

Ende.

Druck von Walter Möſchke, Leipzig.

Stimmen der Presse über

Die Betrogenen

Berliner Sitten-Roman

von

Max Kretzer.

5. Auflage. Geheftet Mk. 4.—, elegant geb. Mk. 5.—.

... Das trägt alles in der Charakteristik wie in der Darstellung so durchaus das Gepräge des Echten und Wahren, daß hierdurch allein schon dem Werke litterarischer und ethischer Werth zu eigen wird... „Die Gegenwart".

... In der mächtigen Wirksamkeit seiner Schilderungen erinnert Kretzer allerdings zuweilen an Zola, aber er steht weit über ihm, weil er schildert mit dem Weh des Menschenfreundes im Herzen, nicht mit der kalt zergliedernden Hand des Anatomen... „Frankfurter Zeitung".

Das Gesicht Christi

Roman aus dem Ende des 19. Jahrhunderts

von

Max Kretzer.

4. Auflage. Geheftet Mk. 4.—, elegant geb. Mk. 5.—.

„Das ist ein gewaltiges Buch, das nicht kritisiert, sondern genossen sein will, ja mehr als das: es ist eine künstlerische That und verdient als solche von der ganzen deutschen Leserwelt gewürdigt zu werden."

Dr. P. A. Wolff in einem Essay.

„... Das ganz ungewöhnliche Buch giebt ein rühmliches Zeugnis von dem Ernste und der Selbständigkeit des Verfassers." „Kreuz-Ztg."

Empfehlenswerte graphologische Werke aus dem Verlage von Paul List in Leipzig.

Praktisches Lehrbuch der Graphologie

(Handschriften-Deutungskunde)

von

J. Crépieux-Jamin.

In autorisierter Uebersetzung herausgegeben von

H. Krauß und **Hans H. Busse**

weiland Professor an der Universität Genf. — Inh. v. Institut f. wissensch. Graphologie München.

Vierte neu bearbeitete Auflage mit 204 Handschriften-Proben und einem Anhang.

Preis geheftet Mk. 5.—, elegant gebunden Mk. 6.—.

Nationalzeitung, Berlin. — Wir haben selten ein Buch gelesen, das in so geistreicher und fesselnder Art zu belehren weiß. Crépieux versteht es vortrefflich, uns den Nutzen und die Berechtigung der Graphologie nachzuweisen und uns zu überzeugen, daß wirklich der Charakter eines Menschen sich in seiner Handschrift widerspiegelt. Aufmerksame und gründliche Leser des Buches werden durch dasselbe dahin gebracht, selbst die Kunst der Handschriftendeutung ausüben zu können, was ihnen nicht nur amüsant, sondern auch nutzbringend sein wird.

Handschrift und Charakter

von J. Crépieux-Jamin.

Mit über 250 Handschriften-Proben.

Unter Mitarbeit von Hertha Merckle in autorisierter Uebersetzung nach der vierten Auflage des französischen Originals herausgegeben und mit einem Anhang versehen

von Hans H. Busse,

Vorstand der „Deutschen graphologischen Gesellschaft"
Inhaber vom „Institut für wissenschaftliche Graphologie" in München.

Preis Mk. 8.—, elegant gebunden Mk. 10.—.

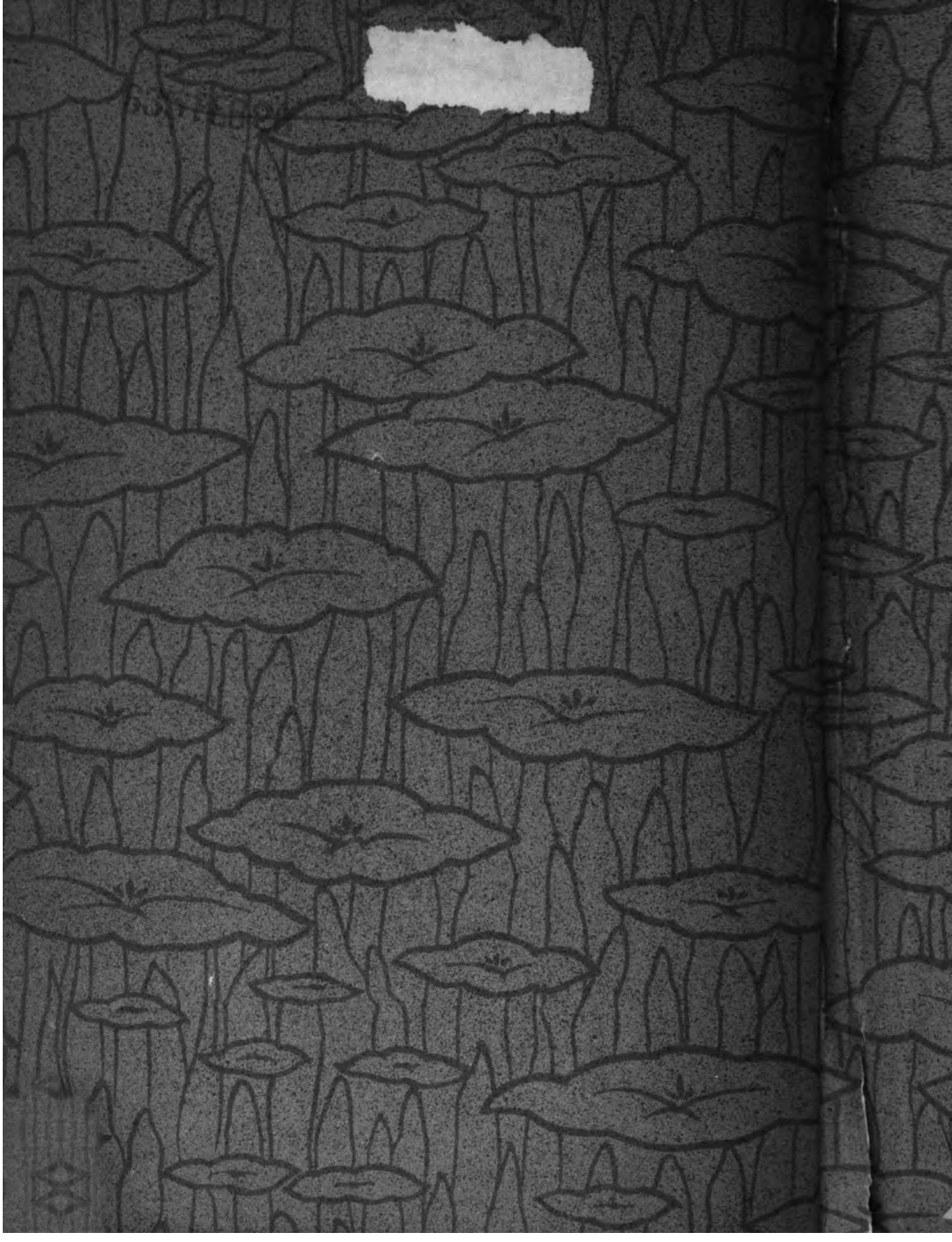
Ohne Zweifel wird auch eine deutsche Uebersetzung von Crépieux-Jamins Hauptwerk „L'Écriture et le Caractère", „Handschrift und Charakter" den Beifall aller für wissenschaftliche Graphologie interessierten Kreise finden.

Graphologische Studien

von W. Langenbruch, gerichtl. vereid. Schriftsachverständiger.

Preis geh. Mk. 4.—, elegant gebunden Mk. 5.—.

Die freie Schweiz, St. Gallen. . . . . Langenbruch ist nicht bloß ein Meister in seinem Berufe als Graphologe, sondern er versteht auch in musterhafter Weise zu erzählen und durch die Erzählung zu belehren.



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03009 9306

DO NOT REMOVE
OR
E CARD